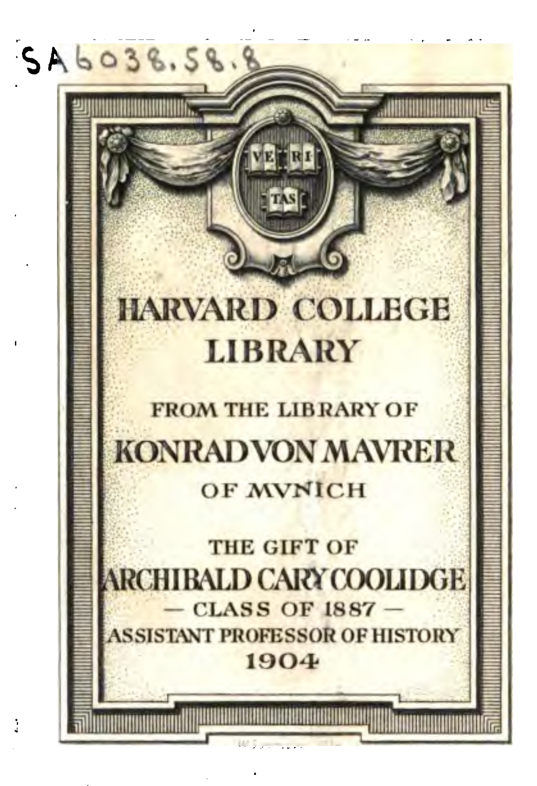

VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Jeder Theilnehmer wird ...
er das Buch erhalten u...

Name	Lap...
1. Dyk	280 fl.
2. Walther	
3. v: Sybel	—
4. Windscheid	—
5. v: Thiersch	—
6. v: Siebold	—
7. Lauk	—
8. May	—
9. Bischoff	—
10. Müller	—
11. Haenle	—
12. Medicus	—
13. Huber	—
14. Henle	—
15. Dahn	—
16. Brater	—
17. Schneider	—
18. Prantl	—
19. Ströll	—
20. Bluntschli	—
21. v: Maurer, sen:	—
22. Kimmerle	—

Reise durch Süd-Brasilien.



Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Erster Theil.



Aimé Bonpland's Estancia Santa-Anna in Corrientes am Uruguay.
(Nach einer Skizze des Verfassers vom 18. April 1858, sechzehn Tage vor Bonpland's Tode.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Refiro-me principalmente aos allemães, unico povo que em meu entender nos poderá libertar das pessimas idéas e costumes, que nos legáraõ os portuguezes, causa primaria de tudo quanto de máo nos tem succedido como nacaõ e como individuos.

Relatorium des Marineoffiziers Antonio Mariano de Azevedo über die Exploration des Tieté in S.-Paulo. Rio-de-Janeiro 1858.

Vorwort.

Kaum einer Vorrede bedarf es, um vorliegenden Reisebericht vor jeder Nachrede zu bewahren.

Als praktischer Arzt in vieljähriger brasilianischer Thätigkeit geprüft, muß ich allem Anspruch auf Werth und Stellung eines Naturforschers von Fach entsagen, weswegen mein Reisebericht auch so manchen Schmuckes entbehrt, den sonst wol Reisewerke an sich tragen. Ich schrieb vorliegende Blätter unter Bäumen, in Hütten, bei Europäern, Negern, Indianern und Mischlingen von ihnen allen, oft in bequemer Lebenslage, oft zu den allerhärtesten Entbehrungen gezwungen, ohne Dach, ohne Bett, ohne Essen und Trinken. Ja ich habe bei einer sehr mühevollen Waldexpedition, nur von der Boussole geleitet, barfuß durch Flüsse und Moräste waten müssen.

Wer solche Wanderungen kennt — aber nicht viele kennen sie —, der wird nicht nur mit Nachsicht, sondern selbst mit Interesse die folgenden Blätter lesen, wenn sie auch kaum aus weiten Camposgegenden und Araucarienwäldern hinausgehen. Vielleicht mag auch mancher angeregt werden

beim Anblick des rüstigen Treibens in deutschen Colonien. Auf jeden Fall ist das Bild, das ich davon entworfen habe, der Natur mit strenger Gewissenhaftigkeit abgelauscht.

Ich war meistens nur von einem Diener begleitet, oft machte ich meinen Weg ganz allein, wie ich z. B. auf dem Wege vom alten, seitdem dahingegangenen Aimé Bonpland nach Restauracion ganz auf mich allein angewiesen war.

Ja, ich habe oft über meine einsame, allem entsagende Lage lächeln müssen! Nie mehr aber, als wie ich meines frühern Reisegefährten Dr. Hochstetter's, Naturforschers auf der k. k. Fregatte Novara, Briefe aus Batavia las. In voller orientalischer Pracht durchflog sein Prinzenaufzug die Insel Java, während ich im tiefen Südwesten in den von Menschen noch nie betretenen Waldungen der Serra-Geral am Wassergebiet des Paraná auf feuchtem Boden lag und Hunger litt.

Sei man darum nachsichtig und gönne mir die Freude, allein und in ganz eigener Kraft, geleitet vom zähesten Willen, gereist zu sein, wenn mich auch vielleicht nicht viele um meine Anstrengungen und Entsagungen beneiden mögen.

Rio-de-Janeiro, 21. November 1858,
am Tage meiner Einschiffung nach Bahia
und dem Amazonenstrome.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Rio-Grande do Sul.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Reise von Triest nach Brasilien.

Erstes Kapitel.

Engagement des Verfassers zur Weltumsegelung auf der k. k. österreichischen Fregatte Novara. — Abreise von Triest. — Das Adriatische Meer. — Der Aetna. — Die Straße von Messina. — Ankunft in Gibraltar. — S.-Roque in Spanien. — Geburtstagsfest der Königin von England. — Die Höhle von S.-Michael. — Abfahrt von Gibraltar.

Als ich im Anfang des Jahres 1855 nach einer siebzehnjährigen, höchst angestrengten ärztlichen Thätigkeit in Rio-de-Janeiro zum ersten mal wieder diese so merkwürdige Stadt verließ und auf der französischen Fregatte Galathée dem langentbehrten heimischen Norden wieder zueilen durfte, mischte sich beim Scheiden von den herrlichen Gestaden Brasiliens zu so manchen andern Gefühlen der Wehmuth auch das, daß es mir nie gelungen war, von dem gewaltigen, so unendlich reich von der Natur ausgestatteten Lande etwas mehr als einen schmalen, dem Raum nach sehr beschränkten Küstenstrich gesehen zu haben. Um so tiefer ergriff mich diese schmerzhafte Empfindung, als ich damals nicht wohl daran denken konnte, noch einmal mit rüstigen Kräften vom Schicksal nach Brasilien geführt zu werden, wie viele Bande der Verwandt-

schaft, Freundschaft und Hochachtung mich auch daran fesseln mochten.

Kaum indeß hatte ich nach meinem vielbewegten brasilianischen Aufenthalt mich in die so bescheidenen und doch so freundlichen Verhältnisse meiner lieben alten Vaterstadt Lübeck, in der ich fast ein Fremder geworden war, wieder hineingefunden, als die durch alle deutschen Zeitungen hindurchgehenden und sich immer wiederholenden Besprechungen einer mit kaiserlicher Municicenz ausgerüsteten großartigen Weltumsegelungsexpedition auf der k. k. österreichischen Fregatte Novara auch mich auf das lebhafteste anzogen und in mir den lebhaften Wunsch rege machten, an dieser Weltumsegelung theilnehmen zu dürfen. Eine einleitende Reise über Berlin und Wien nach Triest überzeugte mich, daß es, wie zuvorkommend ich auch überall aufgenommen ward, fast unmöglich wäre, in die schon damals mit allen erforderlichen Kräften versehene Expedition noch einverleibt zu werden.

Ein Mann indeß, derselbe und einzige unter allen Sterblichen, der den Aristoteles nicht zu beneiden braucht, machte mit einigen Federzügen das Unmögliche möglich: Alexander von Humboldt, der auch mich im Zweifel gelassen hat, ob sein Geist umfassender oder seine Herzensgesinnung edler ist, lenkte mittels einer warmen Empfehlung die Aufmerksamkeit Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Marine-Obercommandanten Ferdinand Maximilian auf mich. Nicht minder bewies sich der wissenschaftsfeurige Sectionsrath und Präsident der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Ritter Dr. von Haidinger edel gegen mich. Ich selbst durfte meine Wünsche detaillirt an Se. k. k. Hoheit schriftlich aussprechen, und so ward ich wirklich unter dem 11. Februar 1857 von Sr. k. k. Hoheit nach Triest und an Bord der Fregatte Novara als zweiter Arzt zu den drei für die Expedition bereits beliebten Aerzten und Wundärzten hinzubefohlen.

Meine volle Begeisterung für das großartige Unternehmen wuchs noch durch freundliche Aufmunterungen ausgezeichneter Männer, mit denen ich, wenn auch nur im flüchtigen Begegnen, auf meiner zweiten Reise von Lübeck nach Triest in Berlin, Breslau und Wien zusammenkam. Nicht minder anregend wirkte die herrliche Alpenwelt im ersten Frühlingsschmuck auf mich ein und die Blütenpracht des Amphitheaters von Triest, hinter welchem sich in weiterer Ferne und dennoch in den reinsten Umrissen die Schneehäupter einzelner Alpenzüge majestätisch und lieblich zugleich auf blauem Himmel abzeichnen.

Auch gar manche wackere Männer lernte ich in Triest kennen und glaube vor allen dem Herrn Obersten-Marinearzt Dr. von Pataу ein herzliches Wort des besten Dankes wie der unbegrenzten Hochachtung bei dieser Gelegenheit öffentlich sagen zu dürfen, ohne dadurch die Bescheidenheit des in ehrenvoller Stellung so rüstig wirkenden Mannes zu kränken! Seine liebevolle Gesinnung und Fürsorge für mich werde ich nie vergessen!

Unvergeßlich bleibt mir zu vielem andern aus meinem damaligen triestiner Aufenthalt auch ein Besuch von Venedig, wie wenig ich denselben auch hier detailliren kann.

Ein flüchtiger Lloyddampfer durchschnitt am Sonnabend vor Ostern den Golf von Triest und trug in bewegter, anmuthiger Fahrt mich zur Lagunenstadt hinüber.

Ein Ostersonntag in Venedig, ein Hochamt in S.-Marcus, die Kirchen der Löwenstadt, der Dogenpalast und seine Seufzerbrücke hoch über dem Canale-orfano, der Rialto über dem Canale-grande und dazu noch die Erinnerung an die Namen der Dandalo, Carmagnola, Foscari, Pisani, an Titian und Tasso, und alles, was einst in Venedig groß war —, das sind Eindrücke, für die die Poesie keine Elegie, die Musik keinen Mollaccord, die Malerei keinen Farben-

schmelz hat! Selbst Byron hat die tiefe, volle Wehmuth der untergegangenen Venetia nicht begriffen, oder doch in den Armen seiner schönen Geliebten sehr leicht wieder vergessen.

In den letzten Tagen des April kam Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Marine-Obercommandant von Venedig herüber an Bord der Novara, um den Befehl zur Abreise zu geben, bei welcher Gelegenheit Se. k. k. Hoheit auch an mich die herablassendsten gnädigsten Worte richtete. Und als nun noch abends spät ein Kriegsdampfer aus dem Adriatischen Meer herangebraust kam und sich schon von fern durch Positionslaternen, Raketen und Blickfeuer als die Lucia legitimirte, die uns für die ersten Tage der Reise schleppen sollte: da lag der Weltumsegelung endlich kein Hinderniß weiter im Wege.

Die Novara war eine Fregatte von 44 Kanonen, von denen jedoch 14 Stück und die dazu im Verhältniß stehenden Mannschaften ausgeschifft waren, um so für wissenschaftliche und nautische Zwecke mehr Raum und für Infectionskrankheiten weniger Gelegenheit zu bieten.

Mit der Novara sollte die Corvette Caroline bis nach Pernambuco segeln, um dann nautische und mercantilische Zwecke auf den Ufern des südatlantischen Oceans zu verfolgen. So ankerten beide Schiffe, der Abreise harrend, neben dem Admiralschiff Schwarzenberg in der Bucht von Muggia bei S.-André am südöstlichen Ende von Triest.

Eine genauere Schilderung aber von Personen, Stellungen und Verhältnissen am Bord der Novara würde mich hier zu weit führen, und eine Aburtheilung darüber, ob Erziehung, Wille und Kräfte aller Mitwirkenden den Erwartungen entsprechen möchten, die man von einer großartigen Weltumsegelung zu hegen berechtigt ist, mindestens sehr voreilig erscheinen. Schon im Mittelmeer ward mir meine Stellung am Bord unmöglich gemacht und ein Recurs an Se.

k. k. Hoheit nicht für nöthig befunden. Von Laune und Willkür abhängig, schickte ich demnach von Madeira mein Dimissionsgesuch an Se. k. k. Hoheit ein und blieb in Rio-de-Janeiro, wo ich meine definitive Entlassung von Triest erhielt, nachdem die Novara von Rio längst nach dem Cap der guten Hoffnung abgesegelt war.

So begnüge ich mich demnach damit, von der Novara nur insofern zu reden, als sie das Schiff ist, mit dem ich von Europa nach Rio gegangen bin. Aus meinem genau geführten Tagebuche brauche ich auch nur das hervorzuheben, was gerade mich am meisten angezogen und bewegt hat, unbekümmert darum, ob ich in manchem Unwesentlichen zu weitläufig bin oder Wesentliches auslasse. Aus einem Reisebericht eines einzelnen läßt sich nun einmal die Person des Reisenden nicht hinausweisen, seine Eigenthümlichkeit nicht ganz verbergen. Die Redaction des officiellen Reiseberichts über die Weltumsegelung der Novara wird, da ihr alle am Bord vorhandenen Hülfsmittel in glänzender Weise zu Gebote stehen, viel vollendeter, als es die unbedeutenden Kräfte eines einzelnen vermögen, die Ergebnisse auch unserer Reise von Triest nach Rio-de-Janeiro darstellen. Das hindert mich indeß nicht, meine nachsichtigen Leser dieselbe Bahn zu führen, bevor sie mit mir die weiten Provinzen des brasilianischen Kaiserreichs durchwandern.

„Gott erhalte Franz den Kaiser!"

Wie oft wir auch alle, die wir zur weiten Fahrt um die Welt am Bord der Novara uns zusammengefunden hatten, in den letzten Tagen des April die liebe, alte Melodie angehört haben mochten, ward sie nun abends vom Admiralschiff Schwarzenberg zu uns herübergetragen in der letzten Spätdämmerung, oder von unserm eigenen, aus sieben Mann bestehenden Musikcorps geblasen: gewiß traf sie am 30. April 1857 morgens niemandes Ohr, ohne zugleich eine

innere Erbauung und Andacht mit heiligem Ernst hervorzurufen.

Mit einem ruhigen, halbbedeckten Morgen war der Tag angebrochen. Alles schien noch ein mal seinen alten, gewohnten Gang gehen zu wollen, wie derselbe am Bord einer Fregatte zu gehen pflegt, solange sie im Hafen vor Anker liegt: als die Lucia dicke Rauchsäulen entwickelte, die Novara ins Schlepptau nahm, und in einem breiten Bogen mit ihr vor dem Hafen von Triest vorbeifuhr, während auf dem Molo, längs des ganzen Ufers bis nach S.-André hinaus, ja selbst an den offenen Fenstern der Stadt und den Anhöhen eine Menge Menschen versammelt war und zum Theil sich in Boote eingeschifft hatte, viele winkend und mit den Taschentüchern wehend, je nachdem nur Neugier oder auch persönliches Interesse die einzelnen herbeigelockt hatte.

Mit einundzwanzig Kanonenschüssen nahm die Fregatte Abschied. Den gleichen Gruß donnerte das hochliegende Fort der Stadt der Scheidenden nach. Zuletzt ward noch die Caroline von der Novara ins Schlepptau genommen und stattlich zogen die drei Fahrzeuge ins Meer hinaus.

Eine reizende Bucht die von Triest! Leicht und lose kräuseln sich die muthwilligen Wellen des Adriatischen Meeres gegen das Gestade hin, an welchem auf allen möglichen Schiffsformen, von der plumpen holländischen Kuff, dieser echten Djunke Europas, bis zum eleganten Baltimoreclipper die mannichfachsten Flaggen wehen. Kühn aufsteigen die Staffagen des lieblichsten, durchsichtigsten Grüns gegen die Höhen, überstreut in malerischer Unordnung mit Villas aller Art, vom kleinen Winzerhäuschen bis zum Sommerpalast reicher Griechen und Armenier. Und darüber hinaus, desto höher ansteigend, jemehr der Beschauende vom Ufer seewärts sich entfernt, ragen die mächtigen kahlen Gebirge des Karst — Flözenkalk mit Quadersandstein —, wiederum weit überragt

von den fernstehenden Alpenjochen, deren Schneehäupter weit in die See hinaus glänzen und immer massiger sich entwickeln auf dem Hintergrunde des Bildes, jemehr dieses selbst mit seinen nächsten Ufern in die Flut hinabsinkt.

Nördlich vom Busen von Triest erscheint auf dem Rande des Haffs, das vom Isonzo und Tagliamento gebildet wird, der eine oder andere Thurm oder ganze Ortschaften. Das alte Aquileja ragt aus den Fluten und das scheinbar inselförmig im Meer schwimmende Grado —, Grado, einst die furchtbare Nebenbuhlerin Venedigs, an der die Lagunenstadt vor vielen Jahrhunderten fast zu Grunde ging, heute ein verklungener Name und ein bedeutungsloses Fischerstädtchen.

Ganz nordwestlich verschwinden die fernen Alpen im Duft des Himmels, und die Bucht von Triest, einst nach Venedig so genannt, erscheint als offenes Meer.

Von vielen hin- und hereilenden kleinen Fahrzeugen umschwärmt, zogen wir längs der Küste von Istrien. Einen hübschen Anblick gewährte bald Capo d'Istria mit sorgfältigem Anbau auf steilen Höhen. Viel öder sieht es dagegen um Pirano aus: ein kleines, einsames Städtchen auf ganz dürrem Kalkboden, mit einer Zufluchtsbai für die Schiffe, die vor dem Einlaufen in Triest von der Bora, dem berüchtigten Alpenwind, überfallen werden, und einer hochgelegenen Kirche, deren Grund und Boden nach der Seeseite zu von hohen Gewölbsbogen getragen und gegen die Meereswellen geschützt ist. Große, weitläufige Ruinen aus den Zeiten venetianischer Herrlichkeit und Macht liegen hoch über der Stadt. Thürme und Bogen stehen vereinzelt umher; zwischen ihnen weiden harmlos die Ziegen. Gegen Mittag umfuhren wir die Spitze von S.-Salvore oder Salvatore, wo niedrig am Ufer ein Leuchtthurm steht. Dann steuerten wir südlich. Istriens kahle, einsame Bergjoche traten immer ferner. In der Abenddämmerung erkannten wir die Fregatte Schwarzen-

berg, die am 29. April von Triest nach Pola abgesegelt und nun unter schlaffen Segeln in der Windstille liegen geblieben war.

Der Halbmond glänzte mild hernieder auf die Spiegelfläche des Meeres; scheinbar ganz reglos lag die Novara auf ihrer nassen Bahn.

Und so war es auch am folgenden Morgen. Istrien lag weit hinter uns; undeutliche Umrisse einzelner dalmatinischer Inseln traten zuweilen aus dem Wolkenflor des Horizonts hervor, unter ihnen segelten einzelne Schiffe in leichten, lokalen Luftströmen; mehrere Tummler wälzten sich auf der Meeresfläche umher, — sonst unterbrach nichts die stille, erscheinungslose Fahrt. Gegen Abend kam eine Bö; der Himmel bezog sich mit schwerem Gewölk, doch ward nicht viel aus dem Unwetter. In später Stunde erkannte man noch tief im Süden den berühmten Pomo, einen apfelähnlichen Felsen mitten im Fahrwasser, nicht weit von ihm die kleine Insel S.-Andrea.

Die steilen dalmatinischen Inseln Lissa, Curzola, Cazza, Lagosta und Melada passirten wir am nächsten Morgen. Mächtig hinaus über alle ragten die zum Theil noch mit Schnee bedeckten Gipfel der dalmatinischen Alpen, welche unter dem Strahl der Sonne prächtig glänzten. Italienischerseits bekamen wir auch noch die Insel Pelagosa zu Gesicht: kaum eine Insel, sondern vielmehr nur ein langes, ganz einsames Felsenloch mit zwei Nebenblöcken, scharf von der Sonne beschienen, ein Salas y Gomez des Adriatischen Meeres und mit Recht Pelagosa (ἐν πελάγῳ οὖσα) genannt, einsam mitten im Meere gelegen.

Mit Pelagosa und dem in kühnen Umrissen aus einem Vorsprung der italienischen Küste herausragenden Monte-Gargano wird die Gegend classisch, und das schienen auch unsere Schiffe zu empfinden. Ein frischer Nordwestwind strich

über Meer und Land hin, der Himmel ward amethystrein und die See tiefblau, tausend weißköpfige Wellen überschlugen sich, unsere langweilige Schleppfahrt hörte auf und unter vollen Segeln flogen Fregatte und Corvette nebeneinander dahin; zum ersten mal war uns alles Land aus den Augen verschwunden. Aber nur bis eben nach Sonnenuntergang dauerte die erfrischende Scene; der Wind legte sich und unter beengendem Steinkohlenqualm schleppte die Lucia die beiden Fahrzeuge südwärts zur altberühmten Meerenge, die Griechenland von Italien trennt, zur Straße von Otranto, wo Brundusium und Durrhachium sich schräg gegenüberlagen.

Wild zerklüftet und in den schroffsten Kanten und Graten abfallend ins Meer, ein gewaltiges Bild der furchtbarsten Einsamkeit, Oede und Ungastlichkeit, auf den zerfetzten Gipfeln noch von glänzenden Schneefeldern bedeckt: so traten uns am folgenden Tage (3. Mai) die altberühmten Akrokeraunischen Gebirge, des ehemaligen Griechenland Grenzmarke, entgegen, heutigen Tags die Schlupfwinkel des schlimmsten Raubgesindels, dessen Küsten sich kein Schiff ohne Kanonen und voller Armirung nahen darf und selbst auch dann nur unter steter Vorsicht. Fast ebenso weiß wie die Schneegipfel schimmern die weißen Streifungen der Gebirge — Strade bianche — weit hinaus ins Meer, euphemistisch Straßen genannt, denn Straßen gibt es nicht auf diesen weißen Felsengassen, auf welche, um das Bild einer chaotischen Verwirrung zu vollenden, nur weiße Wolken in stürmischer Hast sich hinstürzen, oder in schäumenden Massen sich anklammern um die kühnen Gipfel.

Das ist das wilde, öde Bild, das dem Vorbeischiffenden das heutige Albanien von fern gewährt.

Friedlicher gestaltet sich die andere, westliche Seite der Straße von Otranto. Viel flacher ist die apulische Küste. Santa-Maria de Leuca heißt das südlichste Vorgebirge, an

welchem sich die berühmte Meerenge in das Jonische Meer aufthut und vor dem innern Sinne des Reisenden eine wunderbare Welt von Mythen und Geschichten sich erschließt.

Hier das alte Griechenland, rechts hinüber Italien, gerade vor uns das kleine, steile Phano, das Wahrzeichen der vom Norden aus dem Adriatischen Meer heimwärtssegelnden Hellenen, in welchem ihnen ihr Griechenland erschien (φαίνομαι), weit überragt vom südlichern Korfu und eben deswegen κορυφή genannt. Bis hierher und noch nördlicher hallten die Klänge der Argonautensage und Homer's lieblicher Wohllaut. Gerade hier zog zuerst das hellschimmernde Leuca hellenische Segler nach Italien hinüber, bis auf geraderm Wege durch jonische Fluten Cultur und Götter Griechenlands nach Unteritalien und Sicilien getragen wurden und eine glückliche Welt sich entwickelte, wie keine zweite seitdem erstanden ist.

Das ist aber lange vorbei! In derselben Meerenge, wo Cäsar auf sein Glück trotzte und später der Marcuslöwe seine Klauen zeigte, gebieten heute österreichische Kanonen; und wo einst Griechentempel weit hinausglänzten ins Meer: da fleht jetzt der vom Sturm geworfene Schiffer gläubig hinauf zur heiligen Maria von Leuca, daß Madonnas Huld des Armen Noth sehen möge und ihm helfen aus Wogendrang zum sichern Port.

Noch am folgenden Tage genossen wir, da die Lucia uns in der Nacht verließ, um sich Kohlen aus Korfu zu holen, den Anblick des schroffen Eilandes und der wilden Akrokeraunen, sowie des fernen Gano und Antigano. Ja, bei herrschender Windstille bekamen wir sogar einige Besuche am Bord. Meisen, Fliegenschnäpper und eine Glareola stellten sich ein; wilde Tauben umzogen die Fregatte, bis ein kräftiger Sirocco hereinbrach und die Novara durch das Jo-

nische Meer hindurchjagte, sodaß gegen Abend die albaneser Gebirge nicht mehr gesehen wurden.

Einen viel lästigern Besuch hatten wir Tags darauf. Die hemmende Windstille, in der wir dem fernen Cap Colonna gegenüberlagen, ging in einen Nordwestwind über von einiger Heftigkeit. Zum ersten mal fing die Novara an zu schwanken und zu stampfen, und einige unbefahrene Gelehrte wurden recht seekrank. Doch trat unter dem Cap Stilo wieder Windstille und ruhige See ein, und wir konnten die calabresischen Ufer ungestört betrachten und bewundern: ein Land voll von den bizarrsten Contrasten, bald schroff und zerrissen und ohne alle Spur von Vegetation, bald kettenartig zusammenhängend, mit weichem Grün überzogen und sorgsam angebaut und unmittelbar daneben wieder in starren Felsmassen hoch aufragend, ein Bild, in welches man, ohne eben eine sehr lebhafte Phantasie zu haben, ganz hübsche Räuberscenen hineinmalen kann, und bei dessen Anblick man es nicht begreift, daß nicht jeder Calabrese ein Bandit ist.

Und nun der Aetna! Schon am 6. Mai hatten wir das Glück, den gewaltigen, über 11000 Fuß hohen Vulkan vollkommen unbewölkt zum Himmel hinaufragen zu sehen, in Form einer ungeheuern Pyramide von sehr stumpfem Scheitelwinkel. Doch sahen wir seine der untergehenden Sonne abgewandte Seite, sodaß eben außer dem Umriß nichts zu erkennen war. Anders dagegen am folgenden Morgen! Wir befanden uns gerade in der Mitte zwischen dem Cap Spartivento und dem Aetna. In den reinsten und schärfsten Umrissen lag der Berg, von der Sonne hell beschienen, vor uns da. Ganz Sicilien scheint von dieser Seite den Fuß des Vulkans zu bilden in domartiger Erhebung. Die grüne Schwellung der Insel ist mit schimmernden, zum Theil schneeweißen Landhäusern und kleinen Ortschaften wie ein Teppich aufs zierlichste durchwebt bis zur Höhe von einigen Tau-

senden von Fußen, wo eine Art von Waldregion den Berg bedeckt. Ueber diese hinaus starren dann schwarze, zerrissene, vulkanische Massen, bis der reinste, unbefleckteste Schneemantel bis zur obersten Spitze alles einhüllt. Nur der Krater steht schwarz auf dem weißen Gipfel und macht eben wegen dieses Gegensatzes einen gewaltigen Eindruck, dessen düsterer Ernst wunderbar absticht von der lieblichen Bläue des reinen Himmels.

Da wirbelte dicker Dampf auf, — nicht aus dem Aetna, sondern aus der See im Osten. Die Lucia kam dahergeflogen, um uns von dem majestätischen Aetna fort durch eine Meeresstraße zu führen, die an Anmuth und ebenso schroffer Scenerie vielleicht alles übertrifft, was man an Meerengen finden möchte.

Die Straße von Messina läßt sich höchstens erzählen, aber nicht beschreiben. Jemehr wir uns vom Aetna nach Norden entfernten, desto dichter trat Sicilien an Italien hinan. Nach rechts hin blickten wir in das wilde, schroffe calabreser Gebirge hinein, voll schwindelnder Höhen und tiefer Schlünde, ganz kahl und dann wieder voll der lieblichsten Vegetation, düster und hell, melancholisch und leichtsinnig, — und nun nach links hinüber Sicilien, der Calabreser-Halbinsel zwar ähnlich, aber noch einsamer, noch wilder, düsterer, melancholischer! Hier rauscht die sicilianische Loreley ihre uralten Melodien und kämmt sich ihr dunkles Haar, wie schon zur Zeit des Odysseus! In leichten Wirbeln bewegt die Charybdis die Meeresfläche, ohne eben etwas anderes als Reminiscenzen zu erregen; denn in der That ist die Bewegung sehr unbedeutend. Ein wunderliches Schwalbennest erschien mir das von der Sonne hell bestrahlte Reggio. Schroffe, trockene Ravinen dienen hier als Wege, in denen die Maulthiertrupps langsam hinaufziehen und bald im wilden Gebirge verschwinden. Fischer waschen am Ufer ihre Netze, alte Schiffe und

Boote liegen auf dem Sande zwischen großen Cactus und werden ausgeflickt. Liederliche Gensdarmen reiten im langsamsten Schritt längs des Strandes und vor den Fenstern und Thüren der Stadt steht ein faules Volk und gafft im dolce far niente zu den drei vorbeiziehenden österreichischen Kriegsschiffen herüber. Orangen, Ceratonien, Pinien, Cactus u. s. w. bilden mannichfache Gärten um die Häuser; der Anbau, grünende Wiesen und Weinberge klettern hoch hinauf an den Höhen, bis alles unter einzelnen Waldungen oder am vollkommen kahlen Gebirg ganz verschwindet.

So ist hier alles Gegensatz, fast Widerspruch, und eben diese Disharmonie bildet den Reiz der Durchfahrt.

Vor Messina, dem halbverkommenen und seit dem letzten Erdbeben sehr zusammengesunkenen, feuerte die Novara einen Signalschuß, um einen Lootsen für die nördliche Durchfahrt zu bekommen. Zwei Pilotenboote mit Leuten in echter Volkstracht kamen heran und brachten die Schiffe hart zur calabreser Küste hinüber. Nachdem wir S.-Giovanni ebenfalls passirt hatten, erreichten wir dicht am Leuchtthurm von Messina die engste Stelle der Durchfahrt.

Hier ist die Straße so eng, daß sie, zumal bei der starken Biegung gegen Nordost, ganz aufzuhören scheint. Das vom Norden anströmende Meer macht hier um die calabrischerseits hervorspringende Landzunge eine rasche Bewegung, und südlich von derselben einen höchst auffallenden und merkwürdigen Strudel von drei bis vier Kreisen, in welchem Delphine sich tummeln und selbst größere Fahrzeuge erschüttert und gerüttelt werden.

Seltsam frappirt dieser zischende und brausende Meeresstrudel, wenn man ihn durchschneidet; denn er frappirt den innern und äußern gleichzeitig angeregten Sinn. In das Brausen der Scylla mischt sich Odysseische Sage und uralter

Gesang! Dort drüben auf jener Insel schlachteten die Genossen des Laertiaden die Stiere des Helios! Dort empfingen sie vom Aeolus den starken Freund im Lederschlauch, der ihr Verderben werden sollte! Hier stand der Vieldulder am Mast gebunden zwischen seinen Genossen mit verstopften Ohren, und es erklangen wunderbare, verlockende Gesänge! So die duftige Blüte Homerischer Zeit!

Es gibt aber noch ein edleres Epos, welches bis in die Straße von Messina führt. Wie einfach heißt es da! „Und da wir gen Syracus kamen, blieben wir drei Tage da. Und da wir umschifften, kamen wir gen Region; und nach einem Tage, da der Südwind sich erhub, kamen wir des andern Tages gen Putaolen. Da funden wir Brüder, und wurden von ihnen gebeten, daß wir sieben Tage dablieben. Und also kamen wir nach Rom." (Apostelgesch. 28, 12—14.)

So ist denn der Apostel Paulus auf seinem alexandrinischen Schiff unter dem Panier der Zwillinge dieselbe Straße gezogen, wie am 7. Mai 1857 die österreichische Weltumsegelungsexpedition auf der Novara und dreitausend Jahre vor dieser der kluge König von Ithaka.

Unmittelbar nördlich von der Scylla ist das seltsame Meeresphänomen scharf abgeschnitten und verschwunden; das Meer war ruhig und glatt wie ein Spiegel. Die neapolitanischen Felsufer hängen hier im eigentlichsten Sinne lothrecht über dem Meer und bilden die kühnsten Caps und Vorsprünge, auf und an denen einzelne Ortschaften wie luftige Schwalbennester kleben: so das Fort Scilla selbst, so Palmi, so Gija und Nicotera, hellbestrahlt von der scheidenden Sonne, wogegen das düstere Sicilien mit seinen melancholischen Pinien seltsam contrastirt. Das Auge eilt hier weiter und weiter hin nach Norden und Nordwesten, noch über den Monte-Bulgario hinaus, bis südlich von der Bucht von Salerno, jenem Sitz altsalernitanischer Weisheit, die Spitze von Licosa

kaum noch herauszufinden ist aus dem Duft des Horizonts, — eine ungeheuere Fernsicht.

Aus den Fluten des Meeres, welches vom Abendroth weithin glühte, dunkelten uns die einzelnen Aeolischen Inseln entgegen, zunächst Volcano, eine schöne Pyramide, am bemerkenswerthesten aber das fernere Stromboli, ein Kegel von 2000 Fuß Höhe, welcher in fast ununterbrochener Thätigkeit Dampf und Funken auswirft.

Aber selbst diese wilde Kraft des Feuerspeiens hat ihren Rhythmus, ihre Harmonie! In einzelnen, fast regelmäßigen Zwischenräumen erhebt sich ein dicker Dampfstrahl etwa 2000 Fuß gerade aufwärts und breitet sich dann, ganz wie Plinius in seinem Brief an den Tacitus vom Vesuv meldet, pinienähnlich zu einem Dach aus, bis der Wind das Gebilde faßt, schief neigt und über das Meer dahinführt. Fünf bis sechs mal wiederholte der Berg so vor unsern Augen seine für uns lautlosen Explosionen, aber nur ein mal waren glühende Massen zu unterscheiden im zähen Rauche.

Sonst bot gerade diese vulkanische Inselgruppe uns das Bild des tiefsten Friedens, der vollendeten Ruhe dar, welches am nächsten Morgen durch den Anblick von Alicudi nicht gestört ward. Wie eine vollkommene Pyramide mit abgestumpfter Spitze steigt die Insel aus der Flut; nach Osten und Südosten sahen wir einzelne zerstreute Wohnungen bis zur Hälfte des Berges aufsteigen und eine sorgsam unterhaltene Vegetation sich geltend machen, wenn man auch, da man aus der Ferne nirgends Weg und Steg sieht, nicht begreift, wie das alles auf den steilen Abhang hinaufgebracht worden ist.

Hier verließ uns morgens 10 Uhr (8. Mai) die Lucia unter lauten gegenseitigen Zurufungen der Mannschaften. Mit ihrem Fortgehen rollte die letzte Zugbrücke fort, die uns mit der Heimat noch verbunden hatte.

Wenig bemerkenswerthes boten die nächsten zwölf Tage. Ein launisches Wetter brachte wechselnd Sturm und Stille. Das Mittelmeer war manchmal ziemlich aufgeregt, doch legten sich die Wellen auffallend rasch wieder. Einzelne Schiffe kamen und zogen grüßend an der Fregatte vorüber. Die Inseln Ustica und Sardinien, und die ferne Küste von Afrika wurden erblickt. Langsam kamen wir vorwärts, während von den einzelnen die Beschäftigungen vorgenommen wurden, die gerade am meisten anziehend erschienen.

Mannichfache zoologische Erscheinungen bot das Meer. Kopepoden und Volvoxarten wurden zahlreich aufgefangen. Am anziehendsten und mir am neuesten waren aber die ungeheuern Scharen von Salpen, die reichlich erbeutet wurden, jene wasserklaren und doch ziemlich festen Mantelthiere, auf welche Karl Vogt in neuern Zeiten so viel Licht geworfen hat.

Wenige Geschöpfe auf gleicher Stufe der animalischen Entwickelung gibt es, deren Inneres so klar angeschaut werden kann, wie jene so zahlreichen Bewohner des Mittelmeeres. Am anziehendsten ist mir beim genauern Betrachten der Thiere die Flimmerbewegung der Kieme vorgekommen. Nimmt man ein Stück der parallel mit dem Darmrohr laufenden Kieme, die ganz frei und wasserklar in der Mantelhöhle nur mittels der beiden Enden aufgehängt ist, und bringt es unter das Mikroskop, so sieht man das Flimmerphänomen der bogenartig und streifenweise angeordneten Flimmerorgane in der wundervollsten Weise. Alles flimmert, und trotz der ungeheuern Schnelligkeit läßt sich doch eine gewisse Richtung der Flimmerbewegung erkennen. Manchmal stehen einzelne Flimmergruppen still; die Kieme scheint abgestorben zu sein. Aber mittels eines Stoßes ruft man das Phänomen wieder hervor, und kann es, wenn die Kieme nur feucht gehalten wird, stundenlang anhalten lassen, wobei eine kühlere Temperatur viel beitragen mag.

Auch des ganzen Thieres Bewegung ist eigenthümlich, bekanntlich hervorgerufen durch das Einziehen des Wassers am Vorderende des klaren Mantels und das Ausstoßen am Hinterende. Einträchtig bewegen sich die fingerlangen Thiere und ungestört durcheinander, bis manchmal eins dem andern nahe kommt oder rascher entflieht in kräftig ruckenden Zusammenziehungen, offenbar eine Salpen-Gemüthsbewegung, auf deren weitere Discussion ich hier nicht eingehen kann.

Zu lebhafterer Erwartung ward wieder alles am Bord der Fregatte angeregt, als wir am 18. Mai gegen Abend, von vielen Schiffen begleitet, die Felseninsel Alboran erblickten, eigentlich nur ein Felsplateau von Tischplattenform. Hier mußten wir bei trübem Wetter zwischen Spanien und Afrika langweilig genug kreuzen, bis der klare Nachmittag des folgenden Tages uns herrliche Ansichten gewährte.

Eine lange, gewaltige Kette von schroffen Felszacken und zerklüfteten Höhen, zum Theil mit Schnee bedeckt, ragte der nördliche Atlas auf afrikanischem Boden heraus, noch immer den Himmel auf seinen Schultern tragend. Während nach Osten hin die letzten Berggipfel bei der bedeutenden Entfernung im Dunst des Horizonts verschwinden, tritt der äußerste Westpunkt schroff und scharf gezeichnet hinter der Bucht von Tetuan im Monte-Scimie, dem Affenberg, sehr entschieden hervor.

Ihm gegenüber entdeckt man denn auch bald den berühmten Felsen von Gibraltar, die berühmten Säulen des Herkules und das riesige Thor, durch welches der Weg in den alten Okeanos führte. Gerade mitten in der Straße von Gibraltar sank uns, viel zu früh für unsere Erwartungen, die Sonne unter; der Atlas und die fernen Bergketten Spaniens glühten wunderbar im Abendroth, und nicht ohne einen feierlichen Ernst begrüßten wir von fern die altberühmte Stelle, wo zwei Welttheile sich scheiden, zwei Meere ineinander

fließen, letztere freilich in einer Richtung, die uns nicht lieb war; denn das fernblinkende Leuchtfeuer von Ceuta verrieth uns ziemlich deutlich, daß die vom Atlantischen Meer hereinfließende Strömung uns fast ebenso viel östlich trieb, als wir in westlichem Segeln gewannen. Dennoch rückten wir in der Nacht vorwärts.

Da lag denn am 20. Mai morgens gerade vor uns der berufene graue Felsen von Gibraltar, schroff, unnahbar und leicht dreizackig auf seiner Spitze, wie man dieses Symbol der englischen Meeresherrschaft schon so tausendmal abgebildet hat, scheinbar ganz vom Festland getrennt und isolirt aus dem Meere herausragend. Höher als er selbst ragen die spanischen Gebirge heraus und bekleiden in grauen, zum Theil mit Schnee bedeckten Zügen den ganzen Nordhorizont, hier und da am Fuß mit einzelnen Ortschaften und kleinen Landhäusern zwischen grünenden Gartenpartien zierlich versehen. Geradeaus sieht man durch die weite Bresche ins Atlantische Meer hinaus. Auf afrikanischer Seite steht zunächst der Felsen von Ceuta, ein spanisches Gibraltar in Afrika, auf seiner Spitze ein Leuchtthurm. An seinem Fuße liegt die Stadt, deren Besitz den von England gedemüthigten spanischen Trotz für Gibraltar wenig trösten mag.

Die ganze Küstenformation ist zu beiden Seiten zerschlagen, wild und schroff, gerade als ob sie aus dem Kampfe der beiden hier zusammenstoßenden Meere entstanden wäre.

Auf ruhiger See kamen wir dem Felsen von Gibraltar immer näher und erkannten bald seinen Zusammenhang mit dem Festland vermittelst eines ganz flachen Grundes, hinter welchem wir aus der Bucht von Algesiras eine Menge Masten hervorragen sahen. Ebenso erkannten wir oben im Felsen nach seiner schroffen Nordseite hin die berühmten Felslöcher, hinter denen die bedeckten Batterien stehen. Nachdem wir

dann noch die „Europaspitze" langsam umsegelt hatten und in die Bucht von Algesiras, dicht unter die Festung Gibraltar, eingelaufen waren, rasselten, zum ersten mal auf ihrer Weltumsegelung, die Ankerketten der Novara in die Tiefe hinab und mit einundzwanzig Kanonen begrüßte die österreichische Flagge den englischen Leoparden.

Seitdem die göttliche Kraft des Herakles — so erzählt eine alte Geschichte — mittels ihres berühmten Keulenschlages das schroffe Kalkgebirge zertrümmert hat, wodurch Europa mit Afrika zusammenhing und das Mittelmeer zu einem vollkommenen Binnensee geschlossen war, seitdem ist so viel geredet, geschrieben und gedruckt worden vom Felsen von Calpe, und derselbe so mannichfaltig abgebildet, daß nachgerade von Kindesbeinen an jedermann die Scenerie auswendig weiß. Und doch mag wol eben die so bekannte Scenerie jegliche Erwartung, Vorstellung und Schilderung weit hinter sich lassen. Ich wenigstens bin beim ersten Kommen nach Gibraltar ungemein frappirt, beim längern Verweilen lebhaft davon gefesselt worden.

Auf der östlichen Seite der schönen, halbovalen Bucht von Algesiras, die westlich von scharfkantigen Kalkgebirgen eingefaßt ist, liegt an drei Seiten ganz isolirt ins Meer hineinragend der dreispitzige Felsen von Gibraltar, 1600 Fuß hoch an seinem höchsten Punkte. Lothrecht abfallend an seiner Ost- und Nordseite, ist er an seinem südlichen und besonders westlichen Abhang weniger schroff und sogar ersteigbar. Eine von fern gesehen ganz unscheinbare stellenweise Vegetation klettert hier bis unter die höhern Spitzen hinauf, die dann ganz grau, blattlos und aller Blüten bar in die Luft hinausstarren.

Ganz unten am westlichen Abhang und zum Theil selbst an ihn hinankletternd liegt die Stadt in zwei Abtheilungen, beide getrennt voneinander durch einen langen, lieblich grü-

nenden Garten, alles das umgeben von uneinnehmbaren, aus Kalkstein aufgemauerten Festungswällen.

Die Bucht ist der Sammelplatz aller Nationen, die durch die Säulen des Herkules hindurchfahren. Dem Nordländer am auffallendsten erscheinen die marokkanischen Segel mit ihren wunderlich arabisch-türkisch costümirten dunkelbraunen Besatzungen, die im Vorbeisegeln mit Ruhe, Ernst und Trotz, ja mit einer unverkennbaren Verachtung zu dem Christenvolk hinter seinen Metallkanonen hinüberschauen. Ebenso trotzig schaut der Monte-Scimie vom jenseitigen Afrika herüber nach Spanien, das von dorther einst maurisch ward. Aber mit Ingrimm sieht ganz Spanien auf den einzigen Felsen von Gibraltar.

Unser erster Gibraltar-Tag war gerade der Himmelfahrtstag. Er bot eine wunderliche Morgenscene. Eine Menge von Booten flankirte um die Fregatte herum — schwimmende Marktbuden, Küchen und Kneipen könnte man sie nennen —, Orangen, Rosinen, Feigen, Käse, frisches Brot, Fleisch, Wein, Butter, Fische und Gemüse feil bietend und alles, was nach langer Seereise am Bord eines Kriegsschiffes gekauft werden kann.

Da ward denn gehandelt und gedungen, und mit allen Sprachelementen eine Verständigung versucht, die regelmäßig damit ablief, daß die Käufer alles drei bis vier mal so theuer bezahlen mußten, als es werth sein mochte.

In der Batterie und im Karré trieb sich noch ein anderes Genre von Geschäftsleuten umher. Irische und spanische Waschfrauen machten sich um die Wäsche der Fregatte die originellste Concurrenz. Des singenden, lispelnden und gurgelnden Redens war kein Ende, bis auf Commando alles fortgejagt ward.

Mit wenigen Ruderschlägen gelangten wir nach dem Mittagsessen ans Ufer zur Südpforte der Festung, wo man,

um die Wellen zu brechen, einen kleinen Querdamm aufgebaut, sodaß die steinerne Landungstreppe vollkommen gedeckt ist, selbst bei unruhiger See. Durch eine sehr enge Pforte kommt man in einen von Quadersteinen hoch aufgemauerten Zwinger, in welchem eine Menge von Bomben liegt. Aus ihm führt eine ganz freistehende Schneckentreppe aus Holz über eine kleine Zugbrücke durch eine zweite enge Pforte hindurch und man tritt in Gibraltar ein.

Eine anmuthige Ueberraschung! Zwar sieht man einige Berge von Bomben, Granaten, Kanonenkugeln und zusammengeschobenen Laffetten: nichtsdestoweniger aber befindet man sich in einem stillen, lieblichen Garten, an welchem Natur und Kunst mit aller nur möglichen Sorge ihre Reize verschwendet haben. Man geht nördlich über einen kleinen brückenartig hohen Damm, wo links im Grunde die üppigsten Pelargonien blühen, rechts auf einem kleinen, von hohen Bäumen umdüsterten Kirchhof die in der Seeschlacht von Trafalgar Gefallenen begraben liegen, und gelangt dann durch die eigentliche Stadtpforte, über welcher ein großes aus Stein gehauenes Wappen des Hauses Lothringen-Habsburg prangt, in die wirkliche Stadt hinein.

Eine lange, ziemlich enge Straße, von der nach links und rechts hin noch engere Gassen abführen, läuft als Hauptstraße durch die lange, aber sehr schmale Stadt, welche in ihrem engen Areal doch immer 20000 Einwohner beherbergt. Beim ersten Betreten derselben kam mir im eigentlichsten Sinne des Worts alles auffallend vor, auffallend die Häuser mit ihren unvermeidlichen grünen Jalousien, noch viel auffallender die vor den Häusern stehenden und umherwandelnden Menschen.

Auf den ersten Blick erkennt man drei Factoren in der Bevölkerung. Der Hauptstock ist offenbar spanisch, sodaß Gibraltar immer noch den Namen einer spanischen Stadt

verdient, und zwar einer wenig gemischt spanischen, in deren Bevölkerung man kaum gothische Elemente entdeckt. Vielmehr sind die meisten Leute von gebräuntem Ansehen, die Männer fast alle unansehnlich, unschön, klein und selbst kümmerlich, meistens schmutzig und dazu lebensmatt aussehend. Nicht einen einzigen schönen Kerl konnte ich herausfinden aus den sich in den Straßen bewegenden Leuten. Selbst die Arrieros, sonst diese Kernfiguren aus den Gebirgen, spielen neben ihren meistens kräftigen und großen Maulthieren eine traurige Rolle, die dann noch trauriger wird, wenn an der Proletariertracht der einzelnen noch ein Fetzen alter andalusischer Volkstracht, eine buntgenähte Jacke, eine gepreßte Ledergamasche u. s. w. hängen geblieben ist. Wahrlich, wenn man mit dem König Philipp den Spanier stolz will, so muß man ihn nicht in den Gassen von Gibraltar aufsuchen.

Anders dagegen die Frauen und Mädchen, die man auf den Straßen umhergehen sieht. Wenn man auch keine wirklichen Schönheiten erblickt, so sieht man doch manche hübsche Erscheinungen. Der schwarze, über den Kopf leicht hingeworfene Schleier und die kleine vom Nacken kaum bis über den Rücken herabhängende Mantille heben die in dunkelblauen oder schwarzen seidenen Gewändern zierlich einherwandelnden Gestalten ganz vortheilhaft, und selbst bei einzelnen jungen Schönheiten, die wol nicht ohne einige Absicht sich begegnen lassen, ist Grazie unverkennbar, wenn sie auch keine Modelle zu Murillo's Madonnen sind.

Wahrhaft classisch neben diesen im Sturmschritt der Zeit und der Mode dahinschwebenden Andalusierinnen sehen die Söhne des starrsten Conservatismus aus. Ganz Vater Abraham, Isaak und Jakob wandelt eine Menge orientalischer Juden, Fezzaner und Marokkaner in den Straßen von Gibraltar. Die wunderliche arabische Tracht mit halbnackten Beinen und der unvermeidliche Burnus aus Kameelhaaren, wie ihn

Ismael wahrscheinlich schon ebenso getragen hat, steht den ernsten Gestalten gar gut. Fast paralysirt sehen diese braunen, jüdisch zugeschnittenen Gesichter aus, oft wie prächtige Marmorköpfe, eben hervorgezogen aus dem braunen Schlamm des Nil, — nil admirari wenigstens ist den Antlitzformen fest und bestimmt aufgeprägt! Nur wenn man etwas von ihnen kaufen will, macht der Handelsprofit ein kleines, zuckendes Erdbeben auf den festen, atlasstarren Gesichtern. Schmuzig sehen sie fast alle aus, schmuzig, und manche selbst lumpig. Mehr als ein Gesicht sah ich, dem die verschlagene Tücke auf dem Augenlid saß beim Betteln und welches offenbar in die Makamen des Hariri gehörte.

Das sind die Reste der alten Mauren, die gerade hierher von Afrika übersetzten und Spanien eroberten. Sie bilden ein Stück maurischer Geschichte noch heutigen Tages, jener Geschichte, wo Alhambra noch bewohnt war und der Maurenkönig durch die Stadt Granada eilend jagte, um in den Weheruf über Alhama auszubrechen. Solch ein Weheruf ist das Maurenvolk in Gibraltar, und solch ein Weheruf ist besonders das alte maurische Schloß am Nordende Gibraltars. Mächtig, wie alles aus jener Zeit, ragt das massive Bauwerk seit mehr denn tausend Jahren, freilich in Ruinen, über die Stadt hinaus gegen den grauen Felsen aufwärts, während einzelne Mauern und Terrassen sich bis zur Stadt hinunter erstrecken. Das Beste davon ist in der barbarischen Christenzeit spanischen Ritterthums zerstört worden, bis auch der Katholicismus dort herausgewachsen ist. Vor demselben Blumengarten des Schlosses, wo in „Tausend und einer Nacht" Märchen erzählt und später spanische Romanzen geklimpert sind, läuft jetzt eine protestantische Schildwache auf und ab und irische Waschfrauen bleichen auf den Resten der schwebenden Gärten Suleikas die Hosen und Hemden der nordischen Matrosen.

Des Wimmelns von rothen Uniformen ist in Gibraltar kein Ende. An 6000 Mann Besatzung hat die Stadt, die sich ja auch am Ende immer in einer Art von Kriegszustand befindet. Die Leute unter den Röcken sehen ganz gut aus, viel besser als die Röcke auf den Leuten. Mir kamen die meisten Uniformen sehr abgeschabt vor. Doch muß man nicht in der Stadt die Soldaten ansehen, sondern zu dem Feldlager der Schotten gehen.

Am Nordende der Stadt, wo um einen viereckigen Platz ein ganzes Soldatenquartier gebaut ist, kommt man wieder durch Gewölbe, Winkelwege, Palissaden und über Zugbrücken, oder was sonst noch zum Festungsapparat gehört, aus Gibraltar hinaus, gerade da, wo der graue Felsen am schroffsten sich erhebt und am imposantesten Schießscharten und Kanonennester zeigt. Bis zu seinem Fuß ist hier das Wasser der Bucht von Algesiras geleitet, ganz gewiß zum großen Nachtheil der allgemeinen Gesundheit, wenn auch dadurch die Einnahme von Gibraltar von der Landseite her fast unmöglich wird. Ein Damm führt durch das unleidlich stinkende Brakwasser auf den sogenannten neutralen Grund, eine große, ganz flache Grasebene hinter dem Felsen, welche die Bucht von Algesiras vom Mittelmeer nördlich von Gibraltar trennt und den einzigen Zusammenhang zwischen Spanien und Gibraltar bildet.

Am Rande dieses neutralen Grundes, gegen die Bucht von Algesiras hin, hat man contractmäßig den Schotten ihr Feldlager aufgeschlagen, da keine feste Kaserne erbaut werden darf. Die in Reihe und Glied aufgeschlagenen spitzen Zelte gewähren einen eigenthümlichen Anblick, bei welchem der Gedanke an Entbehrungen aller Art der nächste ist. Kaum hatte ich Zeit gehabt, das wirklich armselige Lager zu überblicken, als mein Ohr eigenthümlich frappirt ward. Eine Musik von Trommeln und Dudelsäcken, wild und markdurch-

dringend, summte unheimlich und doch echt kriegerisch des Weges daher; ein Bataillon Hochländer rückte im Geschwindschritt ins Lager ein.

Ebenso wenig, wie ich diesen Augenblick vergessen werde, kann ich ihn beschreiben. Eine große Parade in Paris und Berlin ist etwas ganz anderes. Es ist unmöglich, den Mechanismus mit Menschen zu einer größern Vollkommenheit zu bringen als dort. Die einzelnen fallen dabei ganz fort; alle bilden nur eine Kriegsmaschine. Im Schottenlager vor Gibraltar sah ich dagegen bewaffnete Männer, ebenfalls in vortrefflicher kriegerischer Haltung, aber einen jeden voll von individuellem Trotz und persönlichem Kriegsmuth, einen jeden eine Figur für sich ohne den Ausdruck einer dressirten Soldatennatur.

Freilich ist die Nationaltracht ungemein bestechend, ganz die, welche wir in unsern Theatern bei vorkommenden Gelegenheiten zu sehen gewohnt sind. Dabei sind die meisten dieser Hochländer schöne Männer; ja, aus den Reihen der Soldaten stechen einige glänzend hervor als wirkliche Modelle von Männerschönheit.

Unmittelbar nach dem Einrücken ging das Bataillon auseinander. Die rüstigen Männer begannen Ballspiele; einige übten sich in den Waffen. Feurige kleine Schottenbuben kamen zum Vorschein und tummelten sich mit den Großen. Die Offiziere saßen unter einem Baum und sahen heiter der heitern Bewegung zu. Am meisten fiel es mir auf, in welcher ruhigen, gesitteten und feinen Weise diese Offiziere ihre gemeinen Soldaten behandelten. Beim Auseinandergehen des Bataillons kamen mehrere zum Rapport. Die Scene lief ganz vollkommen ruhig, anständig und ohne alles militärische Gebell ab.

Nachdem wir abends auch den englischen Zapfenstreich, ein furchtbares Pauken, Trommeln und Pickelflöten mit obli-

gater Begleitung der lieben Straßenjugend ausgestanden hatten, erlebten wir noch das Auseinandergehen eines katholischen Abendgottesdienstes. Es kamen fast nur Frauen und Mädchen aus der Kirche, und beim flüchtigsten Vorbeigehen selbst blickt man in Zustände, denen auch der Himmelfahrtstag keine Ehrfurcht einflößt. Aber Gibraltar liegt an der äußersten Südspitze des heißblütigen Andalusien und hat 6000 Mann Besatzung und dazu noch einen Seehafen.

Höchst originell, sowie der ganze Tag denn einer der reichsten war, die man erleben kann, war noch sein Ende, unser Herausgehen aus der Pforte zum Meer.

Bald nach Sonnenuntergang oder um 8 Uhr wird diese Pforte verrammelt, aber um 10 und 12 Uhr noch einmal geöffnet. In großer Procession eines Wachtpostens mit riesiger Laterne wird der noch riesigere Stadtschlüssel unter allerlei heiligen Gebräuchen, wie die mystische Wanne des Jacchus, herangeschleppt und die Pforte mit einem gewissen Pathos aufgeschlossen.

Sie rührt sich aber nicht.

Die ganze Mannschaft stemmt sich mit Leibeskraft gegen die Pforte und stöhnt recht eigentlich nach der Schwierigkeit.

Die Pforte aber rührt sich nicht.

Nun vereinigt sich Oesterreich mit England, um die Pforte zu forciren. Aber erst nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen klappt die dicke Pforte nach oben in die Höhe. Im selben Augenblick fällt donnernd die Zugbrücke auf die Schneckentreppe des Zwingers und man kann hinuntersteigen. Aber an der äußern Pforte wiederholt sich das Krafterperiment mit demselben Resultat und nun erst steht man an der rauschenden See. Wahrlich, der Offizier der englischen Wache hatte recht, wenn er behauptete, nur das Eindringen in Gibraltar wäre schwieriger als das Herauskommen!

Am 23. Mai lernte ich den Dr. Forrest, Chef des ärzt-

lichen Departements für Civil und Militär, kennen und schätzen. Mit der vollsten Freundlichkeit eines guterzogenen Engländers erbot er sich mir zum Wegweiser nach dem Civilhospital und zum sorgsamen Führer durch dasselbe.

Das Civilhospital von Gibraltar liegt an der gegen den Felsen sich erhebenden Seite der Stadt, ein unregelmäßiges, offenbar nicht nach einem Krankenhausplan construirtes Gebäude, dessen Einzeltheile jedoch in rechten Winkeln zusammentreffen und so dem Ganzen eine gewisse Form geben. Das Haus ist sehr reinlich und ordentlich gehalten, nur sind die Säle sehr niedrig.

Nach einer Verordnung sollen jedem Kranken 1800 Kubikfuß Raum gegeben werden, was allerdings übertrieben reichlich ist. Dr. Forrest hielt auch bei der trockenen, außerordentlich gut ventilirten Lage der Anstalt, solange kein epidemischer Charakter sich kund gibt, 600 Kubikfuß für hinreichend.

Auffallend könnte es erscheinen, daß außer der Trennung nach Geschlecht und gewissen Krankheiten auch eine Sonderung nach Religionsconfessionen besteht. Es gibt eine protestantische, katholische und jüdische Abtheilung, eine Einrichtung, welche aus dem tiefen Ernst, womit die Seelsorge betrieben wird, hervorgegangen ist. In der protestantischen Abtheilung sah ich eine kleine Sammlung von Bibeln und andern Erbauungsbüchern.

Der Krankenbestand betrug im ganzen 65 Patienten. Für 20000 Einwohner ist die Anstalt hinreichend, solange nicht epidemische Krankheiten von größerer Ausdehnung auftreten.

Zwei Uebelstände scheint mir das Hospital zu haben. Einmal liegt es sehr warm am Westabhang des Felsens und dann hat es Mangel an gutem Trinkwasser, beides Inconvenienzen, die überhaupt in Gibraltar recht fühlbar werden mögen. Unter den Fliesen des Mittelhofs hat das Hospital eine große Cisterne, in welche das auf die Dächer des Hau-

ses fallende Regenwasser zusammenläuft. In heißen Sommermonaten bleibt selbst dieses aus, und die Anstalt leidet in drückender Weise.

Eine besondere Abtheilung für Mädchen gibt auch hier den Beweis für die außerordentliche Liederlichkeit der Stadt. Sonst sagte mir Dr. Forrest, daß viele Tuberkeln und Augenentzündungen, beide gewiß zusammenhängend mit dem Kalkstaub Gibraltars, vorkämen; dazu sehr viele Skrofelformen bei Kindern und selbst bei Erwachsenen, — alles Krankheitsformen, die vielleicht ganz aus einer Quelle kommen.

Im Juli und August aber entwickelt sich häufig ein entschiedener, epidemischer Krankheitscharakter, durch welchen Gibraltar schon bei mehr als einer Gelegenheit einen fatalen Namen gewonnen hat. Unter dem Namen Rockfever tritt ein remittirendes Fieber auf von typhöser Beschaffenheit, manchmal Dysenterie in drastischer Form und selbst Cholera in ziemlicher Ausdehnung. Betrachtet man die eigenthümliche, schon ziemlich südliche Lage der Niederlassung, deren Flora geradezu einen Südcharakter hat in Palmen, Cactus, Agaven, Semperviven u. s. w., und wirft man einen prüfenden Blick auf die Bucht von Algesiras, deren unteres Ende in eine stinkende Lache übergeht und sich mit all ihren Erhalationen unmittelbar an den Felsen anlehnt, während nordöstlich von letzterm, am Rand des Mittelmeeres, ein stinkendes Depot von verwesenden Thierresten ist: so darf man sich gewiß nicht wundern, daß in heißen Sommermonaten und unmittelbar nach denselben, zumal bei spärlichem Regen, hier Faulungsprocesse und Luftverpestungen vorkommen, auf welche sich eingeschleppte Krankheitskeime ohne Umstände aufpflanzen und zu weit um sich greifenden Parasiten werden können.

So hat Gibraltar selbst vom gelben Fieber einige böse Heimsuchungen gehabt, deren Einschleppungen zwar nicht klar bewiesen sind, aber mir ebenso bestimmt erscheinen, wie die

Verschleppung der bösen Krankheit im Herbst des Jahres 1857 nach Lissabon.

Vom Civilhospital führte mich mein liebenswürdiger College Dr. Forrest zur Bibliothek der Garnison. In einem prächtigen, schön und frei gelegenen Gebäude fand ich eine ganz ausgesuchte Büchersammluug von etwa 10000 Bänden, in denen geographisch-nautische Sachen, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke und die gangbarsten Zeitschriften das Gros bilden, ein literarischer Apparat, um den die Offiziere von Gibraltar wirklich zu beneiden sind bei aller Monotonie des Dienstes am öden Kalkfelsen. Für Fremde ist die Benutzung der köstlichen Bibliothek sehr leicht: ihr Name wird in ein großes Buch eingetragen, sodaß sie im prächtigen Lesezimmer immer Zutritt haben zu Büchern und Zeitschriften.

Vor der Bibliothek traf ich den gemüthlichen Arzt der Artillerie, der bei der berühmten Rifpiratengeschichte die verwundeten Preußen behandelt hatte. Die Herren Engländer batten manche Bemerkungen zu machen über den unvorbereiteten Angriff gegen die Rifiner. Ihre Vorsichtsmaßregeln aber erinnerten mich sehr lebhaft an das Nichtbombardement der ungeheuern englischen Flotte vor Kronstadt.

Abends war Theater, ein Drama „La flor de hum dia", und ein andalusischer Tanz. Das Haus selbst ist nicht allzu schlecht, aber grauenhaft schmutzig und sehr schlecht erleuchtet. Ein eigentliches Publikum war noch nicht gekommen bei unserm Eintritt und kam überhaupt auch nicht. Das, was an Menschen kam, machte mir einen widerlich humoristischen Eindruck. Nicht eine einzige anständige Erscheinung war im ganzen Hause. Man rief sich zu im Theater, schrie, pfiff brach einzelne Thüren und Bänke zusammen unb betrug sich möglichst gemein.

Das Drama, von leichter Versification, behandelte ein

abgedroschenes Heiraths- und Ehestandsvorkommniß, wobei Schauspieler und Zuhörer gähnten. Dann kam der Tanz, bei welchem das Publikum in wüthender Ekstase war, denn er drückte die vollste andalusische Grazie und Liederlichkeit aus, wie diese im Tanz der Pepita pandemisch durch die civilisirte Welt gezogen ist, um zuletzt, nachdem ihre Wesenheit erkannt und das berauschte Publikum entnüchtert ist, in irgendeinem Winkeltheater zu verenden.

Am 24. Mai war der Geburtstag der Königin von England. Doch verbot der Sonntag jegliche Festlichkeit. Mit einigen Reisegefährten fuhr ich in einem trostlosen Einspänner, dessen andalusisches Roß, ein unehelicher Nachkomme jener Rozinante, die berühmten „Charlottenburger" noch etwas übertraf, zum Stadtthor hinaus über den staubigen neutralen Grund, welcher von der schönen Welt von Gibraltar zum Ausfahren und Ausreiten benutzt wird und von widerlich bettelnden Leuten frequentirt ist.

An der spanischen Grenze, wo ein Zollamt ist, mußten wir aussteigen; die Mauthbeamten visitirten den Wagen so genau und so genial, daß es unmöglich gewesen wäre, auch nur eine Fliege unverzollt ins Land zu schmuggeln. Der Grenzort selbst ist klein, wenn auch einige Gebäude eine gewisse Nettigkeit zeigen.

Nun fing Spanien an, und mit jedem Schritt des Pferdes hörte im vollsten Sinne des Wortes mehr und mehr alles auf, was an Menschencultur erinnert. Aus Wohnungen werden Ruinen, aus Anbau wird Wildniß; selbst der Weg verliert sich in den aufgewühlten Sand des Ufers. Man fährt ein beträchtliches Ende in der geringen Brandung und glaubt in einem Boot, statt in einem Wagen zu sitzen. Eine wieder beginnende Landstraße führt nach Norden wieder ab von der Bucht; auch einige Wohnungen zeigen sich wieder und selbst einige Gerstenfelder. Meistens aber liegt das

Land in der größten Verwilderung und entwickelt ebendeswegen eine reizende Flora.

Aus dem anmuthigen Pflanzengewirr ragen einzelne Dattelpalmen heraus und stattliches Spanisches Rohr, riesige Agaven und Cactus von enormen Dimensionen, deren scharfbewaffnete Massen undurchdringlich sind. Die kleine Chamäropspalme wuchert als Unkraut, eine hübsche Euphorbie zeigt sich überall, eine wahre Flut von rothem Hedysarum und blaurothem Echium, Borago, Solaneen, Erythräa centaureum, Klatschmohn, Scrophularien, Ornithogalum, eine hübsche Daphne und selbst Gladiolus finden sich vor, Erdrauch, Marrubium, Scabiosen, alle fast erstickt in ungeheuerer Menge von Anthemis; wie ein Blumenmeer sieht die Hügelgegend aus.

Dazu schlugen die Finken und in dichten Büschen um verfallene Wohnungen die Nachtigallen. Am Wege stand ein Kreuz, wo eine Mordthat vorgefallen ist. Ganze Familien saßen an der Landstraße und benutzten den Sonntag zum Betteln, was hier in classischer Weise getrieben wird.

Zuletzt führt der Weg bergauf nach S.-Roque, unserm Wallfahrtspunkt. S.-Roque ist eine kleine, ungemein reinliche Bergstadt mit sehr schräganlaufenden Straßen, welche sich oben im Mittelpunkt der Stadt begegnen. Hier steht eine recht ordentliche Kirche und ein Stadthaus, auf dessen Marktplatz die jungen Leute ihr Sonntagswesen trieben und einige Polizeisergeanten mit ungeheuern Hüten umherstolzirten.

Am höchsten aber ist der Blumencultus in der Stadt. Auf den eisernen Balcons der blanken, schneeweißen Häuser, vor den Fenstern, in den Haaren der Frauen, auf den Busen der jungen Mädchen, überall sieht man Blumen. Die einfachern Erdgeschoßhäuser haben meistens hinter den Hausthüren gleich einen kleinen Hofplatz mit einem überbauten Brunnen. Auf den Rändern vieler Brunneneinfassungen sah

ich ebenfalls gepflegte Blumen. Flora und Brunnennajade hatten hier zusammen ihren Tempel.

Von der wirklichen christlichen Kirche oben in der Stadt führt eine kurze Calle de la buena vista an den Rand des schroff abfallenden Stadthügels. Mit Recht führt sie den Namen der „schönen Aussicht". Man übersieht die blühende Hügelgegend, die Bucht von Algesiras mit ihren lebendigen Seescenerien und das gewaltige Mittelmeer. Zwischen beiden ewig bewegten Wassern liegt reglos der graue Felsen von Gibraltar, weit hinter ihm die blauduftige Atlaskette und der nähere Monte-Scimie mit der berühmten Wasserpforte. Nach rechts und links ist das gewaltige Bild eingefaßt von den wilden Höhen der Serrania de Ronda.

Hinter der Stadt aber, landeinwärts, nach welcher Richtung wir noch einen Gang machten, wird die Scenerie und das Volk, was wir antrafen, immer erbärmlicher. Zerlumpte Nationaltrachten, abgeschabte Esel, skeletmagere Pferde, verödete Aecker, verfallene Wege, Stege und Wohnungen: das ist die Form und das Colorit, woraus sich von diesem Ende Spaniens ein Bild zusammenstellen ließe.

Großer Festtag war am 26. Mai in Gibraltar. Man feierte nachträglich den königlichen Geburtstag.

Der graue, regendrohende Frühmorgen machte einem lieblichen Sonnentag Platz. Hunderte von bunten Flaggen wehten von allen Schiffen belebt im frischen Seewind. Sämmtliche Einwohner der Stadt strömten zum Nordthor hinaus, vor welchem auf dem „neutral ground" große Parade sein sollte.

Vorher hatte ich noch einen Besuch im Militärhospital abzustatten. Nach einigem Wandern gelangte ich bis zum Leuchtthurm, dem eigentlichen Europapoint. Hier steigt der Berg ziemlich bedeutend, bei einer großen Kaserne vorbei, dann zum offenen Platz vor dem Hospital, wo ich vom

freundlichen Arzt, dem Hochländer Dr. Stewart und einigen andern Aerzten aufs allerzuvorkommendste aufgenommen und durch das Gebäude geführt ward.

Das Militärhospital von Gibraltar, hoch am Südende des Felsens gelegen, ist ein großes, vierseitiges Gebäude, ein Erdgeschoß mit einem Stockwerk, welches einen großen, mit stattlichen Orangenbäumen besetzten Hof einschließt. Um diesen Hof läuft sowol unten wie oben eine breite, offene Galerie herum, auf welcher die Kranken und Reconvalescenten selbst bei minder gutem Wetter spazieren gehen können. Doch ist das Gebäude selbst alt; die Säle laufen bis unter das Dach spitz zu und sind gegen dasselbe nur mit Bretern verkleidet.

Jedes der vier in Gibraltar stationirten Regimenter hat in diesem Hospital seine getrennte Krankenabtheilung, seinen besondern Arzt, seine besondere Küche, seine besondere Apotheke, wodurch vielleicht der Dienst leichter, die Controlirung aber schwerer wird. In keiner Abtheilung waren über 25 Patienten. Doch war kurz vorher ein Schiff mit Kranken oder Halbinvaliden nach England abgegangen. Unter den gegenwärtigen Kranken fanden sich viele mit Augenentzündungen, mit welcher Krankheit das Hospital besonders von Malta her versorgt wird.

Hinreichend mag das Hospital sein; brillant und nachahmungswerth ist es in keiner Hinsicht. Vor allem ist auch hier der Wassermangel zu beklagen, der sich oft recht drückend fühlbar macht. Man fängt das Regenwasser auf, und selbst von diesem befanden sich bei meinem Besuche nur zwei Zoll in den Cisternen.

Von England erwartete man einen großen Apparat, um Seewasser zu destilliren für Nothzeiten. Doch soll und darf solch gemachtes Wasser keineswegs zum regelmäßigen Gebrauch dienen, sondern eben nur in Nothzeiten gebraucht werden.

Den Gesunden aber, die ihr Weg einmal hinaufführen sollte zum Garnisonshospital von Gibraltar, rathe ich, sich recht satt zu schauen an der imposanten Aussicht von dort, wenn das möglich ist. Das Mittelmeer, die Straße, die Algesirasbucht, Afrika, Europa, alles sieht man vom berühmten Europapoint unter sich, vor sich, neben sich liegen.

Eine ganz andere Scenerie umgab mich nach einer Stunde am Nordende von Gibraltar, wo der Felsen lothrecht emporsteigt.

Eine höchst mannichfaltige Volksversammlung hatte den neutralen Grund inne. Nordische Fracks und beduinische Burnus, Filzhüte und Turbane, spanische Jacken und britische Ueberröcke drängten sich durcheinander. Kalte Engländerinnen zu Pferde und heiße Andalusierinnen in eleganten Wagen bewegten sich hinter der Volksmenge auf und ab, vielfach umtummelt von Scharen kleiner englischer, schottischer und spanischer Buben; ihnen gehörte ganz allein der neutrale Grund, die Festung und das Fest der Königin.

In einer viel ernstern Gruppe hielt der Gouverneur, Sir Fergusson und sein Stab neben dem spanischen General von Algesiras und dessen glänzendem Gefolge. In zwei langen Reihen dehnten sich vom Fuß des Felsens über den neutralen Grund hin die Truppen aus. Ein knatterndes Lauffeuer eilte drei mal auf und ab durch die Reihen der Tausende. Tausende von kräftigen Männerstimmen ließen ihre Königin leben und weithin schmetterten die vereinten Musikcorps der Regimenter das berühmte „God save the queen". In der Ebene donnerten die Kanonen, hoch oben auf dem Felsen, aus allen seinen Ecken, Spalten, Ritzen und Löchern blitzte und donnerte es; der starre Steinkoloß schien zu einem Vulkan umgewandelt zu sein, Rule Britannia war sein Name.

Nachdem die wilde, enharmonische Schlacht des Kanonendonners, der Nationalhymne und der Cheers verklungen

war, defilirten die Truppen am Gouverneur vorüber. Die englischen Uniformen sind zu einfach, um zu glänzen; desto kühner sehen die Fahnen aus. Die meisten Fahnen waren aber nur noch Fetzen, die um den Fahnenstock wehten. Jede mochte eine lange, blutige Lebensgeschichte, vielleicht aus allen fünf Welttheilen zu erzählen haben. Prachtvoll sahen die Schotten beim Defiliren aus. Die sonnenverbrannten Gesichter unter der gewichtigen Kopfbedeckung, die bunten Uniformen und die kühne Haltung der einzelnen bildeten ein köstliches Ensemble, dessen kriegerischer Eindruck durch die höchst originelle Dudelsackmusik unbedingt noch erhöht ward.

Nach dem Defiliren im Geschwindschritt löste sich das militärische Schauspiel auf, und der Menschenknäuel wickelte sich in einem langen Faden zur Stadt langsam ab. Die Schotten marschirten kurzab in ihr nahes Lager. Unter klingendem Spiel zogen die andern Regimenter in die Festung zurück, und somit endete das belebte und trotz seiner numerischen Kleinheit dennoch großartige Manöver.

Hochbegeistert hatte mich die Scenerie unter den feuerspeienden Felsbatterien, aber auch eigenthümlich gereizt. Im Garten an der Südpforte sammelte ich meine Lebensgeister wieder.

Friede, Ruhe, Stille, Blumenduften, Vogelruf, glitzernde Sonnenstrahlen durch dichte Laubschatten und leises Rauschen in allen Wipfeln: oben auf dem Felsen ernstes Schweigen und unten am Strand fröhliche Meereswellen, kaum etwas mehr als das bietet der Garten von Gibraltar. Und dennoch erschien er mir wie ein kleines Paradies, zu welcher Tageszeit ich mich auch hineinflüchten mochte. Alles erschien mir so wohlgesittet in dieser reizenden Natur. Fast immer dasselbe stillwandelnde Personal traf ich dort; Marokkaner und Beduinen gingen wie wandelnde Statuen nebeneinander auf und ab; selbst die kleinen englischen Kin-

der wurden still, wenn sie unter die schönen Silberpappeln kamen.

Manchmal war dort gegen Abend Musik; einmal spielte die gesammte österreichische Schiffsmusik ebenfalls im Garten und zahlreiche Zuhörer hatten sich eingefunden um den freien Platz in demselben. Das war wol schön. Aber noch schöner war es, wenn um die Stunde des Ave Maria ein lauer Abendwind einzelne Accorde der Abendhymne vom Bord unserer Fregatte ans Land trug und Byron's schönes „Ave Maria, 't is the hour of prayer" in Tönen wiedergab.

Vielleicht aber interessirt manchen Leser ein anderes Bild viel mehr. Am Abend des Paradetags war ein großer Ball beim Gouverneur von Gibraltar. Da waren denn alle Hämonische Größen da, und wir selbst gingen auch hin.

Auf dem Platz vor dem Hause des Gouverneurs schwamm alles in einem Lichtmeer; in der Menge der Schauenden und Gaffenden machten sich die orientalischen Costüme ganz besonders schön. Im Ballhaus selbst sah und empfand man ganz das Gedränge eines vornehmen Festes — rothe Röcke und seidene Kleider, Pantalons collants und Damenballons, blühende Blumen und welke Frauen, Krieg und Friede —, alles bewegte sich durcheinander. Etwas eigenthümlich kam es mir doch vor, daß auch auf dem Ball die schottischen Offiziere mit nackten Beinen umhergingen und tanzten, ohne bei den englischen und spanischen Damen irgendwelchen Anstoß zu erregen. Viele, zum Theil auffallend schöne Männer waren in der Gesellschaft. Dagegen schien die schöne vornehme Welt von Gibraltar eben nicht besonders repräsentirt zu sein; sie hatte genossen das irdische Glück.

Ganz vorzüglich muß ich das hervorheben, daß die englischen Offiziere, wie bei vielen vorkommenden Gelegenheiten, so auch auf diesem Ball sich auf das allerzuvorkommendste um ihre österreichischen Gäste bemühten. Der Gouverneur,

General Fergusson, ein alter, würdiger Mann, hatte einem Major, der ebenso fertig deutsch redete wie sich leicht in allen Gesellschaftsformen bewegte, den Auftrag gegeben, die Honneurs zu machen, und der biedere Kriegsmann — leider habe ich seinen Namen vergessen —, eine prächtige, martialische Erscheinung, machte der Gelegenheit und dem Auftrag alle Ehre. Ueberhaupt war es mir auffallend und für uns alle erfreulich, daß so viele Offiziere recht hübsch deutsch redeten, wozu sie an diesem Ballabend genug Gelegenheit gefunden haben mögen.

Ein wunderliches Paradoxon war noch das, daß die Wohnung des Gouverneurs ein ehemaliges Nonnenkloster war und daß der Ballsaal früher den spanischen Büßerinnen zum Betsaal gedient hatte. Doch schien das weder katholischer- noch protestantischerseits irgendwelchen Anstoß zu erregen: vielmehr schienen sich alle Confessionen dem Cultus der Freude und des Genusses vollständig hinzugeben, bis die rosenfingerige Eos alles nach Hause jagte.

Am folgenden Tage rüsteten wir uns zur Fahrt in den offenen Ocean hinaus, und wirklich klirrten am 28. Mai unsere Ankerketten, und doch gingen wir nicht — es fehlte an Wind.

Da ward denn schnell eine Tour nach der Kalkseite oben im Felsen improvisirt. Unsere Schar zog beim schönsten Wetter durch den reizenden Garten, in welchem nur die Bildsäule Elliot's scheußlich ist, und dann den Felsen aufwärts auf schmalem Wege, in dessen Randvegetation gerade die Chamärops humilis blühte.

Ziemlich hoch oben ist ein Loch im Felsen, welches in sehr schrägem Abfall in eine weite Grotte mit schöner Wölbung führt. Eine Menge von Gewölben und Höhlungen senken sich von hier in kettenartigem Zusammenhang abwärts. Durch einzelne Löcher kann man kaum hindurchkriechen, in andern

auf dem nassen Letten kaum Fuß fassen. Unheimlich und feuchtkalt ist es in diesen Räumen. Matt und glanzlos verschwindet das Licht der Laternen und Fackeln zwischen den regellosen Steinbildungen. Ein bengalisches Feuer in einer fast runden Grotte machte einen hübschen Effect; eine Menge Fledermäuse ward davon aufgeschreckt; die lichtscheuen Thiere, die hier ein wunderliches unterirdisches Leben führen, flatterten quiekend oben im Gewölbe umher und suchten sich in den dunkeln Ecken zu verbergen.

Je heller einzelne Stellen der Höhle vom Blickfeuer beleuchtet wurden, desto dunklere Schlagschatten warfen andere; man sah ein wirklich unheimliches Gewirr von Ecken, Spalten, Winkeln und langen Steingewandfalten, bis beim Erlöschen des Feuers das tiefste Dunkel uns wieder umgab.

Desto anmuthiger machten sich einige Streiflichter, die von außen durch verborgene Zerklüftungen und Schlupfwinkel hineindrangen in die Tiefe. Man erblickt aber keine Spalten, sondern sieht nur hoch oben im Gewölbe einzelne mehr oder minder lange Lichtfäden und gelbbläuliche Gürtel sich hinziehen und wieder verlieren, ohne den Ort zu sehen, wo sie eindrangen, noch ihr Ende zu entdecken.

Diese leichten, spinnengewebartigen Lichtphänomene waren eigentlich das Hübscheste, was in der Höhle zu sehen war. Kurz vor unserer Abreise von Triest hatten wir die höchst merkwürdigen Höhlen von Corneale und S.-Canzian besucht. Sie erscheinen mir viel bemerkenswerther, als die Höhle des heiligen Michael von Gibraltar, wenigstens soweit wir in dieselbe hinabgestiegen sind, denn sie soll, nach vieler Erzählungen und vielleicht Fabeln, noch tief unter die Meeresfläche, ja selbst bis nach Afrika hinüber sich erstrecken.

Der herrliche Tag trieb mich vom Eingang der Höhle noch höher hinauf am Felsen, der desto öder wird, je mehr man sich seinem obern Rande naht, und hier zuletzt

eine der drei Spitzen erreicht, welche die Telegraphenstation trägt.

Keines Adlers Horst kann kühner liegen. Lothrecht fällt gegen Osten der Felsen hier 1500 Fuß gegen das Mittelmeer ab, dessen Branden und Brausen hier kaum noch gehört wird. Scheinbar reglos und doch so allbewegt und von weißen Segeln durchfurcht, liegt, ansteigend gegen den Horizont, die Fläche des Meeres da, nach Norden von der Serrania de Ronda, südlich von den fernen Schneegipfeln des Atlas und dem nähern Felsblock von Ceuta eingefaßt. Hellgrün glänzt die Straße unter dem dunkelgrauen Monte-Scimie und in tausend kleinen Wirbeln wälzt sich die Strömung von Westen nach Osten.

Besonders anmuthig sieht die Bucht von Algesiras von der Telegraphenstation aus. Während das Auge nach Osten hinaus sich verirrt in der weiten Wasserwüste, ohne außer dem Eindruck einer großartigen Majestät von irgendetwas Lieblichem gefesselt zu werden, und es kaum wagen mag, gerade hinabzublicken in die gähnende Tiefe, an deren oberstem Saume nur etwas rothes Antirrhinum sich anklammert, erquicken an den minder schroffen Abhängen nach Westen Hunderte von kleinern Formen der scheinbar so ganz dürftigen Vegetation den Blick und selbst die Thierwelt zeigt ihre leichtbewegten Gestalten. Eidechsen huschen gewandt am Felsen umher; eine Menge von Schmetterlingen, besonders häufig die Macroglorra stellatarum, schwirrt überall, sodaß ich zwei Exemplare der flüchtigen Thiere mit der Hand greifen konnte. Hoch oben über dem Treiben dieser kleinen, unbefangenen Welt ziehen mächtig klafternde Geier ihre weiten Kreise und übersehen mit einem Blick zwei Welttheile und zwei Meere.

Wie ein Schwalbennest liegt unten am Strande die Festung. Wälle und Kanonen haben, von dieser Höhe gesehen, ihr imposantes Ansehen verloren. Die zu einem kleinen Landsee

zusammenfließende Bucht von Algesiras ist auf ihrer blauen Fläche von einer Menge kleiner Schiffe überstreut, unter denen unsere Fregatte immer noch am größten war. Dennoch erschien das Weltumsegelungsschiff nur wie ein kleines Boot.

So braucht man kaum 1500 Fuß zu steigen, um das Bild menschlicher Macht und Größe im Rahmen einer einzigen Naturzeichnung zu einer Spielerei und Kleinigkeit zusammenschrumpfen zu sehen.

Der 29. Mai wäre nun unbedingt unser letzter Gibraltartag und vielleicht unser erster atlantischer Tag gewesen, wenn er nicht auf einen Freitag gefallen wäre, an welchem Tage nicht leicht ein österreichischer Mast in See geht. In einer Hospitalsangelegenheit ging ich noch einmal ans Land und hatte die Freude, noch eine halbe Stunde mit dem vortrefflichen Dr. Forrest verplaudern zu können. Bis zum letzten Augenblick und bis in alle Details hinein zeigte sich die Zuvorkommenheit der englischen Angestellten in Gibraltar gegen die österreichischen Gäste.

Mein letzter Spaziergang auf europäischem Boden führte mich zum Stadtthor hinaus und diesmal um den Fuß des Felsens herum zum Strand unten, wo ich vierundzwanzig Stunden vorher hoch oben auf der Telegraphenstation gewesen war.

Hier ist die einsamste Stelle von ganz Gibraltar. Ein Fußsteig in einiger Höhe über dem Meeresufer windet sich zwischen Steingeröll am schroffen Felsen hin und steigt dann zu großen Blöcken am Strand hinab, wo von vorn vom Meere bedroht, hinten vom Felsen eingezwängt, einige Häuser Platz gefunden haben, vor denen einzelne Fischerfamilien ihr Wesen trieben. Alte Fischer flickten ihre Netze, halbnackte Kinder spielten am Strand mit Muscheln und Sepienschildern, die Frauen schlachteten Fische aus; um weiter nichts mag sich das Leben dieser Leute drehen, die jahraus jahrein das Meer vor sich, den Felsen hinter sich, den Himmel über sich haben.

Und auch das hat seinen Reiz und mag wol an Platen's „Fischer von Capri" erinnern dürfen.

Zum letzten mal holte uns um 10 Uhr abends unser Boot von europäischem Boden ab, von der berühmten Gibraltar-festung, die mir in jeder Hinsicht höchst bemerkenswerth geworden ist und im strengsten Sinn des Wortes ein classischer Punkt genannt werden muß. Als solcher wird er mir in den lebhaftesten Farben immer vor Augen stehen, in der freudigsten Erinnerung in mir fortleben.

Zweites Kapitel.

Zurücktreiben der Novara ins Mittelmeer. — Ankerplatz bei Los Molinor. — Mirage. — Besuche am Bord. — Nächtlicher Aufbruch. — Die Novara passirt die Straße von Gibraltar. — Madeira. — Ansicht der Vegetation. — Curral das freiras. — Die Madeirenser und die Schnabelmütze. — Abreise nach Brasilien und lange Fahrt bis nach Rio-de-Janeiro.

Ein gelinder Nordostwind forderte am 30. Mai morgens die Novara zum Absegeln heraus. Kaum aber waren wir vom Ankerplatz aufgebrochen, als der Wind nach Südost umsprang und die Fregatte zum Kreuzen zwang. Schon waren wir mitten in der Straße und sahen in den Ocean hinaus, als der Wind ganz nachließ und nun nur die Heftigkeit der westöstlichen Strömung sich geltend machte. Mit Schmerz hatten wir kurz vorher eine große türkische Schraubenfregatte uns die Vortheile einer submarinen Locomotive thatsächlich vordemonstriren sehen. Das prächtige Schiff kam aus dem Meer und ging nicht weit von uns vorbei, ohne ein Segel zu gebrauchen. Aber mit noch viel größerm Schmerz sahen wir jetzt ein französisches Kriegsdampfboot mit drei Kanonier-

dampfbooten im Schlepptau zur Straße hinausziehen und im Ocean verschwinden, und endlich noch ein französisches Messageriedampfboot von Afrika herüberkommen. Mit Dampf gingen sie alle, wohin sie wollten, und mit Dampf geht auch alles. Wir aber trieben mit den deutlich erkennbaren Wirbeln, welche die hereinflutende Strömung fast wie die Scylla bei Messina hervorruft und in denen sich auch hier Delphine ungemein laut und munter umhertummelten, langsam zurück, befanden uns bald südlich von Europapoint, dann südöstlich; endlich lag, gerade wie vor zehn Tagen, der graue Felsen ganz im Westen, und wir gestanden uns ganz offen, daß wir ihn mit geringerm Interesse als damals betrachteten.

Am folgenden Morgen lag er uns noch ferner. Am Abend kam gar ein Westwind, der den folgenden Tag, den 1. Juni, mit solcher Kraft blies, daß die Novara mit zwei mal gerefften Marssegeln und im prachtvollsten Wind zwischen Afrika und Spanien auf- und abflog unter großer Seekrankheit gelehrter und ungelehrter Leute. Aber alles umsonst. Die tapfere Novara ward vom widrigen Wind aus dem grünen Wasserfeld geschlagen und ging um 6 Uhr abends südwestlich von Malaga unter dem Cap de Los Molinor bei Fuengirola auf 25 Faden Tiefe vor Anker.

Für die kleine Contrarietät aber brachte der folgende Tag hinreichende Entschädignng. Ein tiefblauer Himmel, das grüne Meer und eine urspanische Küste, auf welcher Thal und Höhe, Liebliches und Wildes, tiefe Einsamkeiten und belebte Ortschaften mit Weingärten und Orangengebüschen abwechseln, bildeten die Schattirungen der Landschaft, welche vor uns lag. Hinter der Serrania de Ronda, der so oft gefeierten, so oft besungenen, und nordöstlich von derselben erkannte man die hohen, wenn auch sehr fernen Schneegipfel der Sierra-Nevada.

Obgleich ein an Bord kommender spanischer Apotheker,

abgesandt von der diesen Küstenstrich beaufsichtigenden Gesundheitscommission, der Fregatte freien Verkehr mit dem Ufer anbot, so wurde es doch aus mir unbekannten Gründen keinem gestattet, die höchst interessante Küste zu betreten.

Als wir sie vor Sonnenuntergang betrachteten, bildete sich plötzlich, von der fernen Bucht von Malaga ausgehend, über dem wirklichen Horizont noch ein zweiter. Hinter dem Meere ragte noch ein Meer hervor, und auf diesem Scheinmeere erschienen mannichfache Schiffsbilder in eigenthümlichen Verdoppelungen, Verkürzungen und Verlängerungen übereinander. Ja, ich sah sogar eine Verdoppelung nebeneinander: Eine Barke segelte nach Nordost, hinter ihr selbst segelte sie noch einmal, aber schneller, sodaß beide Bilder sich näher kamen. Im halben Maße, wie beide sich näher rückten und ineinander überflossen, bildete sich ein drittes Bild aus, das ganz die Stelle und Bewegung des zweiten einnahm. Bei dem Bilde einer Brigg waren die Masten sehr verkürzt, während der Rumpf dick anschwoll. Unheimlich und wirklich gespenstisch sah das Ganze aus, um so mehr, da kein einziges Bild sehr fest und von scharfen Contouren umgeben war; vielmehr flimmerten alle sehr stark und glichen verfaulenden Schiffen, Geisterschiffen, dem wirklichen Fliegenden Holländer.

Wol eine halbe Stunde dauerte die sonderbare Mirage. Gerade beim Untergehen der Sonne wehte plötzlich ein warmer Landwind über das Meer hin; ein scharf markirter Seehorizont zeigte sich wieder und kein einziges wirkliches Segel war in der ganzen Ausdehnung der zerwehten Lufterscheinung zu entdecken.

Viel reeller als jene Schemen machten sich zwei große Boote mit Männern und Frauen, die vom Ufer auf die Fregatte zusegelten, para mirar el buque grande, wie sie sagten. Damit sie nun das große Schiff recht genau sehen könnten, lud man sie ein an Bord zu kommen, und wirklich kamen sie.

Es war einfaches, andalusisches Landvolk, die Männer sehnige, harte Gestalten, offen, derb und unerschrocken, einige in Nationalcostüm, zumal einer mit schwarzem Sombreiro, brauner Litzenjacke, rother Leibbinde, engen Beinkleidern, die statt der Nähte außen an den Schenkeln mit einer Menge von Metallknöpfen auf haarnadelartigen Stielen zugeknöpft sind, vom Knie nach unten mit sauber gepreßten und bunt ausgenähten Ledergamaschen mit langen Lederschnüren, nach außen halb offenstehend, damit die saubern weißen Strümpfe unter ihnen zum Vorschein kommen; so sah der Mann recht wie eine Theaterfigur aus.

Nicht wenig stolz war er darauf, daß man ihn zeichnete. Ein junges Mädchen dagegen hielt ihn während der ganzen Procedur beim Arm fest und schwitzte Angsttropfen. Offenbar fürchtete sie, man möchte ihr den ganzen Mann wegzeichnen, etwa wie Peter Schlemihl seinen Schlagschatten verlor. Als das Bild fertig war, lachte er höchst glücklich und gab dem Maler zum Ausdruck seiner Zufriedenheit einen derben Schlag in die Kreuzbeingegend.

Unter den Frauen und Mädchen waren auch einige gar gute Erscheinungen. Keine einzige Schönheit befand sich unter diesen meistens haselnußbraunen Gesichtern: und doch waren die schwarzen Haare, die dunkeln Augen mit langen Wimpern unter den scharfmarkirten Augenbrauen und die perlweißen Zähne hinter den üppigen Lippen reizend genug. Halb verlegen, aber vollkommen furchtlos besahen sie die Fregatte. „Nicht einmal in Malaga sieht man etwas Aehnliches!“ rief die eine, als sie unser Bibliothekszimmer sahen. Nur beim Fortgehen hatten die guten Leute einen Schreck. In demselben Augenblick, als sie sich in die Boote begeben wollten, fielen auf Commando zwei Schüsse, und die Hornisten bliesen, gerade als ob sie das Zeichen zu irgendeinem Angriff geben sollten. Als aber in demselben Moment die Flagge langsam

gestrichen ward, wir alle unsere Mützen abnahmen und die Musik die Abendhymne blies, da erkannten sie die friedliche Bedeutung des Signals und stiegen dankend und vergnügt in ihre Boote hinab. Wirklich reizend sah die schwimmende Gruppe der frischen, fröhlichen Menschen aus, als sie in ihren flüchtigen Barketten gegen den Wind aufsegelten und zu den dunkelnden Bergen zurückkehrten.

Eine wundervolle Mondnacht deckte Land und Meer, und die tiefste Ruhe und Stille zeigte das Herannahen der Mitternacht an, als auf der Novara plötzlich das gellende Schallen der Bootsmannspfeifen und der Ruf: „Alle Mann auf Deck", jeglichen Schlummernden aufweckte. Der Landwind, der unsere Mirage zerweht und unsere andalusischen Gäste gebracht und zurückgetragen hatte, entwickelte sich mehr und mehr, sodaß zum Absegeln commandirt ward und die stille Nacht sich in einem Augenblick in den vollen Tumult einer zur Abfahrt sich anschickenden Fregatte umwandelte.

Die Ankerspille drehte sich nach dem klingenden Spiel der Musik, die schweren Ketten klirrten, die Masten und Wanten wimmelten von dunkeln Gestalten. Ein einziges Commandowort machte alle Segel herabrollen von den Raaen und genau um Mitternacht rauschte die Novara hinauf aufs einsame Meer, gerade wie ein helles Meteor dahinstreift am nächtlichen Himmel.

Ruhig strich die Fregatte die ganze Nacht ihren Curs. Am nächsten Morgen sahen wir wieder Gibraltar vor uns liegen und empfanden wieder die zurückhaltende Wirkung der Strömung; doch gelangten wir langsam vorwärts und befanden uns bald zum zweiten mal gerade vor der Meerenge.

Wohl über hundert Schiffe aller Flaggen, Formen und Farben waren vom günstigen Ostwind aus ihren Zufluchtsbuchten herausgelockt worden und versuchten den Ocean zu gewinnen. Alle Segel, alle Leesegel, alles, was Wind auffangen kann,

prangte auf der flüchtigen Armada. Ein ganzes Heer, ein fliegendes, brausendes, drängte sich gegen die Straße. Gerade um 12 Uhr machten wir Europapoint und übersahen noch einmal den mächtigen Felsen und die Bucht von Algesiras, aus der fast alle Schiffe und auch unsere Caroline verschwunden waren. Offenbar hatte man auf der Corvette uns längst im Ocean geglaubt.

Im selben Moment frischte sich der Ostwind kräftig auf. Mit zehn Knoten Fahrt brauste die Novara in die Meerenge hinein. Der Monte-Scimie, Tanger, Tarifa und all die schroffen Kalkgebirge flogen an uns vorbei. Fächerartig nach allen Richtungen hin auseinanderstrahlend, zerstreute sich die Menge der jagenden Schiffe und mit Begeisterung begrüßten wir den Atlantischen Ocean. Nördlich erkannten wir das Cap Trafalgar, südlich hinter uns das Cap Spartel.

Gegen Abend waren uns Europa und Afrika fast gleichzeitig aus den Augen verschwunden.

In den folgenden vier Tagen streifte die Novara mit gelindem Nordwestwind ruhig und langsam in der Richtung von West zu Süd gegen Madeira hin durch ruhige, weitgestreckte Wogen, obgleich diese ruhigen, weitgestreckten Wogen eine größere Bewegung des Schiffs hervorriefen, welche jedoch ganz füglich eine ruhige genannt werden kann. Langsamer, aber bedeutend höher stieg die Fregatte und senkte sich auch ebenso wieder, beides in bedeutenderm Grade, als das im Mittelmeere der Fall gewesen war: sodaß einige seekrankheitsfähige Gemüther an Bord, trotz der langsamen Bewegungen, auf dem offenen Ocean mehr litten als im eingeschlossenen Meer.

Am 7. Juni abends sprang der flaue Wind nach Nordost um und die Fregatte lief durchschnittlich 9—11 Knoten fast die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Morgen lag Porto-Santo weit hinter uns, vor uns Madeira und die Desertas. Neben uns lief die Corvette Caroline, die uns längst auf der

Rhede von Funchal glaubte, da man auf ihr unser Zurücktreiben am 30. Mai nicht bemerkt hatte.

Wir umsegelten die wüste Ostspitze der Insel und gingen neben einer amerikanischen Corvette Dale auf der offenen Rhede von Funchal vor Anker, wo wir bis zum 17. Juni lagen und jeder in seiner Weise sich an und auf der Insel mannichfache Beschauungen, Belehrungen und Kenntnisse sammelte.

Durch den Mythenkreis längst untergegangener Culturvölker am Ostbecken des Mittelmeeres zieht sich die Sage hin, daß außerhalb der Säulen des Hercules eine glückliche Insel ewigen Friedens, ewigen Frühlings gewesen sei, die jedoch im Lauf der Jahrhunderte sich wieder in den Schos des Oceans hinabgesenkt habe.

Wenn diese Mythe auch wol nur die Sehnsucht ausdrückt nach einem Lande ewigen Friedens und Frühlings außerhalb des Bereichs irdischer Welt und harter Entsagung — und zu allen Zeiten sowie bei allen Völkern haben edlere Gemüther sich fortwährend hinausgesehnt nach solchem Eiland —, so scheint sie sich doch in schönster Weise zu bewahrheiten für den, der vom Norden kommend, zum ersten mal die Insel Madeira begrüßt.

Kaum irgendwo in der Welt möchte das Auge des Beschauenden so vielseitig angezogen, so mannichfach erquickt werden, als wenn er sich vom Meer aus der Südküste der Insel naht, wo kunstsinnig in den grünen, über das schroffe Gebirge sich hinstreckenden Pflanzenteppich hineingewebt die anmuthige Stadt Funchal mit unzähligen Villen vor ihm daliegt und alle Reize eines glücklichen, anspruchslosen und doch großartigen Asyls entwickelt, an dessen schwarzen Basaltwänden der immer bewegte Ocean unharmonisch aufbrandet, während in heiterer Ruhe und stillem Frieden des Himmels Bläue sich darüber hinlagert.

Was aber auch immer fesseln mag an dem anmuthigen Bilde, seien es vielfach zerklüftete Felsabhänge, seien es saubere Landhäuser, der Himmel oder das ewig weite Meer, auf dem es ein stetes Kommen und Gehen der mannichfachsten Segel und Flaggen ist, — alles das wird weit übertroffen von der Vegetation von Madeira, wie sie vom Ufer des Meeres hinaufsteigt bis zu den schrofffsten Felshöhen: — reizende Propyläen für den vom Norden kommenden Reisenden, um in das Parthenon unentweihter Urwälder unter dem Tropenhimmel einzugehen.

Ein einziger Ausflug zu den Höhen der Insel hinauf überzeugt von der Wahrheit des Gesagten, ein Ausflug, etwa wie ich ihn am 13. Juni mit einem lieben Freund vom Bord der Novara ausführte.

Beim Ueberschauen der Vegetation von Madeira ganz im allgemeinen kümmern wir uns nicht darum, und würden es beim gegenwärtigen Zustande der hohen Cultur auf der Insel auch vergebens thun, wie auf einer öden, mitten im Meer liegenden Basaltmasse sich eine mannichfaltige Pflanzendecke bilden konnte: ob Insekten oder Vögel die ersten Keime dazu auf das Gestein übertrugen, ob gewaltige Stürme aus weiter Ferne herwehend lebensfrische Pflanzentheile hier fallen ließen, oder gar der Ocean in seinem wiederkehrenden Kreislauf Früchte und Saaten hinaufschleuderte auf den Strand. Ebenso wenig kümmern wir uns darum, scharf zu bestimmen, welche Vegetation der Insel, als sie zuerst von Menschen betreten ward, eigen war, und welche Pflanzen später von pflegender Hand hierher versetzt sind, oder was anfangs tiefer in den untern Gegenden des Eilands wucherte, und vom Anbau bis auf die Höhen hinauf eingeschränkt ward, und umgekehrt. Vielmehr wollen wir diese scharfen Pflanzenbestimmungen dem tiefen Kennerblick des officiellen Botanikers von der Novara überlassen und unbefangen und regellos, wie

sich uns alles darstellt im lieblichen Pflanzentreiben, unsere Blicke über die Abhänge schweifen lassen.

Vor allem könnte jemand, der Gegenden gesehen hat, in denen Weinbau vorherrschend ist und der Rebenwuchs ausschließlich den Ton in der Vegetation angibt, einiges Bedenken tragen, der Insel Madeira, dieser ersten aller Weininseln, den Preis der Schönheit zuzugestehen, wenn der Reisende von solcher erzählen will. Daher will ich hier von den berühmten, leider seit einigen Jahren von der Rebenkrankheit arg heimgesuchten Weinstöcken Madeiras eben nur bemerken, daß sie sich überall hineindrängen, wo überhaupt Anbau stattfindet.

Das genügt vollkommen! Empfängt uns doch gleich beim Landen der wohlthuende Schatten junger, dichtbelaubter Eichen und kräftiger Platanen, unter denen es sich nach der Seereise gar herrlich umherwandelt, zumal unter letztern dort, wo sie an einem fast wasserleeren und von gewaltigem Steingeröll erfüllten Flußbett, welches eine lange Geschichte von den wildesten Bergwasser-Revolutionen erzählt und dennoch augenblicklich im tiefsten Frieden üppige Ricinusbüsche, stattliche Caladien und zierliche Farrenkräuter ernährt, den Wanderer über die Stadt Funchal hinausführen in freiere Regionen, von denen man leicht umherschaut auf Abhänge und Gärten.

Jugendfrisch aufstrebend wie der Gott, dem sie geweiht sind, ragen kühne Lorberbäume aus einzelnen Anpflanzungen hervor. Ihnen gesellen sich Kampher- und Zimmtbüsche hinzu. In der nächsten Nähe dieser schon etwas fremdartig erscheinenden Bäume entdecken wir Mandelbäume, Pfirsich und die Gesammtrepräsentanten unserer deutschen Obstarten, unter denen sich am Boden noch Himbeeren und Brombeeren auffinden lassen. Um das Ganze schlingt sich ein Labyrinth von duftenden Rosen, Nelken und Caprifolien, weit überragt von Akazien und Robinien und besonders von herrlichen Oleander-

büschen, deren Prachtblüten abends fast betäubend auf das Geruchsorgan einwirken.

Dazu noch der ganze Flor aller Orangenarten! Knospen, offene Blüten, grüne Früchte und goldgelbe Aepfel zieren zugleich die herrlichen Bäume mit dunkelm Laube, denen sich auch hier die jungfräuliche Myrte gern hinzugesellt. Denn Madeira ist jenes Land, „wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn" — und wie das so heiße, tiefe Sehnsucht athmende Lied weiter heißt.

In den Orangenduft mischt sich noch der Hauch der prachtvollsten Magnolienblüten. In voller, weißer Reinheit prangt die große Blume an den Enden der Zweige, gestützt von den dicken, glänzendgrünen Blättern.

Auch außerordentlich große Philadelphusblüten sah ich und dunkelpurpurne Granatapfelblüten, bei deren Anblick die Südländerin wol lächelt. Es bricht aus den Purpurlippen der Blume das heißeste, vollste Geständniß von Liebe und Leidenschaft hervor, welche alles gibt und alles nimmt.

An ernstern Stellen aber weint die Babylonische Weide mit wundervollen Cypressen über Gräbern und dunkle Lebensbäume erinnern an den Tod.

Und dicht dabei wieder ein volles Bild aus dem Tropenleben! Schlank ragen einzelne Dattelpalmen hier und dort hervor aus dem Gebüsch. Anmuthig bewegen sich die Blätter im Winde und weithin glänzt die goldgelbe Fruchttraube.

Zu ihnen gesellen sich kräftige Bambusen und herrliche Pisanggebüsche, so mächtig, wie ich sie nur immer in der Tropenzone gesehen habe; ja, ich erhielt zum Geschenk eine Bananentraube mit 230 Früchten, die ich kaum aufheben konnte. Ein Mann mußte sie auf seinen Schultern ins Boot tragen.

Fruchtlos zwar, aber in desto glänzenderm Farbenschmuck prangen neben den mächtigen Pisangs einzelne ihnen ganz unmittelbar verwandte Strelitzien und Heliconien, die vollen-

dete Eleganz der Südvegetation in Blattform und Blütenschaft. Und dennoch wetteifert mit ihnen die hier und dort cultivirte ebenso duftige wie farbenprangende Alpinia, deren Blütentrauben in üppiger Fülle zwischen den breiten, schwertförmigen Blättern herabhängen und starken Cardamomduft ausströmen.

An trockenen, heißen Stellen gedeiht die gewürzige Ananas. Eben dort treibt auch die Agave ihre ungeheuern Blütenschafte und mächtige Cactusmassen liefern ihre angenehmen, aber wenig geschätzten Früchte.

Auch die Olive gedeiht auf Madeira; prächtig gedeiht der Kaffeebaum und das Zuckerrohr; ja der Madeirakaffee, den ich auf der Insel einmal getrunken habe, kann mit den besten Sorten rivalisiren. Dicht neben diesen wird die Kartoffel angepflanzt, Caladium esculentum, Maranta arundinacea, und dann wieder Gerste mit außerordentlich großen Aehren, dazu noch Mais und Reis. Die Johannisschote und die Tamarinde kommen ebenfalls vor, sowie auch die Feige. Ja selbst die Königin unter den Früchten, die nach Terpentin schmeckende Manga reift im dichten Laub des schönen Mangabaums.

Die originellste Form unter allen Tropenbäumen, die Carcia papaya zeigt sich auch auf Madeira. Um den meistens ganz astlosen Stamm hängen unter einer Krone von großen, zertheilten Blättern die gelben, kürbisförmigen Früchte im Kreise herum, ein ziemlich insipides Essen, aber ein gutes Wurmmittel. Ebenso wenig wie diese Form dürfen wir die wuchernde Maracuja übersehen, wol die brillanteste aller Passifloren, deren vielfach verschlungene Windungen um Lauben und Geländer sich überall finden und neben den herrlichen Blüten ovale Früchte mit einer säuerlichen Gelée um die Kerne liefern.

Flachs und Baumwolle wächst ebenfalls auf der Insel. Selbst der Maulbeerbaum ist vielfach angepflanzt behufs des

Seidenbaues, der aber noch kümmerlich ist. In etwas höhern Gegenden aber ragen Wallnußbäume, edle Kastanien und prächtige Buchen empor, und die Rebe liebt es hinaufzuklettern in die luftigen Bäume.

Doch genug dieser Aufzählungen! Vielleicht wäre es kürzer gewesen, die Pflanzen zu nennen, die in Madeira nicht fortkommen, und ich möchte allerdings behaupten, daß sich fast alles, was der Norden hervorbringt und was in der Tropenzone aufwuchert, in Madeiras glücklichen Gärten wundervoll vereinigen läßt. Dabei sieht man es der jugendlich frischen und doch so üppigen Vegetation an, daß sie auf der fruchtbaren Asche einer größtentheils untergegangenen ursprünglichen Pflanzenwelt hervorgewuchert ist.

Es lassen sich demnach auch die Reize eines Gartens von Madeira oder vielmehr der ganzen Umgegend von Funchal gar nicht definiren, gar nicht beschreiben. Der liebliche Himmel, die schöne Scenerie des Bodens, das unangetastete Grün der Belaubung, die üppige Blütenmasse, deren Wohlgerüche mit jedem Windhauch fortgetragen werden und mit magischer Gewalt Land und Meer, Thal und Höhen überschwemmen: das alles bildet Momente, wo die Seele sich in wunderbarem Entzücken befindet und unaussprechliche Wonne genießt. Wenn dazu noch der Mond hinter den ausgeglühten und verschlackten Massen des östlichen Vorgebirgs aufgeht und alles mit seinem Silberlicht übergießt, da taucht auch in des Menschen Brust eine wundervolle Märchenwelt auf. Der Sinn wird gefangen gehalten von der mondbeglänzten Zaubernacht, und das Thal von Kaschmir mit seinem Rosenfest und seinen Nurmahalklängen duftet und flüstert um Madeiras freundliche Hauptstadt.

Und doch hat Madeira noch einen größern Eindruck zu bieten, den der tiefsten Verödung, des ernsten Todes in der Natur.

Die duftende Gartenflora, die Menge der Weinberge, die fröhlichen Gerstenfeldchen liegen tief unter uns; wir verfolgen einsame Pfade, wo kein Anbau sich mehr geltend macht. Höher und höher aufsteigt der schmale Weg, kaum bewachsen mit dünnem Gras sind die steiler werdenden Abhänge, durch nordische Fichten saust der Wind heimische Klänge. Prächtige Digitalisstauden vollenden das Bild des germanischen Harzes, das freilich durch die befremdende Nähe von blühenden Fuchsien sich vollkommen wieder auflöst.

Wo eben die Waldregion aufgehört hat, schlingt sich der Pfad um einen Vorsprung, und betroffen hält man vor gähnender Tiefe. Von oben bis unten ist hier die ganze Insel geborsten; weit auseinandergetreten sind die dunkeln Basaltmassen und bilden an ihren schroffen, lothrechten Wänden Millionen Risse, Ecken und scharfe Vorsprünge. In der gewalgen Tiefe unten ist kein freundliches Leben eines Thales, sondern das Schweigen eines Todesschlundes; alles ist still, alles einsam, verödet und ausgestorben. Große Steingerölle bedecken den Boden, gewaltige Grabsteine untergegangener Naturkräfte.

Noch einmal führt uns der Pfad ab von diesem tiefen Riß, um ihn uns bald von noch schrofferm Standpunkte zu zeigen. Kurzes Gras, eine hübsche Briza, kleine Veroniken, Silenen und blühende Eriken, oft von baumartiger Entwickelung, hängen an den Wänden und schwanken über den Tiefen. Hier und dort klettert eine Ziege am Abgrund, eine klare Quelle mit köstlichem Trinkwasser stürzt plätschernd hinunter in den Schlund, in ihrer feuchten Nähe blicken heimische Vergißmeinnicht zu uns auf. Tief unten ziehen Falken flatternd umher und spähen nach Beute.

Das ist alles, was an Leben zu entdecken ist. Das vielfache Echo, das zwischen diesen unheimlichen Klüften jeglichen Ruf zurückwirft, ist fast noch mehr als Todeseinsamkeit.

Vorsichtig wandert man hier zu Fuß weiter, hart über dem lothrechten Abgrund; ein Hinabfallender würde an den tausendfachen Vorsprüngen zu Fetzen zerschellen. Oft ist dem vulkanischen Boden nur mit großer Mühe und Schwierigkeit ein schmaler Pfad abgewonnen, an welchem und über welchem die schwarzen Basaltmassen drohend hin- und herüberhängen. Eine kühne Spitze ragt hier einige hundert Fuß höher hinaus, Pico da Serrada vom Führer genannt; nach drei Seiten sieht man von ihr 1500 Fuß hinab in die öde Tiefe eines ringsher von Basaltmassen lothrecht eingeschlossenen Kessels.

Das ist der Curral das freiras, Curral grande von Madeira, der alte, längst ausgebrannte Krater der Insel. Keine Dampfsäule, kein Schwefelgeruch entsteigt mehr seiner Tiefe, keine Spur irgendeines Aschenkegels oder irgendwelcher Aschenansammlung ist mehr im Abgrund zu entdecken. Als die Erdgluten nicht mehr von unten heraufdrangen, mag auch hier, wie einst beim Altar, dem früher so gewaltigen Nachbar und Nebenbuhler des Chimborazo, oder beim Timbora auf Sumbava im Jahr 1815 alles, was nicht felsenfest dastand wie jene Basaltmassen ringsher, hineingestürzt sein in die Tiefe; einbrechende Regenmassen und Bergwasser spülten im Laufe der Jahrhunderte Asche und alle leichtern Stoffe mit sich fort durch die eben bezeichnete Borste des ganzen Gebirgsrückens, und nur gewaltige Steinmassen blieben liegen, zwischen denen sich eine spärliche Vegetation nach und nach hervorgedrängt hat. Und so ruhig ist jetzt der ganze Verödungszustand dieses ehemaligen Kraters, so wenig erregt er den Gedanken an die Möglichkeit neuer aus der Tiefe ausbrechender Feuersgewalten: daß gerade recht mitten im Schlunde, in der tiefsten Felseneinsamkeit, der Nossa Senhora do Liramento eine kleine Wallfahrtskapelle gebaut ist, zu der ein Pfad sich auf Umwegen hinunterwindet an den schwarzen Wänden.

Gleich hinter dem Curral das freiras — „der Nonnen-

hürde" — steigen die Felsmassen noch schroffer aufwärts und erreichen im Pico-Ruivo, 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, den höchsten Punkt der Insel, der von dieser Seite unerreichbar ist und am zweckmäßigsten von der Nordseite des Eilandes erstiegen wird, Pico-Ruivo genannt nach den an seiner Spitze sich befindenden rothbraunen Gesteinmassen. Von fünf Auswurfsstücken, die ich oben vom Pico da Serrada mit mir nahm und die alle fünf verschiedene Dichtigkeitsverhältnisse haben, zeigen zwei dieselbe rothbraune Farbe und eine blasige Natur. Eins streift fast an die Leichtigkeit von Bimsstein hinan.

Lange konnte ich mich von meinem schroffen Belvedere auf dem Pico da Serrada, der wie ein Strebepfeiler aus dem Schlund hervorragt, nicht trennen. Das furchtbare Schweigen der schwarzen Tiefe redete zu gewaltig zu mir. Aber aus der See fing es an zu wehen und in wildbewegten Wirbeln drangen blendendweiße Wolkenmassen durch die hohle Felsengasse aufwärts in den Curral, und bald war der schwarzgraue Schlund verwandelt in einen wallenden, blendendweißen Schaumsee, welcher lautlos und anmuthig tief unter mir sich auf- und abbewegte um die düstern Basaltmassen.

Es war Zeit an den Rückweg zu denken. Er führte uns bald mitten durch die Wolkenschicht, in der wir, es war gerade im Fichtenwald, naß wurden, sodaß wir einen Augenblick im kalten Nebel unter dem Nadelholz den Genuß eines echt nordischen Spätherbstes mitten auf den Höhen Madeiras genossen.

Nach scharfem Ritt sahen wir uns wieder in die lieblichste Culturzone der Insel hinabversetzt. Tief unten trieb der Ocean seine Wogen schäumend an die Felsgestade, und mit Kanonendonner begrüßten sich gerade die auf der Rhede ankernden Kriegsschiffe.

Solche Ausflüge zu classischen Punkten der Insel lassen

sich zum Theil in wenigen Stunden machen. Nossa Senhora do Monte, eine Kirche hoch über der Stadt, und das in Wolken hängende Camacho gewähren reizende Aussichten, ja es gibt in Madeira, namentlich auf einzelnen Strandhöhen, Felswege, die an Kühnheit und Naturschönheit zu den ersten derart gehören.

Auf diesem Hintergrunde von Schönheit, worin die Natur ein vollendetes Meisterwerk verfertigt zu haben scheint, spielt nun das Volk von Madeira eine keineswegs glückliche Rolle. Es könnte unvorsichtig erscheinen, und ist es wirklich, wenn man nach den Einwohnern einer Stadt, welche man gerade in den Straßen sieht, auf alle urtheilen wollte; denn jene bilden nur eine Fraction von diesen. Es gibt aber in Madeira einen Tag, zu dessen Feier wirklich alles, was sich nur vom Hause losmachen kann, aus der ganzen Insel zur Hauptstadt Funchal hinwandert, den Fronleichnamstag, den wir am 11. Juni erlebten.

Wirklich ganz Madeira schien gekommen zu sein. Auf dem langen, mit Platanen und Eichen bepflanzten Hospitalplatz, an dessen Ende eine Kirche liegt, wogte es von Menschen, die auf die Procession warteten. Aber an der ganzen versammelten Volksmasse war nichts Schönes. Derbe, knochige, verbrannte und fleckige Gesichter, deren flache Stirnen durch die hineingekämmten Haare noch idiotischer werden, eine ausdruckslose Unbeweglichkeit der Augen, kleine Figuren, ein klotziger Gang, das schienen mir die Hauptlinien der Madeirenser zu sein, und der Madeirenserinnen ebenfalls. Namentlich waren jene hübschen Spuren von Neugier, Freude, Erwartung und schelmischer Koketterie, die man so leicht bei den Frauen und Mädchen im Volke trifft, wenn sie kommen, um zu sehen und gesehen zu werden, bei den guten Weibern auf Funchal nicht zu entdecken. Indifferent standen, knieten und saßen sie auf der Erde und harrten der Procession. Wäre

die Procession aber gar nicht gekommen, so wären sie von dieser Täuschung auch nicht im geringsten afficirt worden.

Doch ist das Volkscostüm bei den jungen Mädchen nicht häßlich. Sie tragen einen rothen, gelb und blau gestreiften Rock; eine rothe oder blaue wollene, ganz kleine Mantille mit kleinem, von grünen Zacken eingefaßten Kragen. Hierzu sollte noch die kleine, weitberühmte Schnabelmütze kommen, doch trugen die Frauen weiße Kopftücher, was ganz sauber aussieht.

Die madeirenser Schnabelmütze! Wirklich, wenn man mit einem einzigen Worte das Nationalcostüm von Madeira angeben wollte, man brauchte nur diese einzige Mütze zu nennen. Aber beschreiben läßt sie sich nicht, sie läßt sich auch nicht in Musik setzen, ja nicht einmal zeichnen und malen. Sitzen muß man sie sehen auf dem Haupte des Madeirensen, ein mal nur, und man vergißt sie nie wieder.

Sie besteht aus einem kreisrunden, ausgefütterten Stück blauen Tuchs, aus dessen Mitte ein dito Schwänzchen von etwa acht Zoll Länge gerade herausragt. Meistens wird diese Sonderbarkeit ganz auf dem Hinterkopf getragen; sie sitzt dort ganz fest wie eine fixe Idee, und das in die Luft hinausstarrende Schwänzchen macht einen kühnen, großen Effect! Lichtenberg würde unbedingt, wenn er eine Saison in Madeira gewesen wäre, auch diese Schwänze charakterisirt und illustrirt haben, wie die göttinger burschenschaftlichen, und wir würden in seiner Arbeit eine ebenso charakteristische Monographie für Madeira besitzen, wie wir an der berühmten Arbeit Leopold von Buch's eine über die benachbarten Canarischen Inseln haben.

Noch spärlicher als die Köpfe waren die Füße der guten Leute mit Bedeckungen versorgt. So gingen namentlich alle Landmädchen barfuß; doch trugen viele Schuhe und Strümpfe unter dem Arm, und verriethen ohne den geringsten Rückhalt breit ausgetretene, schmuzige Füße mit dicken Knöcheln da-

rüber. Wie häßlich müssen die Figuren sein, die so häßlich enden!

Die Procession verlief ohne Andacht, ohne Ordnung. Beim Herausrücken aus der reichlich vergoldeten Kirche, in der ziemlich gute Bilder sind, ward der Zug mit Kanonen begrüßt und eine sehr schlechte Militärmusik ließ sich hören. Zuletzt defilirten auch einige Truppen über die Bühne, deren Haltung sehr auf Nachsicht zu rechnen schien. Aber bei dem herrlichen Wetter und der schönen Naturumgebung macht sich das alles ganz gut. Nur sollten die Menschen nicht gar so häßlich sein.

Bei den Klassen von guter Erziehung gewinnt auch auf Madeira die Menschheit bessere Form, bessere Färbung.

Zur Ehre der österreichischen Kriegsschiffe gab der österreichische Consul auf Madeira, ein Herr Bianchi, einen großen Ball. Und wenn ich auch nur sehr provisorisch zur Novara gehörte, so erkläre ich doch, daß der liebenswürdige Wirth und seine anmuthigen Schwestern, Damen von hervorstechender Schönheit, sich hoch verdient gemacht haben um die österreichischen Offiziere. Wir trafen durchweg wohlerzogene, zuvorkommende und bescheidene Leute in den Gästen, mit denen das ganze Haus erfüllt war. Und wenn es uns bedünken wollte, als ob numerisch Frauenschönheit auch hier weniger hervorstäche: so lag das offenbar nur daran, daß die Blumenpracht Madeiras im Saale unserer schönen Wirthinnen etwas kühn herausgefordert war. Nie werde ich diese Flut von Nelken, Rosen, Orangenblüten, Philadelphus und Magnolien, deren Duft das ganze Haus durchströmte, vergessen.

Die Gastlichkeit der Leute auf Madeira war aber keineswegs eine nur officielle. Ich wenigstens habe sie bei vielen gefunden, die mit unserer *Flagge* nichts zu thun hatten und denen ich *persönlich* die freundlichsten Augenblicke, wenn auch nur in rascherm und flüchtigerm Begegnen, verdanke. Freundliche Familienbesuche erhielt ich am Bord. Leider konnte

ich sie nur mit großer Verlegenheit annehmen, denn ich kannte meine Stellung am Bord und jene kannten meinen Namen und meine Familie, die vor wenigen Jahren in Madeira gelebt hatte. Am Lande habe ich im liebenswürdigen Familienkreise des Herrn Welsh die angenehmsten Stunden verlebt, und der ruhmvoll bekannte Dr. Pitta hat auch mir gezeigt, wie er in der freundlichsten und bescheidensten Weise hohe Wissenschaftstalente mit guten Sitten und der vollendeten Politur eines Mannes von Welt vereinigt.

Ihm verdanke ich so manche Einsicht in die Krankheitsverhältnisse der Insel, die mir höchst interessant geworden sind, und in die vorzüglichsten Heilanstalten der Stadt Funchal.

Das allgemeine Krankenhaus von Madeira ist ein altes, aber reinliches und lustiges Gebäude von klösterlichem Ansehen, welches, wenn es auch auf den ersten Blick kaum zulänglich erscheinen möchte, seinen Zweck dennoch erfüllt.

Es enthält eine medicinische und eine chirurgische Section. In letzterer lernte ich den Oberarzt der Station, Dr. Juvenal de Ornellas, kennen, einen gesetzten, gutunterrichteten Mann, der vollkommen fertig französisch sprach und mich mit der größten Freundlichkeit bei allen seinen Kranken vorbeiführte.

Eine Menge von Krankheitsfällen bestand in Folgekrankheiten vom Scharlach. Nachdem seit neunzehn Jahren kein Scharlach auf der glücklichen Insel gewesen war, kam ein schwedischer Schooner damit nach Madeira. Die Krankheit stieg ans Land und richtete seit Monaten bedeutende Verheerungen an, nachdem erst ein Jahr vorher (1856) die Cholera an achttausend Menschen von 60000 Einwohnern weggerafft hatte.

Beide traurige Vorkommnisse sind für den Epidemiologen bemerkenswerth. Das eine beweist die Verschleppbarkeit des Scharlachs von Hamburg bis nach Madeira, also bis in ferne Gegenden, das andere außer solcher Verschleppbarkeit das Vorkommen und zwar höchst heftiges Vorkommen der Cholera

auf einem Boden, der nirgends eine Spur von Sumpfbeschaffenheit u. s. w. hat, wie denn Wechselfieber auf Madeira unerhört sein sollen, wirkliche wenigstens. Denn seitdem der Wechselfiebertypus die Köpfe zahlreicher Aerzte namentlich in warmen Gegenden ergriffen hat, thut man wohl, wirkliche Wechselfieber, die die Patienten haben, von den eingebildeten, die die Doctoren haben, zu trennen: woraus sich denn auch bei der Choleraepidemie von Madeira der scharfe Unterschied zwischen Cholera und Wechselfieber von selbst herausstellt.

Die vielen, noch infolge des Scharlachs kranken Hospitalspatienten litten an allen möglichen Formen von Wassersucht, an Herzaffectionen, an Entzündung und Brand des Zellgewebes um die Parotis, und alle hatten ein schlechtes Aussehen. Die Behandlung war vollkommen verständig.

Der Chef der chirurgischen Station ist nun Dr. Pitta, ein Mann, der die allerbesten Studien in Frankreich, namentlich in Montpellier, gemacht hat, ebenso ausgezeichnet als Arzt wie als Chirurg. Die letzten Jahre haben ihn etwas in die politische Sphäre hineingezogen; er war mehrfach als Deputirter in Lissabon.

Auch er zeigte mir seine sämmtlichen Kranken, wobei er eine große Klarheit in seinem Wissen und seiner Darstellungsweise und bündige Bestimmtheit im Handeln verrieth. Unter seinen Operationen waren bemerkenswerthe Fälle. Höchst nachtheilig war gerade in den Tagen eine Anlage zu Gangrän bei Verwundungen und Amputationen, die offenbar mit jenen Zellgewebsaffectionen der Scharlachkranken zusammenhingen. Ich sah drei Fälle von vollkommener Gangrän an den Extremitäten, bei welcher Dr. Pitta mittels eines gürtelförmigen Vesicans eine Demarcationslinie hervorzurufen suchte, bei einem mit ganz entschiedenen Erfolg. Auch Einspritzungen von verdünnter Jodtinctur in die Knie- und Schultergelenk-

höhle bei Hydrarthrosen waren mit Glück vollführt worden u. s. w.

Im Hospital selbst ist eine kleine medicinische Schule, in welcher unter dem Namen Chirurgen Aerzte für den Bedarf der Inselbewohner ausgebildet werden. Denn wenn auch nicht in Funchal, so fehlt es doch in der ferner abgelegenen Gegend Madeiras an eigentlichen Aerzten. Die zerstreut wohnenden Landbauer und Tagelöhner sind arm und können keinen Arzt von europäischen Ansprüchen honoriren. So hat man denn zu einer bescheidenern Classe von Heilkünstlern greifen müssen, über welche Dr. Pitta sich auf das allergünstigste ausdrückte. Ihre Zahl scheint in den letzten Jahren zugenommen zu haben, da es Thatsache ist, daß in der Choleraepidemie eine Menge Menschen ohne alle Spur einer ärztlichen Hülfe umgekommen ist.

In ganz gleicher Weise hat man auch ein kleines Hebammeninstitut gegründet.

Die Vorlesungen für die Zöglinge der medicinischen Schule werden im Bibliothekszimmer des Hospitals gehalten. Die Bibliothek ist nicht unbedeutend und unbedingt mehr als ausreichend für ihre Bestimmung. Sogar eine kleine Sammlung von Weingeistpräparaten zur pathologischen Anatomie gehörig zeigte mir der geistig vielfach bewegte Director der Anstalt.

Unmittelbar nach dem allen hielt er öffentliche gratuite Consultationen im Hospital, zu denen alle Arme kommen dürfen und mit Arzneien aus der Apotheke des Hauses versehen werden.

Dann führte mich mein unermüdlicher Freund durch das Hospicio de D. Amelia, jene Anstalt für mittellose Schwindsüchtige, welche die Herzogin von Braganza, verwitwete Kaiserin von Brasilien, damals gründete, als die kaiserliche Prinzessin von Brasilien Donna Amelia in Madeira an der Schwindsucht starb.

Das Gebäude war nur noch ein provisorisches, das wirkliche war im Bau begriffen. Doch ist das augenblickliche ein sehr hübsches, äußerst sauberes und höchst zweckmäßiges Haus, welches, wie die meisten Wohnungen von Funchal, ungemein trocken liegt.

Eine sogenannte „Regentin" und hinreichende Krankenwärterin besorgen die Oekonomie und Pflege im Institut, dessen ärztliche Direction dem Dr. Pitta obliegt. Ueber alle Krankheitsfälle wird ein bis zu minutiöser Genauigkeit geführtes Journal gehalten, und, wenn die Fälle mit dem Tode endigen, in einem besondern Obductionszimmer die Leichenöffnung gemacht und der Befund in das Journal des Hauses eingetragen.

Nicht das Geringste läßt das Hospicio de D. Amelia zu wünschen übrig, und ich verließ im vollsten Maße zufriedengestellt das Haus. Wo in einem paradiesischen Klima durch die charitable Edelsinnigkeit einer Fürstin einem glänzenden medicinischen Talente die vollste Gelegenheit gegeben wird, für Arme, Leidende zu wirken: da geht man schon getröstet und muthig fort aus einem Hospital, auch wenn die Natur der Krankheit weniger Hoffnung auf eine vollkommene Genesung gewährt.

Ein sogenanntes Militärhospital in Funchal scheint sich unter kümmerlichen Verhältnissen zu befinden. Einmal hat Madeira eine sehr spärliche Besatzung und zweitens ist das Stadthospital, namentlich durch Dr. Pitta's Persönlichkeit, für alle Eventualitäten ausreichend.

Doch genug des Aerztlichen. Wer sich über alles dahin Gehörige genau unterrichten will, dem rathe ich am meisten die beiden Werke von Dr. Mittermaier und Dr. Barral an, ersteres deutsch geschrieben, letzteres portugiesisch. Beide enthalten in klarer und geistvoller Sprache die genaueste Darstellung aller Madeira-Verhältnisse.

Wenn mich Madeira nun auch in so vieler Hinsicht angezogen, gefesselt und entzückt hat, so hat es mir doch auch zu vielen betrübenden Bemerkungen Anlaß gegeben. Man erkennt auch in Madeira das, was durch die ganze portugiesische Monarchie von Europa bis China sich kund gibt: allgemeinen Verfall!

Die ganze Menschenrasse auf Madeira ist physisch und moralisch im Verfall. Das Misrathen der Weinernten in den letzten Jahren, die harte Choleraepidemie und am meisten die Ohnmacht des Mutterlandes hat ungeheure Armuth über die Insel gebracht, Armuth oder Demoralisation, wie man das nennen oder deuten will. In Funchal selbst ist das weniger bemerkbar; dort verdient noch einer vom andern, und die Zahl der periodisch dorthin kommenden, größtentheils reichen Fremden unterhält immer eine ganze Reihe von Leuten. Im Innern der Insel aber ist alles verarmt und das Betteln so an der Tagesordnung, daß man ganze Familien trifft, Aeltern mit sechs bis acht Kindern, die am Wege lagern und die Vorübergehenden oder Reitenden förmlich anschreien. Ja ich möchte fast behaupten, daß die Erziehung der Landkinder nicht darüber hinausgeht, in englischer Sprache um einen Shilling zu betteln. Die Männer wandern viel aus nach Brasilien. Die Frauen und Mädchen helfen sich mit feinern und gröbern Klöppelarbeiten und machen künstliche Blumen, die sie mit andern Blüten möglichst theuer an den Mann zu bringen suchen.

Von den Familien besserer Stände scheint die eine nach der andern zu verschwinden. Viele ziehen nach Lissabon und lassen ihre Fideicommißhäuser in Funchal leer stehen, denn verkauft darf solch Familienhaus nicht werden. So hatte ich Gelegenheit, das große Haus des Grafen von Caravalhão zu besehen. Fast ein kleiner Palast ist es, in welchem sich Saal an Saal reiht; sogar ein eigenes Theater hat es, un-

mittelbar am Betsaale des Hauses; die Aussicht oben vom Hause ist prächtig: aber wie hoch man auch steigt, nirgends findet man eine Menschenseele; der Graf ist in Europa und ein einziger Thürhüter wohnt in den weiten Räumen.

So werden vieler Einkommen, die ihnen von Besitzungen auf der Insel zufließen, im Mutterlande Portugal und sogar in Paris verzehrt und der schon so vielfach heimgesuchten Insel mehr und mehr die letzten Kräfte entzogen.

Ziemlich weit verbreitet ist die Ansicht bei den Leuten, daß wenn die Insel unter englischer Verwaltung stände, einer großen Menge von Uebelständen, Verarmungen, Demoralisation u. s. w. abgeholfen werden möchte. Die Ansicht ist leichter ausgesprochen als bewiesen. Wer sich nicht selbst helfen kann, dem kann auch eine anders geordnete Regierung, wenigstens allein, nicht viel helfen. Unter englischer Verwaltung würde von englischer Arbeit, englischem Fleiß vielleicht mehr erzwungen werden als jetzt erlangt wird, aber die portugiesischen Madeirenser würden keine Concurrenz mit den zähen Angelsachsen aushalten.

Am 17. Juni faßte ich mein Dimissionsgesuch an Se. k. k. Hoheit, unsern durchlauchtigsten Marine-Obercommandanten Herrn Erzherzog Ferdinand Maximilian ab, und eine Stunde darauf, morgens 11 Uhr, ging die Novara in See. Unmittelbar folgte die Corvette Caroline, ganz gleichzeitig die amerikanische Corvette Dale und das englische Dampfpacket für Rio.

In den ersten Tagen war der Wind nicht günstig. Die Novara gewann sehr wenig auf ihrer erscheinungslosen Fahrt, welche durch die am Bord vorherrschenden Umstände keineswegs kurzweiliger wurde. Am 27. Juni stellte sich, als wir uns auf 27° nördl. Br. befanden, endlich der Nordostpassat ein und frischte die ganze Scenerie wieder auf. Leicht rollend zog die Fregatte unter der ganzen Wucht von Segeln und Leesegeln einher; ruhig und

rhythmisch bewegte sich die tiefblaue Flut auf und ab; wir liefen fünf bis acht Knoten und schienen uns auf einem leichtbewegten Landsee zu befinden. Einige Scharen fliegender Fische zeigten sich. Physalien in prächtigen Farben spielend zogen ungestört ihre Bahn; eine Menge von Exemplaren des zierlich blauen Glaukus wurde gesehen und in ruhigern Augenblicken gefangen.

In den nächsten Tagen entwickelte sich der Nordostpassat mehr und mehr, wir liefen zuweilen über zehn Knoten, und wenn auch der Ocean keine auffallend neuen Erscheinungen bot, so war doch das langsame Aufsteigen südlicher Sternbilder und das allmähliche Hinabsinken der nördlichen ein vielfach anregender Gegenstand gemeinsamer Abendbetrachtungen.

Auf 16° nördl. Breite bekamen wir zahlreiche Besuche von Thunfischen, von denen mehrere mittels Harpunen gefangen wurden, jeder etwa 12—15 Pfund schwer. Prächtig wie Schmetterlinge sind diese Fische; auf den weißen Seiten mit drei schwarzen Strichen gezeichnet, am dunkeln Rücken mit viereckigen, blaugrünschillernden Feldern. Sowie aber der Fisch stirbt, erlischt auch der schillernde Glanz und nur eine matte Zeichnung bleibt zurück.

Auf dem 12—9° nördl. Br. hatten wir schwüles Wetter; es bildeten sich Wolken, einige Regenschauer kamen, der Wind ward zu einigen Stunden flauer und versank auf kurze Dauer in complete Windstille. Der Ocean leuchtete hell auf, und wir hatten manche prachtvolle Abendscenerien. Wie oft hat man von der Pracht einer Segelpartie zwischen den Wendekreisen gesprochen zur Zeit des wachsenden Mondes! Und doch ist die dunkele Seite solcher Abende viel imposanter, wie sie sich z. B. am 5. Juli herausstellte. Der Meereshorizont lag rabenschwarz da, dann kam ein hellerer, grauer Gürtel am Himmel, über welchem wieder dunkelschwarze Wolkengürtel hingen. Aus einzelnen Rissen dieser gespensti-

schen Luftgebilde fielen schroffe Mondlichter aufs Meer, über welches die Novara wie ein scheues Roß dahinstampfte und schäumende Wellen vor sich herwarf.

Doch müssen solche Massenbilder gesehen werden.

Schon am folgenden Tage kamen einzelne Windbewegungen aus SSO. und brachten uns den klarsten Vollmondsabend. Dennoch konnten wir, wie rein die Mondscheibe immer glänzen mochte, das Südkreuz sehr bestimmt erkennen, und α des Centauren, der schönste Doppelstern am ganzen Himmel, strahlte in wundervoller Helle.

Nun gewann, als wir 7° nördl. Br. und 30° westl. L. von Greenwich waren, eine Länge, worauf man noch den Aequator schneiden kann, der Südostpassat seine volle Entwickelung. Dazu machte sich auch die nach Nordwest flutende atlantische Aequatorialströmung sehr stark geltend und nun begann eine höchst complicirte Segelpartie, aus deren Labyrinth uns selbst Neptun, der am 14. Juli an Bord kam und uns unter einer ungeheuern Seemannstaufe am 15. Juli auf 34° — vierunddreißig Grad — westl. L. von Greenwich über den Aequator half, nicht zu ziehen vermochte und uns vielmehr bei 2° südl. Br. bis auf 35° westl. L. gerathen ließ.

Wie bemerkenswerth nun auch der Curs der Novara von 7° nördl. Br. bis zur Breite von Pernambuco (vom 8. bis zum 25. Juli) gewesen ist, und wie genau ich ihn auch bis in seine letzten Elemente hinein in meinem Tagebuche verzeichnet besitze: so will ich ihn dennoch hier nicht copiren und commentiren, da er ganz zur Weltumsegelung, zur Fregatte gehört, und zu allgemeiner nautischer Belehrung im Berichte der Novara selbst gewiß bis in seine kleinsten Elemente hin auseinandergesetzt werden wird.

In der Nähe der Roccas und Fernando de Noronha wurden wir von einer Menge von Seeschwalben (Sterea) begleitet.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli segelten wir zwischen den genannten Felsen und der bezeichneten Insel durch, welche selbe Straße ich im Februar 1855 schon einmal, damals freilich nach Norden segelnd, durchzogen hatte, und hatten am 21. Juli ein höchst anziehendes Sturmwetter: sodaß die Fregatte nur vor den beiden doppeltgereefften Marssegeln und dem Kreuzsegel lief und ziemlich heftige Schlagwellen aushalten mußte. In diesem Wetter begegneten wir dem englischen Dampfpacket auf seinem Heimwege nach Europa, demselben, das am selben Morgen unserer Abreise von Madeira nach Rio in See gegangen war, ein Anblick voll schmerzhafter Empfindungen für uns und gewiß großen Humors für den Engländer.

Am 24. Juli endlich, nachdem wir neununddreißig Tage von Madeira auf dem Meere umhergeirrt waren, ward Land erblickt, wahrscheinlich die Insel Itamaraca.

Am folgenden Morgen erkannten wir das Cap Agostinho an seiner Kirche mit dem Spitzthurm und seinen Palmen ganz genau. Am 28. Juli schnitten wir den magnetischen Aequator. Ein wundervoller Tag war es, der Himmel wolkenlos, leicht bewegt das tiefblaue Meer; ein kühlender Luftzug strich durch die Masten, kaum zu regen schien sich die Fregatte. Wirklich spiegelglatt war der Ocean am 31. Juli; einen prachtvollern Sonnenaufgang hatten wir noch nie gehabt.

Die Meeresstille und die Nähe der Abrolhos lockte wieder einige Thiere herbei. Blaue Kopepoden kamen zum Vorschein, Aglysien, kleine Polypenformen an einzelnen Seetangen und eine Wasserwanze, die ihren Namen Halobates vollkommen rechtfertigte, denn sie lief sehr geschickt auf dem Wasser umher. Ein prachtvoller Fisch, Balister vetula, ward ebenfalls gefangen, doch verlor auch er seine Schönheit nach dem Tode.

Die kleine lästige Inselgruppe der Abrolhos — abre olhos,

mache die Augen auf —, bot in ihrer Nachbarschaft 35 Faden Tiefe, das Meer ward grüner und wir hatten allgemeine Freude am Gedanken, daß wir, wenn wir auch den amerikanischen Continent noch nicht vor uns sähen, ihn durch die Salzflut doch schon heraufschwimmen sehen könnten.

Aber erst am 3. August ward die so heiß ersehnte Küste erblickt. Wir befanden uns östlich vom Cap Frio. Bis zum Ueberdruß hielt uns ein ungünstiger Wind auf in rollender See, und vergebens suchten wir durch Kreuzen vorwärts zu kommen. Das ferne Blickfeuer des Cap überzeugte uns am Abend, daß wir noch ziemlich fern vom Ziele wären.

Am 5. August befanden wir uns morgens bei den Inseln von Marica. Jedoch hingen graue Wolken über den kahlen, grotesken Granitkuppen. Die sonst so herrliche, wahrhaft großartige Scenerie war trübe und eins der schönsten Momente, das Heransegeln an die Küste von Rio-de-Janeiro, ist von den Reisenden nicht genossen worden.

Mit mehreren andern Schiffen rückten wir langsam gegen die weltberühmte Einfahrt von Santa-Cruz vor und erkannten den links am Strande schlummernden Riesen. Palmenformen wiegten sich im Winde und reizendes Grün deckte die sanftern Abhänge der herrlichen Ufer, die immer mehr Form, immer mehr Gestalt, immer mehr Lieblichkeit entwickelten.

Aber aus den Kanonenluken der Batterie, wo man bleiben mußte beim Einsegeln, läßt sich das nicht betrachten und besonders nicht genießen und empfinden. Um 2½ Uhr liefen wir unter den Wällen von Santa-Cruz durch, und bald rasselten die schweren Ankerketten der Fregatte in den Grund der Bucht von Rio-de-Janeiro hinunter.

Da kamen alte Bekannte an Bord; das k. k. österreichische Consulat schickte mir Briefe von der Heimat, zwei geliebte Brüder kamen, — — doch genug davon.

Das Schicksal wollte es, daß ich noch die ganze Zeit, während

der die Fregatte in Rio lag, in Dienstverhältnissen an Bord bleiben mußte, sodaß ich nicht in dem Maße, wie ich es gewünscht hätte, für die, welche mir an Bord lieb geworden waren, am Ufer Sorge tragen konnte.

Doch glaube ich sind die Offiziere und Naturforscher der Fregatte Novara in Rio freundlich aufgenommen worden. Man hat sie überall gern gesehen, wo man mit ihnen zusammengekommen ist, und ich weiß ganz bestimmt, daß man sich herzlich freuen würde, sie noch einmal in Rio-de-Janeiro zu sehen.

Mir selbst aber wird meine Aufnahme in Rio-de-Janeiro unvergeßlich bleiben. Vor allem wohlthuend war es mir, daß Se. Maj. der Kaiser, als ich mich höchstdemselben nach meiner mehrjährigen Abwesenheit von Rio im Palast zu S.-Christovão wieder vorzustellen wagte, ebenso wie früher seine gnädige Herablassung und unzweideutige Theilnahme für meine Stellung am Bord der Novara zu zeigen geruhte.

Als ich vier Tage vor Abreise der Novara aus Rio vom Bord entlassen ward, ward ich von Sr. Excellenz dem Herrn Marquis von Abrantes ohne die allergeringste Schwierigkeit in meine alte Thätigkeit als Arzt der Fremdenstation an der Santa-Caza da Mizericordia wieder eingesetzt. Am selben Morgen, an welchem die Fregatte Rio verließ, machte ich meine erste Hospitalsvisite wieder, wie ich das früher dreizehn Jahre hindurch gethan hatte.

Und da ich angesichts all des Lieben und Freundlichen, was mir in meinem alten Standquartier zu Theil geworden ist, nie auch nur einen Augenblick daran gezweifelt habe, daß weder Se. k. k. Hoheit der Herr Erzherzog Ferdinand Maximilian, noch Alexander von Humboldt, der Edle, Große, noch Dr. von Haidinger und von Patay gewollt und gewußt haben, daß mir meine Stellung am Bord der Novara verschoben würde: so fällt auch das Wort des Dr. Scherzer, was er

mir mit tiefem Ernst zurief beim Scheiden: „Vergeben Sie und vergessen Sie!“ vollkommen und ganz bedeutungslos zusammen.

Darum auch keine Klagen und Verklagungen weiter vor der Oeffentlichkeit! Die Novaraexpedition wird sich selbst richten. Sie wird schon Großes, Edles leisten, wenn sie von großen, edeln Elementen getragen und bewegt wird: und das wird sie, so Gott will, doch wirklich zur Ehre der kaiserlich österreichischen Kriegsflagge.

„Werde nur nicht der Chamisso euerer Weltumsegelung“, rief mir ein lieber geistlicher Freund nach, als ich von Lübeck fortreiste.

„Das nie“, war meine ganze Antwort. Denn es ist nicht jeder gleich ein Chamisso, weil er die Welt umreist. Wie viel ich aber auch immer den geistvollen, liebenswürdigen Franzosen bewundert und verehrt habe, Eins habe ich ihm nie verzeihen können — daß er nicht dem Commodore von Kotzebue die Weltumsegelung aufkündigte und ohne den Rurik sein Stück Wegs, wo und wie es auch immer gewesen wäre, zu machen verstand.

Wer diese Empfindung mit mir theilt, wird auch die flüchtig hingeworfenen Zeilen verstehen, die ich unmittelbar vor meinem Verlassen der Novara in das Gedenkbuch eines Mitreisenden schrieb. Wie wenig ihnen auch irgendein poetisches Gepräge aufgedrückt sein mag, so geben sie dennoch die ganze Situation wieder:

Ich habe stets nach Freiheit hingestrebt,
Nach Freiheit, Luft und Licht und grünen Bäumen;
Ich mochte gern auf blauen Höhen träumen,
Wo durch der Wolken Schaum der Adler schwebt.

Drum hat gar oft mein freies Herz gebebt
Vor Zorn und Hohn in unsers Kriegsschiffs Räumen,
Drum mußte fort vom Bord ich ohne Säumen,
Wo fast als Sklav' ich kümmerlich gelebt!

Sieh, vor uns liegt ein schönes, grünes Land,
Wo vieler Herzen mir in Liebe schlagen!
Freund, gönne mir den wohlbekannten Strand

Und laß mein letztes Lebewohl Dir sagen! — —
So geh' ich denn, der Freiheit kühner Streiter,
Mon Dieu et mon droit! — Der Herr hilft weiter!

Drittes Kapitel.

Die Bucht von Rio-de-Janeiro in kurzer Uebersicht. — Die Bergcolonie Petropolis.

Es war ein guter hamburger Mast, welcher mich vor vielen Jahren zum ersten male nach Brasilien führte.

In schwüler Januarsnacht hatten wir das Leuchtfeuer vom Cap Frio erblickt und waren von einem ziemlich heftigen Gewittersturm südwestlich gejagt worden, sodaß wir am nächsten Morgen uns südlich von der Ponta-Negra befanden, einer kühn aus dem stattlichen Granitdamm, der vom Cap Frio westlich streicht, herausspringenden Felsspitze.

Es war ein frischer Morgen. Der leichte Landwind führte balsamische Düfte zu uns herüber, während unsere Blicke sich weideten an dem schönen Küstenbilde, mochten nun ganz schroffe und kahle Felsabhänge demselben einen wilden Charakter geben, oder an sanftern Senkungen und oben auf geradern Flächen eine üppige Vegetation ihm den vollen Ausdruck einer Tropenlandschaft gewähren. Weiterhin machten sich einzelne kleine Inseln kenntlich, unter ihnen die Ilha Raza mit einem Leuchtthurm auf dem flachen Hügel.

Bald aber zog eine größere Gebirgsgruppirung unsere Augen auf sich nach Westen. Hier schlummert am Strand der brasilianische Riese. Ueber eine Meile ist seine Länge, Surge et impera ist sein Weckruf. Von der kühnen, an 2000 Fuß hohen Gavia und der Pedra bonita ist das Haupt gebildet. Der eben so hohe Corcovado bezeichnet die Mitte des Riesenleibes. Sein Fuß ist der 900 Fuß unmittelbar aus der Meeresflut emporragende „Zuckerhut", eine vegetationslose, hintenüber geneigte Granitpyramide.

Unter ihr ist die berühmte Bresche, die Einfahrt in die Bucht von Rio-de-Janeiro, andererseits begrenzt vom Fort von Sta.-Cruz, hinter welchem das Gestade sich wieder zu schroffen Felsen erhebt. Hoch auf brandet der frei heranrollende Ocean gegen das Felsthor; ferne Palmen schwanken über den schäumenden Tiefen.

Der eben erlöschende Landwind aus NNW. trieb die letzten Schiffe, die den Morgen Rio verlassen hatten, hinaus in das Meer. Dann ward alles still. Scheinbar spiegelglatt wogte der Ocean nur noch in größern Massen langsam auf und nieder. Einzelne Haifische verriethen ihre gefährliche Nähe durch ihre aus dem Wasser herausragende Rückflosse. Eine schlafende Schildkröte trieb langsam an unserer Barke vorüber; eine ungeheure Schar von Delphinen zog mit heftigem Schnauben und Poltern ihre nasse Straße, jeder einzelne laut schnarchend beim bogenförmigen Hervortauchen. Glänzende Schmetterlinge gaukelten bis zum Schiff herüber, während hoch über uns prächtige Tropikvögel mit weit klafternden Flügeln ihre luftigen Kreise schlugen, ungemein geschickt steuernd mit dem tief getheilten Gabelschwanz, wie die nordischen Weihen.

Eine glühende Hitze lag über Land und Meer. Die Ufer flimmerten und glanzlos schienen am Horizont Himmel und Wasser ineinander zu fließen. Bald aber zogen einzelne krause

Streifen durch die Wasserfläche. Der Meereshorizont zeichnete sich scharf ab, der Himmel ward blau, blauer das Meer; rasch kam der frische Seewind aus SSO. daher geflogen und goß neues Leben, Labung und Erquickung aus über alles Verschmachtende.

Wir kamen näher und näher. Alles gewann Form, Farbe und Bedeutung. Hinter dem Zuckerhut entdeckten wir noch das Außenfort von Praya vermelha. Dann strichen wir dicht unter den weißen Festungswällen von Sta.-Cruz hindurch an dem kleinen Fort Lago vorbei, welches auf einem kleinen Felsen fast mitten in der Einfahrt liegt und ununterbrochen vom Ocean gegeißelt, ja zeitweilig selbst überflutet wird.

An der Binnenseite des Zuckerhuts sahen wir noch das Fort S.-João und gingen dann unter den Festungswällen von Villegagnon mitten in der Bucht vor Anker.

Vor allem überrascht es den von Europa Kommenden, daß er sich, statt auf einem Fluß — Rio — auf einem Binnensee befindet. So schmal ist das Felsthor bei Sta.-Cruz, kaum 1/4 deutsche Meile breit, so ganz einer Flußmündung ähnlich, daß die ersten Entdecker sich wirklich täuschen ließen und der Mündung den Namen des „Januarflusses" gaben, wie denn das ganze weite Wasserbecken schon von den Indianern Nicteroi (verborgenes Wasser) genannt worden war.

Gleich innerhalb der Einfahrt dehnt sich dieser Januarfluß zu beiden Seiten hin stattlich aus. Hier ist das liebliche Botafogo an kleiner Nebenbucht, einem helvetischen Alpensee ähnlich, einerseits umgeben von großen Granitmassen, andrerseits von anmuthigen Landhäusern in einem Halbbogen eingefaßt, hinter welchem wieder, fast wie eine Granitnadel, der Corcovado aus dem Walde herausragt und in weiter Ferne die ernste Gavia den Hintergrund der Landschaft bildet. Am letzten Ende der Bucht steht das prachtvolle Irrenhaus, Hospicio de Pedro II., in welchem ich vor Jahren ebenfalls angestellt war.

Dieser Bucht gerade gegenüber dehnt sich die Bai von Jurujuba in einem Doppelbogen in das Land hinein, ebenfalls eingefaßt von ziemlich schroffen Felspartien, meist mit urzuständlichem Waldwuchs bedeckt. Den Eingang in diese Nebenbucht bezeichnet rechts ein kleiner Granitpik, links die kleine, echt romantische Insel Nossa Senhora da Boa Viagem, auf deren rothgrauen Abhängen eine frische Vegetation dem scharfen Seewinde trotzt. Oben auf der Spitze liegt ein Kirchlein; nirgends so herrlich wie von hier sieht man über die Einfahrt ins offene Meer hinaus, und es war eine sinnige Idee, gerade hier „Unserer Liebfrauen zur glücklichen Reise" eine Kapelle zu errichten.

Tief hinein in die Jurujubabucht liegt das in Noth und Drang harter Zeiten entstandene Gelbfieber-Hospital von Sta.-Izabel für kranke Matrosen.

Von den Wällen der Festung Villegagnon, an deren Namen sich das Andenken an kühne Waffenthaten zur Zeit der Hugenotten und des alten Coligny anknüpfen, übersieht man nun die volle Staffage um den südlichen Theil der Bucht von Rio.

Stattlich erstreckt sich der Strang des Corcovadogebirgs im Westen hin; zwischen ihm und dem Ufer liegt die ansehnliche Vorstadt der Cattete mit dem schönen Gloriahügel und weiterhin mit dem Vorsprung des Theresienbergs. Dann folgt die Kaiserstadt selbst ohne großartigen Prospect, denn mehrere steil aus ihr herausragende Hügel verstecken sie. Doch sind eben jene Hügel und die benachbarten Höhen mit Kirchen, Klöstern und Villen aller Art so malerisch überstreut, daß der Anblick immer ein großartiger ist.

Dicht vor der Stadt, nur durch eine schmale Wasserstraße von ihr getrennt, liegt die leichtgewölbte kleine Ilha das Cobras mit einigen Fortificationen und einem Marinehospital.

Der Centralstadt des Reichs Rio-de-Janeiro gerade gegen-

über bildet die Bai noch einen kleinen Busen, an welchem die Hauptstadt der Provinz Praya grande sich befindet mit dem lieblichen Orte S.-Domingos, und nach einer andern Seite hin das hinter dem Hügel der Armação gelegene Arsenalsunternehmen der Ponta da arêa.

Von hier nun dehnt sich die Bucht in rasch zunehmender Größe zu einer ovalen Form von fünf bis sechs geographischen Meilen Länge bei drei bis vier Meilen Breite aus. Doch ist diese bedeutende Wasserfläche von mannichfachen Inseln und Felspartien durchsetzt, unter welchen die Ilha do Governador die größte, Paqueta die anmuthigste ist.

Die herrliche Bucht mit mehr oder minder bedeutendem Uferland wird nun vom Corcovadogebirge, dem Höhenzug der Tejuca und den schon viel ferner liegenden Serren da Viuva, Tingua, Estrella, dos Orgaões, do Morro queimado bis zu 6000 Fuß Höhe in einem gewaltigen Kreisbogen eingeschlossen und bildet mit vielen kleinen, aus jenen Gebirgen herabfließenden Bächen und Strömen ein eigenes, ganz abgesondertes Wassersystem.

Beim Ueberblicken alles dessen, was zu diesem Wassersystem gehört, was Natur und Kunst um dasselbe geschaffen hat, befinde ich mich in der allergrößten Verlegenheit. Der flüchtig reisende Europäer ist, wenn er von Rio-de-Janeiro nur einige Hauptumrisse gibt, vollkommen entschuldigt. Er kam nicht von Europa, um eine Stadt zu zergliedern, zu der er ein besseres Vorbild in jeder europäischen Hauptstadt findet: vielmehr kam er, um von der Stadt aus das weite Kaiserreich selbst zu durchreisen; er reiste nach Rio-de-Janeiro, um Brasilien zu durchforschen, nicht nach Brasilien, um Rio-de-Janeiro zu beschreiben.

Von mir aber weiß man, daß mein erster Aufenthalt in Rio-de-Janeiro siebzehn volle Jahre ohne alle Unterbrechung gedauert hat. Ich kam nach Rio, als eben erst die jugend-

liche Kraftentwickelung des Landes begonnen hatte. Noch lei- tete eine Regentschaft den von manchen Stürmen, namentlich republikanischen und ochlokratischen Gelüsten vielfach bewegten Staat. Die Majoritätserklärung und Thronbesteigung des Kaisers Pedro II. brachte Ruhe und Ordnung in die beweg- ten Massen, und viele schlechte Elemente sind seitdem gewichen. Die gute Staats-Form füllte sich mit besserm Geiste; es ward gebessert an Kirche und Schulen, ein förderndes Insti- tut entstand nach dem andern, Kunst und Wissenschaft haben das Haupt erhoben und zeigen ungekränkt ein edles Antlitz; und die schwarzen Schatten des Sklavenhandels und des Skla- venthums fliehen mehr und mehr vom Lande von Sta.-Cruz.

Das alles habe ich mit erlebt und mich in seine nächste Nähe, sein volles Treiben hineinzudrängen gesucht. Und nun erwartet man von mir vielleicht hier das Resultat.

Ich verspreche es zu liefern nach Wissen und Gewissen — aber nicht hier, nicht jetzt.

Die Hauptstadt Brasiliens, die nahe an 300,000 Einwoh- ner enthält, und im Keim und bereits kräftigem Aufwach- sen alles in sich trägt, was sie zu einer Weltstadt stempelt, kann nicht auf wenig Seiten kurz und bündig von mir abge- fertigt werden, wie das wol europäische Reisende cavalier- mäßig gethan haben. Ich spare ihr eine sorgsame Monogra- phie auf. Der Staat, die Kirche, die Schule, das Haus, die Wissenschaft, die Kunst, der Markt und die Gasse, Han- del und Wandel, es soll alles, so Gott dazu Kraft gibt, be- handelt werden in einer gesonderten Arbeit.

So müssen auch die Menschen besonders behandelt werden, Indianer, Neger, Europäer, diese seltsam zusammengestellte Trias, welche sich entweder rein und deswegen leichterkennbar, oder sonderbar vermischt und eben darum nicht ohne Schwierig- keit auf ihre Entstehungselemente zurückzuführen, dem Forschen- den darstellt.

Lassen wir also die Stadt und ihre Menschen, und beginnen nun mit der Natur.

Wenn die nächste Umgebung der Bucht von Rio ihrer Form nach unbedingt einen kühnen Charakter in sich birgt, gewinnt sie den vollsten Anstrich von Lieblichkeit durch die in ihr vorkommende Vegetation, sei sie nun die in den Gärten sorgsam gepflegte, sei sie die bis zu den schroffen Höhen emporklimmende naturwüchsige.

Wenn wir eine Wanderung machen wollen zu den Waldregionen, seien sie am Corcovado, in der Tejuca, ja selbst durch die fernere Serra: so müssen wir uns ganz besonders vor zwei Irrthümern hüten, wie häufig auch Reisende, selbst Naturforscher von Profession, sie begangen und auf die Leser ihrer Reisebeschreibungen übertragen haben.

Um Rio und weit darüber hinaus finden wir nirgends Waldregionen, in denen sich ungeheuere Stämme säulenartig dicht zusammendrängen und jene Riesengruppen von Hymenäen u. s. w. bilden, wie sie im Norden Brasiliens vorkommen: Holzmassen, die uns einigermaßen noch eine Anschauung geben von jenen vorweltlichen Wäldern, aus denen sich die Steinkohlenlager herausgebildet haben. Ebenso wenig dürfen wir an eigentliche Waldungen denken, in denen nur ein ausschließlicher Charakter, der Palmencharakter, zu finden ist, mag er auch sonst vorkommen, wo er nur immer will.

Ich will gern zugeben, daß früher vielleicht manches anders war, daß z. B. in der Ebene, wo jetzt Rio liegt, sich Palme an Palme reihte, daß früher ein Riesenfeigenbaum sich an den andern drängte und eine ungeheuere Leguminose die andere erstickte. Allerdings hat Axt und Feuer und die fortschreitende Cultur vieles anders gestaltet und besonders vieles vernichtet, was sonst wilde, große, ungeschlachte Form war: aber selbst dort, wo im sogenannten Urwald die Natur noch unangetastet blieb, ist sie bei Rio nicht so ungeheuer,

wie Neuankommende sie sich träumen und flüchtig Reisende sie wol dargestellt haben.

Dennoch ist auch bei Rio der Wald, wo nicht ein Weg durch ihn gebahnt ist, undurchdringlich, herrlich und gewaltig, und vor allem unendlich lieblich.

Wandern wir z. B. aus dem lieblichen Thal der Larangeiras aufwärts gegen die steilen Abhänge des Corcovado, es mag, trotz der Hitze, im Januar und Februar sein, so erscheint dort das ganze Thal wie ein blühender Gebirgskessel. Es ist die Blütenzeit der Melastomen, flores de quaresma, Fastnachtsblumen genannt, jener so zahlreich in Brasilien vertretenen Pflanzenfamilie, deren meistens rothblaue oder weiße (oder unendlich kleine und farblos erscheinende) Blumen ganz eigenthümlich gekennzeichnet sind durch die verlängerten, meistens gekrümmten Antheren, und deren Blätter meistens drei bis fünf Rippen nebeneinander verlaufend zeigen, wie mannichfach verschieden auch sonst die Textur, Form und Bedeckung dieser Blätter sein mag.

Wo aber aus dem Blütenschwarm der Melastomen ein Gebüsch, ein Baum mit goldgelben Blüten hervorragt, da dürfen wir mit vollem Recht eine Cassie vermuthen aus dem Tribus der Leguminosen, wenn es nicht eine Vochysie ist mit schöner, dickblätteriger Belaubung und jener sonderbaren Blütenform mit einem einzigen Staubfaden und einem Sporn, sodaß fast etwas Orchideenartiges in der Blüte liegt. Oder wir haben eine hübsche Malpighie vor uns, eine Banisterie, deren goldgelbe Petalen auffallend gestielt sind und wunderlich von Drüsen begleitet. Die Masse des dortigen Waldes aber, der hochstämmigen Bäume, besteht viel aus Myrtaceen und Ingaarten, ja ganze Strecken bestehen nur aus diesen, wenn nicht kleinere Palmenformen sich zwischen die schlanken, bis zu bedeutenden Höhen ganz astlosen Bäume hinaufdrängen, ohne das Licht, das Niveau der Waldeskuppel zu erreichen.

Wo aus kleiner Felsenschlucht ein Quell hervorrieselt, wird man gar bald auch ein baumartiges Farrenkraut entdecken, und unter ihm die eine oder andere Begonie mit den ewig schiefen Blättern, oder die Riesenblätter einzelner Aroideen ersticken ihre Nachbarn und behaupten allein die ganze feuchte Stelle.

Außerordentlich häufig kommen auch die Cecropien im Hochwald vor mit schlanken Stämmen, an denen jedes abwelkende Blatt einen narbigen Streif zurückläßt. Meistens, oder doch recht häufig, ragen diese Bäume schräg am Waldabhang hervor und tragen zu einer eigenthümlichen Waldphysiognomie sehr viel bei, zumal da die einzelnen auf langen, stockartigen Blattstielen sitzenden Blätter riesig groß und tief zertheilt sind.

Herrliche Bignonien gibt es im Hochwald bei Rio, dicke Stämme mit ausgezeichnetem Nutzholz, oder ankertauartige Schlingpflanzen, die im wunderlichsten Gewirr auf und ab klettern und einen großen Theil jener unter dem Namen Lianen, Cipos, tausendfach durch die Wälder Brasiliens sich durchwindenden Schlingpflanzen bilden, deren Blüten — ich möchte viele von ihnen der Form nach mit den nordischen Digitalisblüten vergleichen — meistens blau, gelb oder weiß sind und sich zu reichlichen Blütentrauben zusammendrängen.

Kommt man zu luftigerer Höhe des Corcovado, da, wo man bei den sogenannten Paineras (Paina = Bombax; früher standen dort oben viele Bombaxbäume) in den offenen Ocean hinausschaut, etwa 1200 Fuß hoch: da geben reichlich blühende Rubiaceen, Büsche fast von Baumeshöhe, dem ganzen Walde lieblichen Wohlgeruch. Auf einzelnen höhern Punkten wiegen sich Palmen geschmeidig im Seewinde, während starr und reglos hohe Araucarien ihre sperrigen Aeste wie die Arme eines Armleuchters ausgestreckt halten und selbst im Purpurglanz der untergehenden Sonne nichts von ihrer düstern Schwermuth verlieren.

Von den Paineras hebt sich die letzte Spitze des Corcovado schroffer in die Höhe und die Vegetation erscheint verkommener. Und dennoch steht hier unter der Höhe eine mächtige Bertholletie, die Aeste bedeckt mit den wunderlichen, topfartigen Früchten, deren Deckel beim Reifen abspringen und die im Topf enthaltenen Nüsse herausfallen lassen. Der Stamm und die Aeste sind dicht besetzt mit parasitirenden Bromelien und Orchideen. So gewährt der Baum den vollsten Typus eines Tropenbaumes, der seine ganze Entwickelung erreicht hat und nun unter der Last seiner Schmarotzer zusammensinkt.

Doch darf ich hier das Gewirr des Hochwaldes am Corcovado nicht weiter analysiren, denn dann müßte ich auch zu den kleinern Pflanzenformen hinabsteigen, von Gloxinien und Commelynaceen, von denen die halbkriechende Tradescantie wol die kleinste, die stattliche Dichorisandra wol die größte ist; ferner von Strelitzien und Heliconien reden, von Passifloren, Canna, Asklepien und Lantanen und einem ganzen Heer von Euphorbien und Solanen. Viel belohnender, wie anmuthig auch die Analyse des Naturbildes sein mag, ist es dagegen, von der schroffen Spitze des Corcovado das große Ganze, zu welchem sich hier der Ocean und das Festland, Höhe und Tiefe, Vegetation und blattlose Felsenöde zusammengedrängt haben, mit einem Blick zu überschauen.

Bis zum fernen Cap Frio schweift das Auge. Scheinbar hoch ansteigend am Horizont liegt der blaue Ocean da; seine Wogen erscheinen nur als leise Zuckungen und dennoch donnert die Brandung bis zur Spitze des Berges herauf. In chaotischer Unordnung liegen tief unten die bewaldeten Höhenzüge, zwischen denen kleine Streifungen die Thäler bezeichnen. Die weite Bucht mit den lachenden Inseln, die ausgedehnte Stadt, die vielen Schiffe, drüben Praya grande, und die hinter ihm sich in die Berge hinein erstreckenden Landsitze,

das alles beherrscht ein einziger Blick, welcher nur vom blauen Rahmen der herrlichen Serra beschränkt wird.

Und doch ist es nur eine Fatamorgana gewesen! Im Ru hat sich ein weißes Gewölk um den Gipfel des Berges gelagert und Himmel und Erde sind verschwunden.

Ganz ähnlichen Reiz der Vegetation, dieselbe Großartigkeit einzelner Aussichten und noch lieblichern Anstrich mancher kleinern Partien gewährt uns die an das Corcovadogebirge sich anlehnende Tejuca.

Hat man die blühenden Gärten von Engenho velho und die stattlichen Landhäuser von Andarahy hinter sich liegen und folgt dem dort aufsteigenden Wege, so wird man gar bald von einem schäumenden, kalten Bergbach begrüßt, der den schrägen Thalgrund durchströmt, während links die Felswurzeln des Corcovado eine gewaltige Mauer bilden, rechts aber die einzelnen Massen der Tejuca sich hinlagern. Bald gelangt man in eine Waldregion, deren Charakter der des Corcovado ist, bis der Weg die letzte Höhe der Bergschlucht erreicht hat und nun in eine kleine, von Bergen eingeschlossene Hochebene übergeht.

Bella-Vista heißt mit Recht diese classische Stelle. Man sieht hinab ins blühende Thal; die zierlich angebaute Ebene von Engenho velho und S.-Christovão liegt mit allen ihren Reizen offen da; gern und freudig streift der Blick hinüber über die von Inseln schattirte Bucht, bis er sich verliert zwischen Schluchten und Zacken der blauen Serra.

Ganz dicht bei dieser weiten Aussicht ist ein viel kleineres und dennoch nicht minder reizendes Bild. Ein schmaler Steig führt in das Dickicht eines steilen Waldabhanges, in welches kaum ein Sonnenstrahl hineinzudringen vermag und wo kein Geräusch menschlicher Thätigkeit gehört wird. Nach kurzer Wanderung vernimmt man ein Brausen der Bergwasser, das rasch zunimmt. Die Schlucht öffnet sich etwas und oben aus dem

Wald stürzt sich ein Waldbach etwa 80 Fuß hinab über die Felsenwand, um wieder in Wald und Gebüsch zu verschwinden. Weithin spritzt der Schaum des zerschlagenen Wassers und tränkt in ununterbrochener Benetzung eine volle, frische Tropenvegetation, während die von oben in das Thal hineinfallenden Sonnenstrahlen in anmuthigem Regenbogenschimmer darüber hinzittern. Der große Morpho Eurrylochus, unter den brasilianischen Tagfaltern wol der mächtigste, fliegt hier einsam umher und sucht die glänzenden Blüten der Strelitzien auf.

Kehrt man zurück auf demselben Waldweg und folgt der schmalen Landstraße, die sich durch hübsche Gartenanlagen und grünende Wiesen hindurchwindet, so erreicht man bald die Wasserscheide der Tejuca. Ueber eine tiefe Waldschlucht hinweg und zwischen schroffen Abhängen hindurch blickt man plötzlich auf den Ocean hinaus, dessen blaue Fläche herrlich contrastirt mit dem dunklern Colorit der Bergmassen.

Erquickend zugleich für Gemüth und Körper ist jene Gegend. Herrliche Luft, Kühlung morgens und abends, kaltes, reichlich strömendes Trinkwasser, das Fernabliegen aller Geschäftsunruhen und Lebenstumulte: das alles wirkt auch ohne Arzt und Arzneien heilend auf die Menschen ein, zumal in den heißen Monaten, in welchen man denn auch gar zu gern nach der Tejuca hinaufzieht, viele, namentlich Neuangekommene, um sich dem verderblichen gelben Fieber zu entziehen, welche verheerende Krankheit wol von einzelnen aus der Stadt in die Tejuca hinaufgetragen, aber dort nie auf andere übertragen worden ist.

Weiter hinab zum Meere enthält die Tejuca noch einen Wasserfall, den sogenannten Großen Wasserfall, dessen Flut an und auf schönen Felspartien hinstürzt. Und dennoch ist die Scenerie ringsher lieblich, still und friedlich.

Kommt man dann endlich an das Ufer der Lagune, die hier vom Meer in die Ebene unter der Tejuca hineingetrieben ist,

und überschreitet diese, so befindet man sich bald am Fuß der Gavia, jener colossalen Granitwand, deren kühne Bildung das Haupt des brasilianischen Riesen vorstellt. Etwa 500 Fuß über dem Meere läuft später der Weg hin. Unten peitscht eine ewige Brandung den Strand, oben hinaus starrt die kahle Gavia. Zwischen großen Felsblöcken biegen sich halbzerzauste Palmen hin und her wie Grashalme.

Von solchen Punkten trennt sich der Wanderer ungern oder eigentlich gar nicht wieder, denn sie haften ihm warm und frisch im Gedächtniß und werden fortwährend wieder geschaut vom geistigen Auge.

Und dennoch mischt sich mir, wenn ich an solch Gaviabild denke, ein Tropfen bitterer Wehmuth in den goldenen Becher der jugendlich schäumenden Erinnerung. Mit meinem lieben Freunde L. Neumann aus Breslau, damals Prediger der deutschen Gemeinde in Rio, war ich zum ersten mal an der Gavia! Der ist einige Jahre darauf verschollen im Schiffbruch desselben hamburger Schiffes, welches mich nach Brasilien gebracht hatte.

Soll ich nun aber, statt einzelner Situationsschilderungen aus der Gegend von Rio-de-Janeiro kurz das zusammenfassen, was der Landschaft den wundervollen Reiz verleiht, so ist es die frappante Reihe von Gegensätzen, die sich hier begegnen. Ein ewig bewegter Ocean und ein ewig starres Granitgestade; eine üppige Vegetation am unmittelbaren Rande der kahlsten Abhänge; um die festen Gipfel höherer Berggipfel leicht bewegte Wolken; der blauste Himmel und im nächsten Augenblick ein daherrasendes Gewitter; Meeresstille und glückliche Fahrt und nach wenig Stunden Schiffbruch draußen an drohender Klippe!

Die Segel auf der Bucht von Rio! Wenn ich etwas kenne, was einer Meeresgegend, einer Bucht ihren vollen, anmuthigen Landschaftscharakter aufdrückt: so ist es die Menge

der weißen Segel, die da hin- und herziehen durch die grüne Saat, mögen sie nun in bescheidener Kleinheit auf dem Canot des gelben Fischers stehen, oder sich in vielen tausend Quadratellen auf den Masten des Linienschiffes aufblähen.

Kaum möchte es irgendwo in der Welt des maritimen Gehens und Kommens so viel sein, wie in Rio-de-Janeiro. Die Bucht von Santa-Cruz ist der letzte ganz sichere Hafen im südlichen Atlantischen Ocean, wo die große Wasserstraße nach Ost und West sich theilt. Kaum eine merkwürdige Segelexpedition, kaum eine Fregatte, kaum einen Dreidecker hat es gegeben, der nach dem tiefen Süden ging, ohne die Bucht von Rio besucht und mit Kanonendonner den militärischen Gruß gesagt zu haben. So habe ich in Rio die Flaggen aller Nationen, die zu Krieg und Frieden ihre Wimpel hissen, fliegen sehen, und mehr als eine Weltumsegelungsexpedition auf der merkwürdigen Bucht erlebt, mehr als eine Fregatte betreten, die zu blutiger Fehde ausgesandt worden war.

Gar manchem Segel ist mein Blick mit tiefem Ernst, mit großer Sehnsucht gefolgt, keinem so sehr, wie der Novara. Wenn je einer ihr gehörte mit Leib und Seele und Hintansetzung alles dessen, was das Leben Freundliches bieten kann, so war ich es gewesen; keiner war am Bord, der so viel dafür aufgab als ich; vielleicht war auch keiner auf dem Schiff, der so viel innere Förderung für sich davon zu erwarten hatte.

„Tout est perdu fors l'honneur", sagte ich mir, als die Fregatte fort war. Ich konnte damals freilich nicht wissen, daß mir nach wenigen Monaten eine schöne Entschädigung werden sollte.

Eine Reise durch die vorzüglichsten Provinzen Brasiliens mußte niemand so wie mir selbst wünschenswerth erscheinen. Vielleicht konnte auch niemand sie mit so großer Leichtigkeit

unternehmen, mit so unbefangener Sicherheit durchführen wie ich. Vollkommen vertraut mit der Sprache und den Sitten des Landes, vollkommen acclimatisirt, und trotz der nachtheiligsten Krankheitseinflüsse unangetastet von jeglichem Siechthum, indifferent gegen Genüsse eines weichlichen Lebens und abgehärtet in einer nicht zu häufig vorkommenden Weise, war ich gewiß ganz besonders zu einer Reise durch Brasilien geeignet und dazu berufen.

Kaum mehr als einer Darlegung meiner Wünsche und Absichten bedurfte es, um auch bei dieser Gelegenheit die hohe Gnade Sr. k. Majestät zur That werden zu sehen. Alle Hülfe, aller Schutz, alle Förderung meines in der einfachsten Form angelegten Reiseunternehmens ward mir von der Regierung Sr. k. Majestät zugesagt, und nachdem ich meine kaum wieder und doch mit dem schönsten Erfolg wiederbegonnene ärztliche Thätigkeit am Ende des December 1857 abgewickelt und von Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Abrantes, dem damaligen würdigen Provedor der Santa-Caza, einen Urlaub auf unbestimmte Zeit von meinen Functionen am Hospital erhalten hatte, machte ich im Januar 1858 meine kleinen Vorbereitungen zur Reise und ging im Februar nach Petropolis, um mich bei Sr. k. Majestät, unter Darlegung meines ergebensten Dankes, für meine Reise zu verabschieden.

Ganz besonders regte mich dieses mal Petropolis an, das dritte mal, daß ich jene Gegend besuchte.

Der Name Petropolis ist in andern Zeiten so vielfach in der deutschen Presse genannt und so genau in Reisebeschreibungen auseinandergesetzt worden, daß ich mich keinen Augenblick bei seiner Betrachtung aufhalten würde, wenn ich die Anlage nicht in zu verschiedenen Phasen gesehen hätte.

Es war, glaube ich, im Jahr 1844, als ich abends spät einen dringenden Brief bekam, mich sogleich nach der Man-

dioca zu begeben, um dort den Bruder meines leider so früh und so unglücklich um das Leben gekommenen Freundes, des Major Julius Friedrich Köhler, zu sehen, der sich eine bedeutende Contusion der Hand zugezogen hatte. Die Tour dahin war zwar eine Reise, aber die Aufforderung war dringend, und in der festen Ueberzeugung, daß ich jede Herausforderung annähme, hatte mich mein militärischer Freund zu einer nächtlichen See- und Landtour herausgefordert und alles in Bereitschaft gesetzt.

Das Originelle des Unternehmens reizte meinen Bruder, den damaligen Pastor der deutschen Gemeinde und Nachfolger des unglücklichen L. Neumann, und meinen gelehrten und geistreich-heitern Freund, den Professor Baron Tautphoeus. Um 10 Uhr abends fuhren wir in einer großen Faluah, einem zweimastigen Boot mit einem Halbdach, unter welchem ein höchst bequemes Lager gemacht war, in die Bucht hinaus, während der Mond aufging und uns eine herrliche Reisenacht brachte. Schlafend fuhren wir den kleinen Fluß Inhumerim hinauf bis zum Oertchen Villa da Estrella, wo wir um 5 Uhr morgens ankamen und erwachten. Hier standen Reitthiere für uns; wir legten auf schlechten Wegen etwa drei Stunden zurück und hielten dann vor dem Hause der Mandioca, des ehemaligen Langsdorf'schen Landguts.

Glücklicherweise war die ärztliche Hülfsleistung nur unbedeutend und nahm wenig Zeit weg. Länger hielt schon das Frühstück auf, denn die Deutschen — und wir waren vorzugsweise Deutsche — essen gern und viele trinken noch lieber.

Beim Frühstück sprach der unermüdliche Major Köhler von der Anlegung einer deutschen Colonie oben mitten in der Serra, die uns über den Köpfen hing, und von einem neuen Wege dort hinauf, der für Wagen leicht und sicher fahrbar gemacht werden sollte.

Das mußte natürlich mit eigenen Augen gesehen werden. Wir saßen alle gleich nach dem Frühstück auf und folgten unserm Ingenieur in den Wald hinein.

Wirklich majestätisch war der Wald und wirklich grausig der Weg. Eben erst war die Pikade aus dem Groben herausgehauen, Tausende von Bäumen waren gefällt worden. Einzelne Felsblöcke waren herabgerollt, andere mit Pulver gesprengt worden. Aufgeworfene Erde war wieder zusammengesunken, große Spalten hatten sich an abgestochenen Stellen gebildet; das Ganze bot ein Bild wilder Zerstörung; ein Erdbeben schien das Gebirge zusammengeschüttelt zu haben. Und das sollte ein Fahrweg werden. Ich schüttelte den Kopf, obwol wir einzelne Stellen trafen, an denen bereits ein prächtiges Stück Weges fertig war.

Ganz oben trafen wir die alte Pflasterstraße, welche durch die Reise von Spix und Martius classisch geworden ist. Vom Kamm oben hatten wir eine großartige Aussicht, nur nicht frei genug für einen Totalüberblick. Dann ging es in den einsamen Wald hinein, etwa eine halbe Stunde weit.

Mehrere Bäche flossen hier zusammen; ein einsames Haus stand am Wege, Correrego Secco hieß das von aller Menschheit abliegende Waldasyl. Hier sollte die deutsche Colonie angelegt werden und eine Villa mit 2000 Einwohnern bilden.

So etwas erzählt sich sehr hübsch, wenn man mitten in solcher Einsamkeit, mitten in solchem Wald, mitten in solchem Gebirge steht, nur kann man zu keinem rechten Glauben kommen.

Wir scherzten viel über den Köhlerglauben des guten Major Köhler, der die Sache als ein fait accompli ansah, und ritten im prachtvollen Nachmittagswetter die Serra hinunter nach der Mandioca zurück, wo uns Donna Maria do Carmo, die Gemahlin unsers Majors, ein köstliches Diner aus verschiedenem Wildpret angeordnet hatte.

Nach einem in jeder Hinsicht so genußreichen Tage war es sehr erklärlich, daß die drei deutschen Gelehrten etwas spät wieder aufsaßen. Um 10 Uhr trafen wir unsere Faluah und fuhren den Inhumerim hinab. Als wir aber zur Mündung des Flusses kamen, entwickelte sich ein Sturm, der eine Menge Bootführer in dem „Hotel" daselbst zurückhielt. Wir hatten im Wirthszimmer des recht gut eingerichteten Hauses echte südamerikanische Erscheinungen und Scenen.

Nach einem höchst unangenehmen und keineswegs gefahrlosen Kreuzen auf der Bucht hinter der Ilha do Governador kamen wir mit Tagesanbruch wieder in Rio an.

Sieben Jahre darauf, im December 1851, war ich todtkrank am Sonnenstich. Mein geistvoller und ruhmvoll bekannter Freund Dr. Sigaud, der mich mit den ärztlichen Summitäten Drs. Persiani, Paula Candido und Thomas Gomez dos Santos behandelte, schickte mich zu meiner schnellern Wiedergenesung nach — Petropolis.

Statt der Faluah fuhr ein gutes Dampfboot über die Bucht und den Fluß hinauf bis Porto da Estrella. Unter den Mitreisenden waren Damen und Kinder. An der Landungsbrücke hielten zahlreiche deutsche Kutscher mit vierspännigen Wagen und am Strand des brasilianischen Flusses war ein kleines germanisches Getümmel.

Wenn auch der Weg in der Ebene noch vieles zu wünschen übrig ließ, so konnte man ihn doch bequem durchfahren. Am Fuß der Serra bekamen wir Vorspann; zu meinem Erstaunen sah ich einen ausgezeichneten Fahrweg, ein wahres Meisterstück der Wegbaukunst, in kühnen Biegungen und mit der größten Sicherheit am Gebirg hinaufklettern in so gelinder Ansteigung, daß man den ganzen Weg ziemlich lebhaft traben konnte.

Und als ich nun oben, in einer Höhe von 2500 Fuß, über den letzten Kamm fuhr und der Wagen gemächlich nach

dem ehemaligen Corrego Secco hinabrollte, wo jetzt ein reizender Ort mit wohnlichen Häusern, einem saubern, noch im Bau begriffenen Kaiserpalast, mehreren Hotels, zwei Kirchen, Schulen u. s. w., von 2000 Einwohnern bewohnt ward, da mußte ich mit tiefer Wehmuth an den Ingenieurmajor Julius Friedrich Köhler denken.

Mit tiefer Wehmuth — sage ich. So redlich hatte er Wort gehalten, so gewissenhaft seine schwere Aufgabe gelöst. Er selbst aber war nicht mehr bei den Lebendigen. An einem Sonntagmorgen übte er sich mit einigen Freunden im Pistolenschießen und trat in einem unglücklichen Moment, in welchem sein bester Freund gerade schoß, vor die Scheibe. Die Kugel schlug in die Achselhöhle Köhler's uud nach wenigen Stunden starb er in männlicher Fassung.

Der Major Julius Friedrich Köhler ist einer der wenigen deutschen Offiziere gewesen, die in langer Dienstzeit auf brasilianischem Boden immer ihre Pflicht gethan haben. Jeder kann ihn sich zum Muster nehmen. Er war ein Mann von schönen Kenntnissen und vielseitiger Bildung, seinen Freunden treu bis in alle Proben hinein. Gleich gastlich stand ihnen sein Herz und sein Haus in Itamaraty und Petropolis zu jeder Zeit offen. Daher hatte er viele Freunde, nur allzu viele Schmarotzer und unter letztern manche Feinde, denn sie beneideten ihn. Mit seinem Tode waren alle verstummt, während seine Freunde in wahrer Trauer laut um ihn klagen und mit Achtung und Liebe seiner gedenken.

Möchte jeder dem Dahingeschiedenen beim Befahren der Serrastraße und dem Besuche der Colonie Petropolis einen Gedanken der Achtung und Liebe weihen, denn er befährt und besucht Köhler's Denkmal.

Als ich im Februar 1858 nach Petropolis ging, also wieder sieben Jahre darauf, hatte der Ort schon ganz an-

dere Beziehungen zu Rio und zum Binnenlande, und ganz andere Proportionen in sich selbst angenommen.

An der Prainha, einem Landungsplatz in der Stadt Rio, war eine große Halle zur Aufnahme und Expedition von Passagieren und Effecten errichtet worden. Ein flüchtiges Dampfboot nahm alles auf, was sich an beiden vorfand, und durchschnitt in schnellerm Lauf, als das bisher geschehen war, die Bucht. Beim Ort, wenn man jenes Ufer so nennen kann, beim Ort Mauá, nordöstlich vom Inhumerim, legt es an. Dort steht schon der Eisenbahnzug fertig; man steigt ein und befindet sich schon nach einer Fahrt von 20 bis 23 Minuten im Bahnhof am Fuß der Serra.

Dem Eisenbahnzuge schließt sich die Fahrstraße mittels Wagen und Maulthieren unmittelbar und ohne Zeitverlust an. Die lange Wagenreihe zog hinauf in das Gebirge und zerstreute sich in Petropolis nach den verschiedenen Gasthöfen und Privatwohnungen.

Wie lieblich war dieses Petropolis, das ehemalige waldeinsame Correga Secco geworden! Kaum sollte man in einem Lande, wie Brasilien, dessen Entwickelung, wenn sie sich auch in schönem Maßstab herausstellt, keine drastisch-amerikanische ist, solche Metamorphose für möglich halten.

Die Zahl sämmtlicher in Petropolis ansässiger Einwohner kann heutigen Tags auf 7000 angeschlagen werden. Auf die Deutschen kommen etwa 2700 Einwohner, etwa 3000 sind Portugiesen; der Rest vertheilt sich über Franzosen, Engländer u. s. w.

Dadurch hat Petropolis freilich seinen germanischen Typus, den es früher hatte, ziemlich eingebüßt. Ja, man kann auch wol sagen, daß es seine Bestimmung als landbautreibende Colonie verfehlt hat. Der Boden ist steril, beschränkt, abschüssig; die Vegetation eher botanisch anziehend und prachtvoll, als lucrativ für Landbauer. Der Ort ist mehr indu-

striell thätig. Allerlei kleine Geschicklichkeiten, Gewerke und Unternehmungen der verschiedensten Art haben sich entwickelt. Am meisten und lucrativsten wirkt die Nähe der Hauptstadt auf Petropolis ein aus einem ganz einfachen Grunde.

Petropolis liegt im Gebirge über 2000 Fuß hoch und genießt gesundheitlich alle Vorzüge eines Gebirgsklimas. Wenn dieses Klima auch etwas launisch und unbeständig ist, wenn auch häufige Regen dort in allen Jahreszeiten fallen: so ist doch die Luft oben in den Bergen köstlich rein und stärkend, und das Trinkwasser wundervoll.

Diese beiden schönsten Segnungen des Himmels inmitten einer herrlichen, großartigen Bergnatur haben der Colonie ihre eigentliche Bedeutung gegeben.

Alles, was in Rio krank, schwach, hinfällig wird, was vom heißen Klima erschlafft, vom gelben Fieber bedroht, von Sorgen ermattet ist, geht dort hinauf und geneset in Petropolis. Es ist das Weltofreden, das Buitenzorg von Rio und seiner Menschenwelt, sein Erholungsort, sein Badeplatz, seine Kaltwasserheilanstalt: wenn auch von dem kunstgerechten Charlatanismus europäischer Badeörter noch nichts dort in den Bergen besteht und, so Gott will, immer fern bleiben wird!

Eine Menge Hotels schmücken darum den Ort. Eine Menge Colonisten vermiethen einen Theil ihrer Häuser an Zugvögel aus Rio, ja ungemein zahlreiche und zwar die prächtigsten Häuser sind Eigenthum angesehener Familien in Rio-de-Janeiro.

Unter diesen steht der Kaiserpalast obenan, kaum ein Palast, aber doch ein höchst sauberes und freundliches Schloß, welches von der kaiserlichen Familie in den heißesten Monaten vom December bis April bewohnt wird.

Der kaiserlichen Familie folgt dann die ganze Schar von Standespersonen, Diplomaten u. s. w., und es hält da oft recht schwer, in Petropolis ein Zimmer, ein Unterkommen

zu finden. Dabei ist denn auch das Leben theuer im Städtchen; zu einzelnen Zeiten müssen manche Lebensmittel mit Geld aufgewogen werden, und es kommt häufig vor, daß Gegenstände, die vom Lande in die Stadt gebracht werden, z. B. Eier, von einzelnen Besuchern der Colonie aus Rio nach Petropolis mitgenommen werden.

In solcher Zeit ist denn Petropolis wunderhübsch. Das war es, als ich mich im Februar 1858 oben befand.

Ich war am Sonnabend abends hinaufgekommen und mußte, wollend oder nichtwollend, beim Schwager meines Bruders, einem wohlerzogenen brasilianischen Angestellten, dessen junge Frau, von englisch-brasilianischer Abkunft, in vielseitiger Geistesbildung keiner pariser Dame, in haushälterischer Tüchtigkeit keiner deutschen Frau nachsteht, meinen Aufenthalt nehmen.

Welch einen lieblichen Sonntag verlebte ich! Frisch und kalt war es zwischen den Bergen. Der Thau glänzte auf den Höhen und im Thal und triefte von allen Blättern. In den einzelnen, urdeutsch benannten Verzweigungen der Colonie längs der Flüsse, in der Pfalz, im Westfalenthal u. s. w. tummelte sich deutsches Leben, und kleine deutsche Flachsköpfe liefen hin und her, wohin ich auch nur auf dem Morgenspaziergang meinen Schritt lenken mochte.

Dann gingen wir zur protestantischen Kirche. Das kleine, ziemlich dürftige Bethaus war gedrängt voll Menschen, die zu einer kleinen Orgel so andächtig ihr: „Liebster Jesu, wir sind hier ꝛc." sangen, daß der Herr sie ganz gewiß alle gehört und erhört hat. Dann predigte mein alter, treuer Freund Jakob Daniel Hoffmann frisch und fröhlich vom guten Hirten, und frisch und fröhlich schien die Sonne des Evangeliums in die Herzen der Menschen und die Himmelssonne von draußen durch die Fenster und einige Löcher des Daches in die Kirche hinein.

Ein ganz deutsches Gewimmel war es nach der Predigt in der Nähe des Gotteshauses; es geht einem das Herz dabei auf. In einzelnen Gruppen sieht man die Rheinpfalz Zug für Zug wieder, dieselben langen Ueberröcke, dieselben kurzen Pfeifen der Männer, dieselbe taillenlose Kleidung und Haltung der Bauerfrauen, dieselben lieben Kinderfratzen mit offenen blauen Augen, Sommersprossen und schmuziger Nase.

Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde ich in seiner so bekannten huldvollen Weise empfangen und auf meine Reise entlassen.

Und soll ich hier eine Bemerkung machen über die Art und Weise, wie der Kaiser jeden Wunsch, jede Bitte, jedes Gesuch, was ohne die allergeringste Mühe und Schwierigkeit bis zu ihm gebracht werden kann, sei es in S. Christovão, sei es in Petropolis, annimmt, anhört und überlegt?

Der Kaiser gehört allen, darum gehören auch alle dem Kaiser! Das ist ein wahres, wahrhaftiges Wort, und er mag wohl jener Graf sein, von dem der schwäbische Dichter singt, daß er sein Haupt getrost zum Schlafe niederlegen könne in jedes Unterthanen Schos, und wo dann die andern Fürsten begeistert und gerührt ausrufen:

Graf im Bart, Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein'!

Am Nachmittag gingen wir nach dem Koblenzer Platz.

Das ist ein großer, sauberer, von hohen Waldbäumen überschatteter Platz. Als eben die ersten Anbauer angefangen hatten, sich in den Wald hineinzuhauen, ward hier der erste katholische und evangelische Gottesdienst und die erste Trauung unter freiem Himmel von meinem Bruder, damals Prediger der Gemeinde in Rio, gehalten. Ein großes weißes Kreuz bezeichnet die Stätte, wo die Einwanderer, die arm wie

Jakob, in diese Fremde gekommen waren, zuerst den Herrn geschaut hatten.

Sonntags spielt, wenn der Kaiser in Petropolis ist, die kaiserliche Musik auf dem freien Platz. Wunderhübsche Gruppen sieht man dort. Die vornehme Welt, parfümirte Herren mit Lorgnetten und Amazonen mit Wespentaillen reiten dort umher. Auf dem Rasen tummeln sich die Kleinen, und junge blondhaarige Mädchen, ihrer vier bis sechs mit untergehakten Armen, gehen sittig auf und ab und flüstern sich die Geheimnisse, Freuden und Leiden der vergangenen Woche zu: so scheint es wenigstens, denn wenn man ihnen nahe kommt, so schweigen sie, um nicht belauscht zu werden.

Wundervoll klangen die Töne der Musik im Freien! Ich war von allem, was ich sah und hörte, überrascht, erfreut, begeistert. Keiner mehr als ich durfte und mußte es sein; denn inmitten des fröhlichen, gesitteten Volks und des saubern Platzes und der wohltönenden Musik dachte ich an Corrego Secco vor vierzehn Jahren und die damalige einsame Waldwelt. Es war eine zauberhafte Veränderung vorgegangen.

Am Montagmorgen in aller Frühe mußten wir vom freundlichen Bergstädtchen und seinen lieben Bewohnern scheiden.

In voller Pracht, ja in voller Majestät lag die Gegend im Morgenstrahl unter uns, als wir durch die Garganta, die Felspforte, den Paß der Serra kamen. Die Vorberge unten, die Ebene bis zur Bucht, diese selbst, die Gebirge des fernen Rio und endlich noch der ferne Ocean, das alles in seiner unermeßlichen Ausdehnung muß gesehen sein. Ein erhabeneres Naturgemälde gibt es bei Rio nirgends.

Aus der kühlen Morgenluft rollte der Wagen nur zu schnell das Gebirge hinab in die heißern Regionen und nach wenigen Stunden waren wir auf Eisenbahnwagen und von Dampfschiffsrücken nach Rio zurückgetragen.

Hier wurden denn die letzten Zurüstungen gemacht. Wie sehr nun auch meine ganze Reise recht eigentlich meine Reise werden und mir ganz nach meinem Geschmack und Willen vielseitige Anschauung, Erfahrung und Belehrung bringen sollte als Entschädigung für meine Trennung von der Novara-Expedition: so mußte es doch im Interesse weiterer Kreise liegen, daß eine Reihe von Zuständen, Entwickelungen, Colonieanlagen u. s. w. von einem unbefangenen Auge in unbefangener Weise angeschaut, und daß von einer unbefangenen Feder darüber berichtet würde.

Dazu hatte man mir einzelne Winke schriftlich geben wollen. Vor meiner Abreise indeß erhielt ich vom frühern Kriegsminister, dem Staatsrath Manoel Felizardo de Souza e Mello, ein freundliches Schreiben, worin er mir nur den Auftrag gab, auf der Reise nicht krank zu werden, sondern frisch und gesund zurückzukehren. Im übrigen konnte ich thun und lassen, was ich wollte.

Da lag denn wieder einmal die Welt offen vor mir, gerade wie am 30. April 1857, als wir mit der Novara von Triest in See gingen. Diesmal aber war ich allein, frei, unabhängig. Ich durfte sein, was ich war.

Und so ging ich.

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Rio-Grande do Sul.



Erstes Kapitel.

Abfahrt von Rio-de-Janeiro. — Ein Tag in der Stadt Desterro auf der Insel Sta.-Catharina. — Die Stadt Rio-Grande do Sul. — Die Lagoa dos patos. — Porto Alegre. — Die deutsche Colonie S.-Leopoldo. — Abreise von Porto Alegre in das Innere der Provinz.

Hoch und gewaltig, wie ich sie nur selten gesehen, rollten die Wogen des Oceans hinein in die Bucht von Rio-de-Janeiro, als am 16. Februar 1858 morgens 10 Uhr das Dampfpacket Imperatriz vom Fort Villegagnon, überfüllt mit Passagieren aus allen Kategorien, Geschlechtern und Altersperioden, fortging, um die gewöhnliche Packetfahrt nach Rio-Grande und Montevideo über Sta.-Catharina zu machen. Eine mächtige Brandung geiselte die Festung Sta.-Cruz und den Fuß des Zuckerhuts (Paõ de Assucar). Das kleine Fort Lage, das hier mitten im Wasser liegt, ward von einzelnen Wellen vollkommen überflutet und fortwährend strömten Wasserbäche aus den Schießscharten und der Eingangsthür des Festungswalles. Da flog denn auch gleich von vornherein unser Packetschiff wie ein Ball auf und ab, und zu allen Unannehmlichkeiten, die das in jeder Hinsicht schlechte, schmuzige Schiff bot, ge-

fellte sich noch die einer allgemeinen und höchst gründlichen Seekrankheit, welche keineswegs unsern Versuchen zur Begeisterung für die großartige Scenerie der kühnen Granitküsten und des schlafenden Riesen weichen wollte.

Je ferner wir indeß dem Ufer kamen, desto gleichmäßiger und geringer ward der Wellengang, und schon am Abend mischte sich ein kleines, bescheidenes Duo von Flöte und Guitarre auf dem Verdeck des Schiffes in die Angsttöne der überall umherliegenden Leidenden.

Bedeutend besser ging es schon am folgenden Tage. Bei ruhig rollender See liefen wir nach Südwest, ohne jedoch Land in Sicht zu haben. Der Wind war günstig und dennoch lief der alte Dampfkasten kaum acht Knoten, manchmal nur vier bis sechs Knoten; ein wahrer Skandal den bedeutenden Subsidien gegenüber, welche die Regierung an die Dampfschiffahrts-Compagnie gewährt.

Am 18. Februar morgens ward Land erblickt, und die hohe Ilha de Arvoredo aus der Inselgruppe von Sta.-Catharina kam uns näher. Bald tauchte denn auch die Insel Sta.-Catharina selbst aus der Flut auf, aber der anfangs reine Morgen ging in einen grauen, trüben Regentag über. Wir liefen durch das nördliche Bassin zwischen der Insel und dem Festland hin, bis beide plötzlich sehr nahe zu einer Meerenge, dem Estreito, sich zusammendrängen. Kaum 1000 Fuß mag dieser Estreito breit sein. Sowie wir den Engpaß zurückgelegt hatten, befanden wir uns vor der Stadt Desterro, aber auch zu gleicher Zeit in einem so dichten Regen, daß wir kaum einzelne Umrisse des ganz nahen Ufers unterscheiden konnten. Man warf Anker, aber ans Land konnte niemand gelangen.

Um so überraschender war der folgende Morgen. Wir befanden uns mitten auf einem grünen, ringsher von herrlichen Hochküsten und Waldufern eingeschlossenen Landsee: denn in der That ganz wie ein Landsee erscheint die große, weite

Bucht von Desterro, deren Eingang man kaum, den südlichen Ausgang aber gar nicht sieht.

Weithin erstrecken sich die einzelnen Bergjoche des Festlandes und der langgedehnten Insel. Anmuthige Thaltiefungen ziehen sich zwischen ihnen hin. Am Strande sieht man zahlreiche kleinere und größere Häuser und Gehöfte, selbst hübsche Dörfer und das freundliche Städtchen S.-Jozé, auf dem Festland gelegen.

Doch concentrirt sich die Cultur am meisten gegen die auf der Insel liegende Provinzialhauptstadt Desterro, welche vom Ufer leicht aufsteigend auf dem Hintergrund einer hübschen Bergkette sich mit einigen Kirchen, massiven Häusern und dem am Südende der Stadt auf einer kleinen Anhöhe liegenden Hospital ganz freundlich und selbst stattlich ausnimmt.

Wir gingen bei ziemlich bewegtem Wasser ans Land. Ein frischer Südwind blies; fast wolkenleer war der Himmel und die Bucht von seltener Reinheit und Durchsichtigkeit. Am Ufer ging jeder seiner Wege. Nachdem ich einige Besuche, z. B. beim Präsidenten und im Hospital gemacht hatte, wovon ich bei meiner Wiederkehr zur Insel reden werde, trieb mich der schöne Morgen unaufhaltsam hinaus auf die nahen Berghöhen, aus denen ich mir die Signalspitze als Ziel meiner Wanderung auserkor.

Die Stadt lag hinter mir. Ein stiller Landweg führte mich bei einzelnen Gartenhäusern und zwischen Mimosenhecken hindurch, in deren Schatten sich kleine Tradescantien, Malvaceen und eine hübsche Onagridee bemerkbar machten. Dann ging es ziemlich steil empor. Der Pfad war schlecht genug; man muß sich mit einer herabrieselnden Quelle um das Terrain streiten, oder vielmehr vertragen, denn alles ist hier das Bild des lieblichsten Friedens. Myrtaceen, Palmen, Akazien und Melastomen bilden den Grundton in der Vegetation. Zwei kräftige Araucarien überragen ihre Nachbarn; hier und

dort zieht eine Clusie mit lederartigen Blättern den Blick auf sich; Calladien und Farrenkräuter hören gar nicht auf. An dürren Stellen blühen in rothgelbem Farbenschmuck Lantanen, Asclepias Curassavica und eine Orchidee, alle drei Pflanzen doch so ganz verschieden im Bau und zum Verwechseln ähnlich im Farbenton. Ihnen gesellen sich stattliche Bromeliaceen hinzu; hübsche Tillondsien blühen auf fremden Bäumen und auf dürren Felsen wuchern glänzende Bilbergien, so ist der herrlichen Pflanzenpracht kein Anfang und kein Ende zu finden. Buntfarbige Insekten treiben ungescheut ihr Wesen; besonders zahlreich und meistens in wildem Fluge schwärmt hier ein schöner Morpho umher und zeigt im Sitzen mit zusammengeschlagenen Flügeln die Eulenaugen seiner Unterseite. Auffallend viel Cetonien summten umher oder sonnten sich auf grünenden Zweigen.

So gelangte ich zum Flaggenstock der Höhe, etwa 1000 Fuß hoch. Hier bilden nur noch große Felsblöcke das Terrain, und dennoch hört hier die Vegetation nicht ganz auf. Kleine Orchideen und Farren klammern sich fest und goldblühende Banisterienranken winden sich um die starren Steine.

Eine wundervolle Aussicht gewährte mir mein hoher Standpunkt. Ich übersah die grüne Lagoa, die Thäler und Höhen des Festlandes drüben, der Insel unter mir; jenseit letzterer blickte ich hinein in den offenen Ocean. Das alles war überdeckt vom reinen Himmel, an dem einzelne weiße Wolken um die Wette dahinsegelten mit fünf bis sechs großen Raubvögeln.

Einen einzigen Menschen traf ich auf der Spitze, einen verkrüppelten Soldaten, den Hallwart, wie er in der Edda geheißen haben würde. „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“: nirgends habe ich das alte Lied so in optima forma gesehen, wie am Flaggenstock von Desterro.

Nachmittags machten wir noch einen hübschen Spaziergang nördlich von der Stadt, wo man ins offene Meer hinausschauen kann, bei welcher Gelegenheit ich einige andere Deutsche, Lehrer am Lyceum von Desterro, kennen lernte. Wir kehren später noch einmal zu den neuen Freunden zurück.

Am folgenden Morgen ganz früh befand ich mich, da unser Dampfboot noch Kohlen- und einigen Proviant einnehmen sollte, schon wieder auf einer kleinen Wanderung. In Menge fand ich Myrthus pitanga, eine wahre Flut von Mirabilis, Cassien, eine prachtvolle Bignonie. Da that die Imperatriz einen Kanonenschuß und alles schiffte sich wieder ein.

Um 11 Uhr dampften wir südlich. Die schöne Lagune war spiegelglatt, alle Ufer grün, alle Höhen voll Waldgebüsch, aber überall auch schon einige Spur von Menschenfleiß: dort ein Haus, hier ein Feld, drüben ein kleiner Garten, an einzelnen kleinen Buchten ein Fischer mit seinem Canot; aus fernem Thale steigt blaugrauer Rauch auf und bildet ein unabweisbares Zeichen von der Gegenwart einer fleißigen Menschenhand. In langen Linien ziehen sich isolirte Pfade über einsame Höhen hinweg.

Bald bildete die Lagune lange, leicht gewölbte Wasserschwellungen, und wir kamen ihrem Südausgang näher. Während die Insel hier steil abfällt, erstreckt sich vom Festland her ein mächtiger Dünenwall, theils ganz kahl, theils mit kurzer Vegetation bedeckt, gegen die Insel hin. Auf einer öden, vom Ocean arg gegeißelten Felsenmasse liegt hier ein kleines Fort, wo man uns, als wir vorbeifuhren, die brasilianische Flagge zeigte. Dann gab es links und rechts wilde Brandungen, vor uns den rollenden Ocean und in der nächsten Nähe starre Felsen. Kaum einige hundert Fuß breit ist die Meerenge hier; man kommt den Felsen und Brandungen sehr nahe. Doch ging alles vortrefflich, und nach wenigen

Augenblicken war die Imperatriz wieder auf dem blauen Meere. Einzelne unbewohnte Inseln bilden hier die Schlußsteine des Archipels von Sta.-Catharina.

Gegen Abend sahen wir einige für die Schiffahrt in diesen Gegenden sehr gefährliche Inseln oder große Felsen, von denen der Itacolumi der östlichste und isolirteste ist und als ein Punkt großer Gefahr angesehen wird. Am Mittag des 21. Februar erblickten wir die Höhen von Torres, etwa 30° südl. Br., und hatten den Nachmittag viele hübsche Procellarien in unserm Kielwasser, bei denen, wie gleich sie auch in Form, Flug u. s. w. erschienen, dennoch zwei sehr verschiedene Federkleidungen zu erkennen waren. Dem heitern Nachmittag folgte ein wundervoller Abend. Herrlich glänzte gerade über uns der breite Sternengürtel vom Centauren bis zum Orion, und besonders Sirius strahlte in wundervoller Helle.

Vollkommen aschgrau war am folgenden Morgen das Meer; wir befanden uns auf den Gründen der Küste von Rio-Grande. Mittags erblickten wir schaurig kahle Sanddünen, deren lange Kette gar nicht mehr aufhören wollte. Bald ragten zwei Leuchtthürme, ein rother runder und ein weißer viereckiger, aus dem Sandmeer und Meersand hervor. Die Imperatriz fing an mit dem Thurm zu signalisiren. Unser Commandant verlangte 13 Palmen (Spannen) Wassertiefe auf der Barre, aber der Thurm schüttelte mit dem Kopf; die Einfahrt enthielt nur 12 Palmen Tiefe, und quer vor höchst heftigen Brandungen warfen wir Anker.

Nun harrten wir in einer keineswegs beneidenswerthen Lage der Dinge, die da kommen sollten. Anfangs aber kam gar nichts. Nach einer Stunde ließ sich hinter den Brandungen ein großes Segelboot sehen; es ging vor Anker und schien sich gar nicht um uns zu kümmern. Fast hatten wir uns schon mit dem Gedanken befreundet, nach Montevideo

statt nach Rio-Grande zu gehen, als eine sehr große Catraca, ein Ballastboot, das die See halten kann, auf uns losgesegelt kam und sich uns an die Seite legte. Jetzt wurden schnell einzelne Passagiergüter und Passagiere, besonders einige kreischende Frauen und heulende Kinder, förmlich hinübergeworfen in die Catraca; alles ging wundervoll, und wir segelten muthig längs der Brandungen hin, während ein höchst elegantes Dampfboot aus der Einfahrt herauskam und auf einem andern Wege die Imperatriz zu gewinnen suchte.

Die Barre von Rio-Grande bildet unbedingt eine der unangenehmsten, ja der gefährlichsten Einfahrten, die es gibt, und nicht viel Häfen mag man finden, an deren Mündung im Verhältniß zur Zahl der Schiffe so viele Schiffbrüche vorkommen, wie eben hier. Weit hinaus ins Meer strecken sich die Untiefen, eine Sandbank liegt quer vor der Einfahrt; nördlich oder südlich davon ist die eigentliche Passage, denn allerdings wechselt der Boden und die Meerestiefe oft; manchmal sind beide Zugänge gleich schlecht und es bedarf einer fortwährenden, täglichen Untersuchung und Beobachtung, um den Schiffen das Einlaufen möglich zu machen oder sie davor zu warnen.

So konnte es auch uns nicht eben wundern, aber wohl etwas erschrecken, daß unsere Catraca, als sie zwischen hochaufschlagenden Brandungen hinsegelte, selbst einmal etwas aufstieß, denn wir hatten die kürzere, flachere Einfahrt gewählt. Dafür lief sie denn auch in ganz ruhigem Fahrwasser weiter und kam dem Lande näher.

Leider sieht man aus den Untiefen Wracks und einzelne Schiffstrümmer herausragen. Doch darf man wohl sagen, daß, wie leicht auch ein Schiffbruch an der Barre von Rio-Grande zu Stande kommt, die Rettung von Menschenleben dennoch meistens ohne Schwierigkeiten gelingt. Der Boden

ist sandig; fast jedes Schiff rennt beim Kommen oder Gehen ein wenig auf, ohne deswegen sitzen zu bleiben und Schaden zu nehmen. Bleibt es aber fest sitzen, so ist seine Zertrümmerung noch keineswegs das Werk eines Augenblicks oder weniger Stunden: so wenig, daß man sogar von Colonistenschiffen im vorkommenden Fall sämmtliche Auswanderer gerettet hat.

Immer aber ist der bedenkliche Zustand der Barre von Rio-Grande ein rechter Sorgenpunkt für die Provinz und namentlich für die Stadt Rio-Grande selbst eine Lebensfrage. Sollte nämlich die Einfahrt noch schlimmer werden, so möchte sich doch noch einmal der Plan einer guten Fahrstraße, einer Eisenbahn, eines Kanals von Porto Alegre nach Laguna realisiren, ein Plan, auf den wir später noch zurückkommen werden. Die Stadt Rio-Grande würde dadurch unendlich verlieren.

Bei einer etwas urzuständlichen Holzbrücke in der Nähe des Leuchtthurms legte unser Fahrzeug an, damit wir dort das ausgelaufene Dampfboot, das den Rest der Passagiere von der Imperatriz abholen und uns mit jenen nach der Stadt hinaufbringen sollte, abwarten könnten. Pontal do Pharol heißt die kleine Niederlassung daselbst, die auf der sandigen Landzunge von Gottes Güte wirklich etwas ungnädig behandelt worden ist. Ihr freundlicher Commandant bot unserer Gesellschaft sein Haus an bis zur Rückkehr des Dampfbootes und ließ sogar einen höchst ländlichen, zweiräderigen, mit einer Plane bedeckten Ochsenkarren kommen, um unser schönes Geschlecht und die Kinder dorthin zu fahren. Wir bekamen auch die Damen und Kleinen glücklich in das sonderbare Vehikel. Sowie aber der Ochse anzog, neigte sich der Wagen hinten über und alle Insassinnen rutschten wieder heraus und fielen in den Sand. Das war eine höchst komische Scene; die Damen lachten sich halb todt, die Kinder

brüllten gräßlich, und es dauerte immer einige Minuten, ehe die verschiedenen Gemüthsverfassungen wieder ins Gleichgewicht gebracht worden waren.

Der Pontal do Pharol von Rio-Grande sieht gerade aus wie ein ödes Leuchtthurmsfeld einer nordischen Sandküste. Wo der Sand nicht gar zu trocken ist und nicht von jedem Windhauch hin und her fliegt, da haftet eine Menge Scirpus am Boden; eine Fettpflanze kommt viel vor, neben ihr ein schönes blaues Solanum und eine kleine Plumbago. Eine Cicindele fing ich, unserer einen nordischen Species vollkommen ähnlich in Farbe, Form und Benehmen. Ganz anders sah dagegen eine zweite Species aus, eine farblosere, mit graugelben Flügeldecken, auf denen sich schwarze Charaktere, wie arabische Buchstaben, befinden; sie lief auf dem feuchten Meeressand umher, unmittelbar am Wasser, und schien mit dem Salzwasser sehr vertraut zu sein; nie verließ sie den nassen Boden.

Ein rechtes Charakterstück des Pontal ist der Kerokero (Quero-quero zu schreiben, das heißt: ich will, ich will). Parra, der berühmte Spornflügel, in welchem, wenn auch manche Verschiedenheit dazwischen liegen mag, die Natur den nordischen Kiebitz wiedergegeben hat. Ebenso dreist, ebenso frech, ebenso umherschreiend wie jener fliegt der Queroquero aus jedem Scirpusgebüsch auf. Nach der Beschreibung sollen seine sehr wohlschmeckenden Eier ganz den nordischen Kiebitzeiern gleichen.

Sonst ist Flora und Fauna am Pontal eben nicht bedeutend zu rühmen.

Endlich kam das ausgesandte Dampfboot durch die Brandungen zurück und noch einmal wurden wir eingeschifft. Trotz der Dämmerung schien mir dieser Dampfer der volle Gegensatz zur Imperatriz zu sein. Mit seltener Schnelligkeit durchsauste er das weite Wasserrevier, das uns noch

von der Stadt trennte, und setzte uns dann um 9 Uhr abends in Rio-Grande ans Land.

Ein frischer Nordwind schlug kräftig gegen meine Fenster am Morgen des 23. Februar. Ein herrlicher Tag war erwacht und bot mir von meinem Hotel am Quai eine gar buntfarbige Aussicht.

Unter mir lagen am Ufer zahlreiche Fahrzeuge, namentlich Briggs und Schooner, obgleich auch Barken verschiedener Größen zu sehen waren. Rechtshin erstreckte sich ein Chaos von Sand und Wasser nach der See zu; Sandberge vom reinsten Korn und größten Kaliber ragten überall heraus, links in einem weiten Bogen grünende Anpflanzungen, selbst einzelne Waldungen, und manche Gartenhäuser, freilich immer überragt von kolossalen Sandbergen.

Gerade aus lag die weit ausgedehnte Lagoa dos Patos, „Entensee", und wol mit Recht so genannt. Denn wie sehr auch das Auge des Beschauenden angezogen wird vom lustigen Treiben der Schiffe, welche kommen und gehen, und den mannichfachen kleinen Segelbooten, die im frischen Morgenwind hin und her flankiren: am meisten und mit verwundertem Erstaunen haftet der Blick auf der Menge von Vögeln, die in ganzen Armeen die Ufer bedecken.

Man hat wirklich nicht leicht einen Begriff von dieser ungeheuern Menge. Soviel ich mit meinem Fernrohr erkennen konnte, waren es Mycterien, Reiher (garças), Schwäne, Gänse und Enten, deren Geschwader einzelne Küstenstriche förmlich colorirten. Während leichte Möven sich in ewiger Bewegung durch die Luft werfen, stehen jene langbeinigen Mycterien und Reiher in unverwüstlicher Ruhe im Wasser, umgeben von einer Menge kleiner, schneeweißer Garças. Manchmal stößt der eine oder andere den Schnabel schnell ins Wasser, um nachher desto gravitätischer dazustehen. Kommt etwas in ihre Nähe, was sie stört, so fängt der

lange Zug an zu wandeln, aber ebenfalls mit großer Ruhe, und vielleicht mit vollem Recht zu solcher Ruhe, denn es schien, sich niemand, namentlich kein Jäger, um die Scharen zu bekümmern. In einiger Entfernung von ihnen landeinwärts sah ich ein einzelnes Exemplar einer Mycterie, ganz unser Storch, aber viel größer, mit gröberm Schnabel und nackterm Kopfe, gesondert stehen; wahrscheinlich eine ausgestellte Schildwache. Kam ein Boot allzu nahe in ihre Gegend, so flogen in staubartigem Gewimmel ganze Massen auf, um sich bald in einiger Entfernung wieder hinzusetzen. Am anziehendsten aber sind immer die großen weißen Capororocas, deren lange Ketten langsam dahin schwimmen mit stattlicher Haltung des Kopfes und dem ganzen Habitus unserer Schwäne. Sehr zahlreich sah ich auch Anas nigricollis, einen andern gänseartigen Vogel, schneeweiß mit pechschwarzem Kopf und Hals, Pato arminho genannt; aber durch ein Fernrohr kann man nichts allzu Bestimmtes entdecken und beschreiben. Einzelne hellrothe Federzeichnungen in weitern Fernen mochten wol Flamingos und Löffelgänsen gehören.

Die Stadt selbst hat regelmäßige, ungepflasterte, breite Straßen mit Trottoirs und zum Theil mit sehr hübschen Häusern besetzt. Schönes habe ich sonst in der Stadt nicht gesehen, und wer sich nicht leidenschaftlich für Häute, Hörner und carne secco interessirt, oder ein fanatischer Jäger ist, mag eben keine glücklichen Tage in der Stadt Rio-Grande verleben. Doch scheint man ganz gut zu essen und zu trinken, und ein gewisser Wohlstand oder vielmehr Luxus, und dann Feind alles Wohlstandes, ist überall, wo man hinschauen kann im Vorbeigehen, unverkennbar. Einige Damen, dem Anschein nach Anglosachsinnen, die auf der Straße in Seide umherrauschten, hatten ungeheure Kleidungsdimensionen.

Aber die wenigen Stunden, die ich mich in Rio-Grande

aufhalten konnte, erlaubten mir nicht Einzelnheiten weiter zu verfolgen. Um 12 Uhr sollte der Marquez de Cariás, das Packetboot der Dampflinie, nach Porto Alegre abgehen. Eine Menge meiner Reisegefährten von der Imperatriz kamen dort wieder mit mir zusammen, dazu noch ein ehemaliger französischer Regimentsschneider und Ritter der Ehrenlegion, mit seiner Familie, mit dem mein Diener, ein französischer Spahi, der viele Feldzüge in Algier mitgemacht hatte, auch ein Ritter der Ehrenlegion, und mir vom ausgezeichneten Herrn Tannay in Rio zum Diener empfohlen, sich sogleich sehr intim befreundete.

Die Lagoa dos Patos, welche auf unsern Karten so ungemein klein aussieht, ist ein großer, höchst eigenthümlicher Binnensee von Salzwasser, den wir fast mit unsern Haffs an der Ostsee vergleichen können. Bei Rio-Grande selbst ist er, als See betrachtet, nur schmal: als rio, als Fluß, aber sehr breit und charakterisirt durch seine öden, glänzenden Sandufer. Hier liegt, in Entfernung einer Meile, gegenüber der Stadt Rio-Grande, der Ort S.-Jozé do Norte, mit manchen netten neuen Häusern, der sich durch eine Reihe von Seeschiffen als ein Stapelplatz zu erkennen gibt, aber in erschreckender Weise vom Sande bedroht und bereits invadirt ist. So locker ist der Sand der Küste, daß er vom Winde leicht fortgetragen wird. Bis zum ersten Stock einiger Häuser sah ich solchen Flugsand bereits hinaufragen. Die Rückseite der Kirche steckte halb im Sande, ja die ganze Stadt endete so sehr am, im und unter dem Sande, daß man ihr bei einem guten Sturm das Schicksal von Herculanum prophezeien möchte.

Wir umschifften auf langem Wege eine Untiefe und fuhren dann nördlich zwischen Seevögeln und Ufersand hindurch, auf dessen verödetem Boden einzelne große Laubbäume aus der Ferne ganz den Ausdruck von dichtbelaubten Eichen ge-

währen. Später sah ich ganz ähnliche Bäume in Porto Alegre; dort waren es riesige Myrten.

Bald wird die Lagoa breiter, einsamer und öder. Man begegnet einzelnen Schiffen, namentlich kleinen Schoonern ganz in Art der französischen Chasse-Marées. Aus dem grauen Wasser ragen als Wahrzeichen für die zu steuernde Richtung einzelne Stangen in verschiedenen Distanzen hervor: denn an ihren Ausgängen ist die Lagoa, wie breit sie auch erscheint, immer nur flach, und das Fahrwasser, der sogenannte Kanal, nur beschränkt und gewunden. Später kommt man zu einem Leuchtthurm, der ganz einsam auf einer künstlich gemachten Insel liegt.

Hier öffnet sich das Binnenwasser zu seiner vollen Breite. Der lange Landstreifen, der die Lagoa in ihrer mit dem Meeresufer vollkommen parallel laufenden Richtung vom offenen Ocean trennt, ist nur an einzelnen Stellen höchstens zwei Meilen breit, meistens viel schmaler. Doch enthält er bei seiner langen Ausdehnung eine nicht unbedeutende Anzahl von Estancias, Viehgehöften, in der etwas fruchtbarern Mitte. Bei der Flachlage des Streifens aber bekommt man von dem allen nichts zu sehen. Vielmehr fährt man auf einem scheinbar offenen Meere, welches auch darin der See gleicht, daß es seine bedeutenden Stürme und Wogen haben kann, bei schlechtem Wetter den Schiffen Gefahr bringt und sie nur gar zu häufig nach Verlust beider Anker und Ketten auf den Strand wirft und wrack macht. Vier Leuchtthürme bezeichnen darum an der Lagao dos Patos die für die Schiffahrt wichtigen Punkte.

Auf der langen Wasserfahrt bewies sich der Marquez de Cariás als ein Dampfboot von ganz vorzüglicher Güte. Es durchschnitt die Flut in nördlicher, nordöstlicher und nordwestlicher Richtung mit außerordentlicher Schnelligkeit. Das Schiff ist ein Muster von Eleganz und Reinlichkeit, auf dem

Verdeck 215 Fuß lang, von geringem Tiefgang und mit ausgezeichneter Maschine versehen. Die große Kajüte bildet einen eleganten Speisesaal, in welchem 60—80 Personen ohne Mühe zu gleicher Zeit speisen können. Die Seitensophas können mit saubern Gardinen umgeben werden und dienen für die Nacht als Betten. Die Damenkajüte ist kleiner, aber reizend, die Schlafdivans von grünem Sammet und elastisch weich; die eleganteste Dame kann nur mit Behagen sich darauf hinstrecken.

Ganz im Verhältniß dazu war auch das Diner an Bord. Das Schiff läßt wirklich nichts zu wünschen übrig.

Aber trotz des Schiffs und seines tüchtigen Commandanten, eines brasilianischen Marineoffiziers aus einer bekannten guten Familie, ward unsere Fahrt gegen Abend etwas ungemüthlich. Ein Gewitter kam und beunruhigte einige nervöse Damen höchst bedeutend. Ein anhaltender Regen machte den Aufenthalt in der Kajüte fast nothwendig und bei der dort herrschenden Hitze und schlafenden Passagiermenge unleidlich, sodaß ich fast die ganze Nacht wachend auf dem Verdeck zubrachte.

Die ganze Nacht lief der Dampfer unermüdlich seine nasse Bahn. Gegen 4 Uhr morgens erreichten wir das Ende der Lagoa, wo die Schiffahrt wieder viele Vorsicht verlangt, sodaß wir zwei Stunden vor Anker liegen bleiben mußten.

An diesem obern Ende enthält die Lagoa schon süßes Wasser, oder vielmehr geht sie in einen breiten Fluß über, in ein Süßwasserbecken, welches etwa bei vier Meilen Länge ein bis zwei Meilen Breite hat. Einige Berggruppen und Inseln bezeichnen seinen Anfang. Wir sahen sie schon im ersten Morgendämmern auftauchen, wo wir denn unsere Fahrt fortsetzten. Bald erreichten wir die Felsspitze von Itapoam und waren auf dem schönen Süßwasserbecken des Guaibaflusses.

Eine liebliche Scenerie beginnt hier an und auf dem breiten Fluß. Während nach rechts hin sanftgewölbte Berge,

theils mit Wald bedeckt, theils angebaute Triften, Weidenfläche und einige Landhäuser tragend, sich aneinanderreihen, und am Wasser selbst manche reizende Buchten, im Lande aber anmuthige Thäler und Schluchten bilden, ist das linke Ufer — links für den vom Süden Kommenden — bei viel größerer Entfernung ein prächtiges, flaches Weideland und Waldufer, vor welchem sich einzelne Inseln ausdehnen und einen wahrhaft idyllischen Effect machen. Auf fernern Hügeln ragen einzelne Landhäuser und Estancias hervor.

Kaum einige Strömung zeigt das weite Wasserbecken, kein Wirbel, keine Welle stört den Frieden des Landsees. Einzelne Wasservögel fliegen darüber hin; vom leichten Morgenhauch bewegt, ziehen hübsche Schiffe lautlos durch die Fläche; das ist alles, was die Feier des Morgens unterbricht.

Bei einer lieblichen Insel, Ilha das Pombas, Taubeninsel, sausten wir vorbei, dann um eine größere Waldhöhe, Ponta-grossa, herum. Da lag ganz in der Ferne mehrerer Meilen auf einem ins Wasser hineinspringenden Hügel eine freundliche Stadt in der lieblichsten Scenerie vor uns. Hätte sie nicht längst den Namen, man nennte sie unwillkürlich Porto Alegre!

Ein lieber Gedanke, ein anmuthiger Einfall ist dieses Porto Alegre, um welches wir nach einer Fahrt von 45 geographischen Meilen von Rio-Grande aus herumdampften und dann zu Anker gingen. Der breite, stille Fluß, die freundliche Stadt selbst, welche nach Norden hin zum Flußufer in einer Reihe anmuthiger Landhäuser und üppig grünender Gärten ausläuft, das dichte Gebüsch jenseits, durch dessen dunkle Schatten die einzelnen zum Guaiba zusammenfließenden Ströme kaum ihren Weg finden können, die kleinen Boote und Canots, die leicht und harmlos darauf hinziehen, das alles gibt ein Bild der vollendetsten Lieblichkeit, wie es nur in glücklichen Momenten von einigen niederländischen Malern auf das Leinen hingehaucht worden ist.

Und das Bild wird durch das Landen keineswegs gestört, vielmehr ist es am Lande gerade so, wie man es vom Fluß aus vermuthen konnte.

Längs des Ufers läuft die Hauptstraße der Stadt, die Rua da Praia, eine breite, mit ordentlichen, zum Theil selbst höchst stattlichen Häusern bis drei Stockwerk Höhe besetzte lange Straße. Mit ihr parallel laufen auf halber und ganzer Höhe des Stadthügels wieder einige ganz hübsche Gassen, welche wieder von mehreren in der Rua da Praia beginnenden und aufwärts steigenden Straßen durchschnitten werden, sodaß die Stadt bei ihrer Schräglage am Berge und auf demselben dennoch eine ziemlich regelmäßige genannt werden kann.

Die vorzüglichste der aufsteigenden Straßen führt auf einen großen, unregelmäßigen Platz, auf welchem die Hauptkirche, der Präsidentenpalast und ein ganz neues Theater liegen. Weiter nach Süden liegt hier noch das ziemlich unbedeutende Ständehaus. Von hier aus führen nach rechts und links wieder zwei Straßen. Die eine bleibt auf der Höhe und führt zu dem großen Hospital und Findelhaus, welches, wenn es auch kein fertiges Gebäude ist, dennoch sich weit und geräumig präsentirt, während die andere Straße wieder zum Wasser hinabführt, wo ein großes, in etwas burgartigem Stil gebautes Zuchthaus am Fluß steht, nicht weit davon ein stattliches Arsenal.

Jenseit des Platzes führen einige Wege ziemlich schräg in eine große Fläche oder Vargem hinunter, die in Nähe und Ferne mit Landhäusern und einigen kleinen Kirchen geschmückt ist, bis dann eine höhere Bergkette die Gegend schließt.

Von seltener Lieblichkeit ist die Aussicht oben vor der Kirche und dem Theater.

Wie ich schon oben bemerkte, vereinigen sich bei Porto Alegre einige breite Flüsse, der Gravatahy, Rio dos Sinos, Cahy und Jacuhy, von denen der letztere, entstanden aus

dem Baccacuhy, Jacuhy, Rio-Pardo und Taquary, am bedeutendsten ist, zu einem langen, breiten Süßwasserbassin, dem Guaiba.

Diesen ganzen köstlichen Landsee, einen großen Theil des schönen Wassernetzes und herrliche Triften dazwischen übersieht man mit Einem Blicke von der angegebenen Höhe der Stadt; meilenweit sieht man die glücklichste Landschaft, bis in weiter Ferne eine blaue Hügelkette mit dem dämmernden Grün der welligen Fläche zusammenfließt und sie begrenzt in einer so weichen Vereinigung, daß man wohl glauben möchte, es hätte hier die ferne Landschaft die Geschmeidigkeit des flüssigen Elements angenommen.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit eines lieblichen Bildes, des Ugleisees und der ganzen Gegend vom reizenden Eutin und Plöen, wo auch Land, Wald, Süßwasser und Wiesen förmlich ineinanderfließen, gerade als ob auch die Landschaft überall die Geschmeidigkeit des nassen Elements angenommen hätte. Dort im Norden freilich ist der Zuschnitt dem Raume nach bescheidener, der Baumwuchs, Buchen, Birken, Eichen, vielleicht größer. Am Jucuhy und Guaiba sind Palmen, Akazien, Businien und Myrten tonangebend. Eine feinere Naturkritik, als die meinige, mag entscheiden, welche Scenerie vollendeter und schöner ist. Beide haben mich gleichmäßig entzückt.

Die Reminiscenz an den Norden kommt aber nicht allein oben in der Stadt Porto Alegre, von wo man in die Ferne hinaussieht. Sie kommt auch unten, im gewerbtreibenden Theil. Da sieht man allerlei Leute blonden Stammes umhergehen. Alle Augenblicke trifft man einen Deutschen beim Umhergehen, alle Augenblicke sieht man einen deutschen Namen über den Hausthüren und hört deutsche Zunge reden vom breiten holsteiner Plattdeutsch und pommerschen Dialekt bis zum Rheinbairischen hinunter. An dreitausend Deutsche sollen in Porto Alegre sein, während in der ganzen Stadt nicht viel über 20000 Einwohner sind.

Vom Landungsplatze war ich zu einem Hotel geführt worden, es war ein deutsches. Dort war kein Platz. Ich kam zu einem andern, Hôtel commercial, drei Stock hoch: aber hinter dem brasilianischen Namen verbarg sich ein urdeutsches Gasthaus, so gemüthlich pomadig, so naiv langsam, daß ich wirklich meine Freude daran hatte. Der Wirth war ein Deutscher, der eine bis ins Griechische getriebene Schulbildung hatte, und als Soldat nach Brasilien ging. Sein Hauptkellner war sein ehemaliger Sergeant; das Stubenmädchen eine Pommerin von großer Geistesbefangenheit, weswegen ihre ehemalige Herrschaft sie, als sie miteinander von Europa kamen, um Sachen und Geldvortheile betrogen zu haben schien. Mein Zimmer war sehr hübsch, das Essen ungeheuer neben mittelmäßigem Tischgedeck; Fische und Fleisch ganz köstlich, Kartoffeln faustgroß, Butter wundervoll. Ein dicker Kirschkuchen und ein dünner Kaffee machten der Mittagsscenerie ein Ende.

Kaum war mein Name genannt worden in der Stadt, so bekam ich auch diversen, höchst freundlichen deutschen Besuch. Gott mag wissen, wo all die Landsleute nur her kamen. Aber trotz des sich mir überall aufdrängenden deutschen Elements hielt ich es dennoch für einen übertriebenen Scherz, als ich am zweiten Tage meines Aufenthalts in Porto Alegre zum „Deutschen Theater“ eingeladen ward. Nichtsdestoweniger ging ich hin und bekam vor dem kleinen Theaterhaus einen gelben deutschen „Komödienzettel“:

Deutsches Liebhabertheater.
Donnerstag den 25. Februar 1858.
Zum Benefiz des Hülfsvereins:
Die Leibrente
u. s. w.
Vorher:
Der Telegraph
u. s. w.
Anfang halb 9 Uhr.

Ein Sommernachtstraum!

Das Theater, — da ich nun einmal von den Deutschen in Porto Alegre rede, gehört das Theater ganz vollkommen hierher. Das Theater war ungemein bescheiden: Parterre, Parterrelogen, erster Rang, zweiter Rang, kein Kronleuchter, aber dreißig Lichter, die Logen auf den offenen Rängen nur durch ganz niedrige Gitter getrennt. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an das alte Theater meiner lieben, ehrenfesten Vaterstadt Lübeck.

Ich war etwas früh gekommen und sah nun meine guten flachsköpfigen Landsleute nach und nach hereinkommen. Und wie manches Komische sich auch in die Scenerie diesseit des Vorhangs einmischen mochte, ich fühlte wirklich, wenn sich auch manchmal der Schalk etwas in mir regen wollte, dennoch gerade wie in der deutschen Kirche von Petropolis angesichts deren Aermlichkeit eine freudige Rührung. Da kam mein liebes, liebes deutsches Volk aus allen Kategorien, nett angezogen, sogar hübsch, und setzte sich ordentlich und wohlgesittet an seine respectiven Plätze; ganze Familien kamen, Papa und Mama und ein halb Dutzend lieber Kinder, auch ganz kleine, die noch gestillt wurden: denn so eine junge deutsche Frau nimmt keine Negerin zur Amme, und wenn sie ins Theater geht, nimmt sie das Kind mit, sonst hat sie keine Ruhe und das Kind keine Milch. Das gab gar viele Verwickelungen.

Die Ouverture begann ungemein kräftig; es war nicht die Mendelssohn'sche zum „Sommernachtstraum", sondern eine andere. Der Vorhang ging in die Höhe und „Prologus" trat auf. Die Verwandlungen beim englischen Dichter aber waren mit dem vor uns spielenden Personal schon vorher vor sich gegangen; die Hauptheldinnen waren weiblich gekleidete junge Männer, die indeß ihre Mädchenrollen ganz hübsch spielten.

Das Publikum, besonders die größern Kinder, war ganz

hingerissen; letztere hatten so etwas noch nie gesehen. Jeder Witz auf der Bühne wurde mit Jubel von ihnen aufgenommen und selbst wiederholt; einige kleinere riefen Papa und Mama; ein ganz kleines Kind zeigte durch einen oft wiederholten Ausruf, wie gut es von seiner Mutter schon im ersten Jahre zur Reinlichkeit erzogen worden wäre.

Gar zu lieb sahen nun die jungen Frauen und Mädchen aus. Blondes Haar mit einigen streifigen Farbenschattirungen auf einem und demselben Kopfe, klare blaue Augen und rothe Backen sah man überall. Größere Mädchen hielten die kleinern Geschwister sorglich vor sich auf dem Schos und gaben ihnen ganz sichtlich gute Lehren, während die Augen der kleinen Dinger umherflogen wie Raketen und Leuchtkäfer.

Und so spielten sie denn alle mit im „Sommernachtstraum". Schade nur, daß eine einzige reizende brasilianische Titania die Anmuth der guten deutschen Frauen etwas stark verdunkelte.

Es braucht aber nicht immer Titania und Sommernachtstraum! Und so lernte ich denn in Porto Alegre, wenn auch nur im flüchtigern Begegnen, bei so manchem Deutschen ein wackeres Herz und treue Gesinnung kennen. Es scheint den meisten gut, selbst sehr gut zu gehen. Fleißige Leute kommen dort zu Wohlstand und Achtung unendlich viel mehr als in Deutschland unter gleichen Verhältnissen, ja einige, und nicht einmal Leute von gerade vorwiegender Bildung und Erziehung, haben sich bedeutendes Vermögen verdient. Wie würden die Deutschen, die nicht einmal eine Kirche haben im Orte, Gott danken, wenn sie nur einmal zurückgehen könnten oder wollten in ihre Heimat und dort die so klein, so kümmerlich, so dürftig zugeschnittenen Verhältnisse so mancher Standesgenossen anschauen! Wie würden sie Gott danken für das tägliche Brot und den friedlichen Aufenthalt im halbgermanisirten Porto Alegre.

Diese Halbgermanisirung und mein Wohlgefallen daran

war der Grund, daß ich schon am 27. Februar einen Abstecher nach der deutschen Colonie S.-Leopoldo unternahm.

Das kleine Dampfboot, das zwei bis drei mal in der Woche von Porto Alegre nach jener Colonie fährt, lag am Sonnabendmorgen 9 Uhr bereit im Dock, einem kleinen, aus Sandstein aufgeführten und recht zweckmäßigen Bassin, um seine Passagiere nebst Kisten und Kasten aufzunehmen. Nicht pfeilschnell, wie der „Marquez de Carias", sondern in ganz gemüthlicher deutscher Langsamkeit zog das deutsche Dampfboot bald dahin über den stillen, breiten Fluß in nördlichem Curs; bald lag uns die freundliche Hügelstadt im Rücken und wir fuhren den Waldstrom gerade aufwärts.

Der Ausdruck eines Waldstroms, eines stillen Waldstroms ist aber der rechte für den Rio-dos-Sinos! Still ist es, lieblich still auf dem grünen Wasser, welches anfangs einem schmalen Landsee gleicht und nur langsam sich verengt. Kaum hier und da kommt ein Fahrzeug dahergezogen, kaum einige mal begegnet man auf den etwa 11 deutsche Meilen langen Krümmungen des Flusses bis S.-Leopoldo einem Canot mit einem Fischer. Nur hier und dort ist, wenigstens dem Anschein nach, am Ufer die Waldung gelichtet, und man entdeckt ein auf Pfählen stehendes Haus, oder an etwas höhern Stellen ein kleines Gehöft, eine Ziegelei u. s. w. Oefters öffnet sich ein noch halbverwachsenes Weideland, wo Pferde und Rinder zusammen weiden, während wol der mächtige Stier am Rand des kühlen Wassers halb im Schlamm vergraben liegt und beim Kommen des Dampfboots den Kopf trotzig in die Höhe wirft, sich erhebt und langsam fortschreitet.

Sonst ist alles Naturlaut auf dem Ufer des Flusses. In langen schwimmenden Schichten und fast in ununterbrochener Kette treiben vor allen prächtige Pontedarien ihre saftigen Triebe. Wenig erhoben über der Wasserfläche machen die auf röthlichen Stielen stehenden hellgrünen obovaten, fast umge-

kehrt herzförmigen Blätter eine schöne Wirkung auf der dunkelgrünen Fläche des Flusses, während die schönen blauen Blütentrauben, fast einer großen Hyacinthenblüte ähnlich, sich etwas höher erheben. Der Wellenschlag des Dampfboots setzt die Pflanzendecke in Bewegung und anmuthig tanzt die blaue Wasserblume auf glänzend grünem Laube. Dann schwirrt wol eine kleine fliegende Schar auf aus dem Pontedarienteppich, eine libellenartige Neuroptere mit schwarzen Flügeln und einem blutrothen Fleck am Binnenrande der untern Flügel, die aber nach kurzem hüpfendem Flug immer wieder zur Pflanze zurückkehrt.

Das Gewirr des über den Wellen überhängenden Uferwaldes läßt sich aber im Vorbeifahren nicht definiren mit botanischer Genauigkeit. Am höchsten heraus ragen Myrten mit dunkelm Laube, die Aeste dicht behangen mit feinen, grauen Usneen. Das Colorit der hohen Waldbäume contrastirt anmuthig mit dem dichtbelaubten, ganz hellgrünen Taquara oder Bambusrohr, dessen mächtige Schafte in eleganter Bogenform weit über niedriges Ufergebüsch hinwegragen und ihre Spitzen bald bis in die Flut tauchen, bald sie wieder in neckendem Spiel 12—16 Fuß in die Höhe schnellen. Von blühenden Mimosen wimmelt es am Ufer; ein anderer sehr häufiger Baum gleicht im Habitus und der Blattform einer Bambacea. Zahlreiche große Onagriden blühen an sonnigen Stellen und erinnern lebhaft an die Oenotheren des Nordens. Weiterhin stehen vereinzelte Palmen, welche auf den Weideplätzen dem Rind zum Scheuern dienen.

So der flüchtig im Vorbeifahren angeschaute Uferwald! Kaum brauche ich hinzuzufügen, daß fast sämmtliche größern Bäume, namentlich die Myrtenbäume, von Schlingpflanzen umwunden sind und lange, blattlose Stricke bis zur Wasserfläche hinabsenden. In dem Schatten der dichten Laubkronen macht sich jeder Parasitismus geltend, und neben der Orchi-

dee gedeiht ganz vortrefflich die Bromeliacee. Ist der Waldbaum nun erschöpft durch seine Schmarotzer und stürzt er zuletzt, halb mit der Wurzel hängend am Uferrand, ins Wasser, so dient er einer kleinen Süßwasserschildkröte zum Lager und sonnigen Aufenthalt. Ich sah ihrer eine ganze Menge so auf den Baumstämmen liegen; manche schwammen zappelnd im Fluß, um dem Dampfboot in ungeschickter Flucht auszuweichen.

An heißen Tagen lagert sich dort neben der Schildkröte auch das Jacaré; doch sahen wir kein einziges beim Hinauffahren des Flusses, auch kein Capivari, wie viele davon auch sonst vorzukommen pflegen.

Während nun das Dampfboot an diesen Ufergebüschen hinstreift, ja manchmal unter ihrem Schatten hinfährt, flattert oben um die luftigen Kronen das leichte Heer buntfarbiger Schmetterlinge. Auch zahlreiche Eisvögel, größer als unsere im Norden, aber in Form, Flug und Art des Sitzens ihnen frappant ähnlich, eilen im Flug von Ast zu Ast. Ein einziges mal nur sah ich einen größern Raubvogel hoch über dem Fluß seine weiten Kreise ziehen.

Beinah sieben Stunden fuhren wir so dahin. Dicht vor S.-Leopoldo macht der enger werdende Fluß bedeutende Biegungen mit einigen Sandbänken, sodaß wir einmal im Gebüsch, einmal auf dem Sand, aber nur auf Augenblicke hängen blieben. Auch lagen manchmal große Bäume hindernd mitten im Wasser. Nichtsdestoweniger kamen wir wohlbehalten an, und am Ufer erwartete eine deutsche Schar schon längst das ankommende Dampfschiff.

S.-Leopoldo beginnt am Ufer des Rio dos Sinos mit einem großen grünen Platze, gegen welchen einige ordentliche Straßen ausmünden. Eine von ihnen bildet die Hauptstraße, in welcher die Häuser in ununterbrochener Reihe zusammenhängen, viele von ihnen mit einem Stockwerk und bis zu sechs Fenster breit, meistens aber nur Erdgeschosse von massivem

Bau mit Ziegeldächern, wodurch der Ort ein wohlhabendes und selbst reiches Ansehen gewinnt. Doch ist die breite Straße, wenn auch längs der Häuser Trottoirs gelegt sind, dennoch ohne Pflasterung und gegen die Mitte zu etwas tiefer und ziemlich sandig, wodurch sie ihren ländlichen Anstrich vollkommen bewahrt.

Vollkommen ländlich ist aber ihr Anstrich auch durch die Leute. Ich hatte mich eben im deutschen Wirthshaus einquartiert und nach langem Fasten auf der Flußschiffahrt ein höchst derbes Mittagsessen eingenommen, als ich noch etwas in der Villa, im Ort, auf- und abspazierte.

Ueberall Auerbach's Dorfgeschichten, überall Richter's Holzschnitte! Blondhaarige Jungen balgten sich im Sande umher bis zur Selbstvernichtung; ordentliche kleine Mädchen gingen miteinander auf und ab und hatten es höchst wichtig. Größere Mädchen saßen mit der Mutter auf Stühlen oder Schemeln vor der Hausthür. Und nun kamen die jungen Leute und machten ihnen den Hof; kleine Neckworte hörte ich im Vorübergehen, muthwillige Fragen und frische Antworten. In einigen Häusern ward Klavier gespielt. Auf dem Flur eines offenen Hauses war ein Paar erwachsener, kräftig-schlanker Mädchen von mindestens achtzehn Jahren, die sich miteinander darum balgten, wer die andere zu Boden werfen würde. Das sah aber hübsch aus und ich hätte gern noch länger zugesehen, wenn nicht beide Mädchen, als sie mich bemerkten, unter lautem Lachen wie der Blitz auseinandergeflogen wären.

Auf ziemlich schlechten Pferden trabten einzelne junge Männer, einigermaßen civilisirten Gauchos ähnlich, in eleganten gestreiften Ponchos umher, vielleicht in der Absicht, einigen Effect zu machen. Ein zweiräderiger Frachtwagen mit fünf Joch Ochsen bespannt (carretta) wühlte sich knarrend durch den Sand. Dann ward Licht angezündet und man sah jegliches Gewerk fleißiger Leute: Schuster, Schneider, Tischler

u. s. w., noch ein Stück Arbeit thun zum Wochenschluß; so ging überall das Leben und Treiben vor sich in deutscher Weise, in deutscher Zunge, so echt, so urdeutsch, daß einem das Herz übergeht vor Freude darüber.

Am folgenden Tag, Sonntag den 28. Februar, war es nun erst recht hübsch. Ich ging um 9 Uhr aus, um eine Fußtour zu machen. Da erschien das liebe Deutschland denn schon im saubern Sonntagsschmuck, die Buben sorglich gescheitelt, die Mädchen mit kleinen blonden Schwänzchen im Nacken, die mit Mühe zusammengeholt waren; dazu ein blaues kurzes Kleidchen, weiße Beinkleider, blanke Schuhe, — da frage ich jedermann, ob die kleinen Dinger nicht reizend aussehen!

Ich kam zum Orte hinaus, durch ein unregelmäßiges Weideland, nicht wie bei uns im Norden eine gleichmäßige Grasebene, sondern die Fläche durchsetzt von kleinen Myrtenbüschen und saubern, kaum einen Schuh hohen Melastomen, zwischen welchen sich die weithin weidenden Rinder und Pferde ungemein gut ausnehmen. Doch schlage man ihre Zahl nicht zu hoch an beim flüchtigen Blick; denn gar vieles, was hinter einem Myrtengebüsch in röthlichgrauer Färbung umhersteht, ist kein weidendes oder ruhendes Thier, sondern nur ein Termitenhaufe, zwei bis vier Fuß hoch, steinhart, glockenartig gewölbt, von außen vollkommen todt, innen bewohnt und belebt von Tausenden von Ameisen; oder es hat ein Tatu (Armadill, dasypus) sich den Eingang zu einer Wohnung unten durchgebahnt.

Wo bei solchen weidenden Heerden ein Hirtenknabe ist, da vermißt man gleich dessen Hund! Nicht doch! Der Junge reitet darauf: sein Pferd, und solch ein Hirtenbursche ist immer beritten, ist sein Hirtenhund. Wo ein Thier zu weit geht, da umgaloppirt es der Knabe sogleich und bringt es im Nu zurück zur allgemeinen Weide. So lernen die riograndenser Deutschen schon als Kinder das Reiten, und wie

die Centauren tummeln sich selbst kleine Kerle umher auf der Fläche.

Aber auch Sonntagsleute kamen aus fernern Coloniedistricten zur Villa; schmucke, junge Reiter mit gestreiften Ponchos und renommirend mit silbernen Sporen und Silberbeschlag des Sattelzeugs. Auch junge Frauen kamen geritten, ebenso sicher seitlich im Sattel sitzend wie die Männer, auch mit Silberschmuck am Zaumenzeug, aber ohne lange Reitkleider, und eben deswegen viel graciöser und naturwüchsiger als unsere hektischen Amazonen. Sogar ganz allein ritten einzelne junge Mädchen. Es thut ihnen niemand etwas. Und am Ende wäre es ja auch noch die Frage, ob ein frecher Räuber die flüchtige Centaurin einzuholen vermöchte!

In südöstlicher Richtung führte mich meine Wanderung. Weideplätze wechselten mit einzelnen Anpflanzungen, wo Mais, Manioc, Bohnen u. s. w. angebaut werden. Hier und dort kommt man bei einer Colonistenwohnung vorbei und vernimmt mit Wohlgefallen zwischen brasilianischen Urwaldsresten den Laut einer beginnenden deutschen Bevölkerung und das so wohltönende: „Schönen guten Tag!"

Solch ein Urwaldsrest nahm mich bald auf. Tiefes Schweigen liegt dort überall; kein Mensch wandert hier umher, kein Thierlaut läßt sich hören, nichts unterbricht die Sonntagsruhe. Kaum hie und da fliegt ein scheuer Vogel tiefer ins Dickicht hinein und auf Secunden rauscht es dann in den dunkeln Laubkronen. Selbst den eigenen Tritt hört man nicht auf dem weichen Boden des schmalen Pfades. Eben so lautlos ziehen prachtvolle Tagfalter ihren Weg. Ganz besonders ist es hier der bläulichweiße Laertes, der in kurzem Fluge durch die Luft schwimmt, sich oft setzt und auf der Unterseite der in der Ruhe zusammengeschlagenen Flügel die schöne Augenbinde zeigt. Fast ebenso häufig ist dort ein kleinerer, ganz hellstahlblauer Morpho, vieler anderer Formen von kleinerer Bedeutung gar nicht zu gedenken.

Die großen Baumformen im Labyrinth lassen sich kaum errathen. Die kräftigen, meistens rindelosen Stämme, deren eigenthümliche Längserhebungen und Verdrehungen ihnen manchmal das Ansehen geben, als wären sie aus verschiedenen Individuen zusammengewachsen, sind meistens Myrten, wie denn diese Pflanzengruppe förmlich tonangebend ist. Bei einigen Feigenbäumen ist diese Zusammendrehung von einzelnen Stammesabtheilungen noch auffallender. Einzelne am Boden liegende Früchte verrathen, daß die hohen Kronen gerade zu Häupten einer Anonacee angehören; doch sind die kleinen Früchte, wenn auch im Bau der Fruta do Conde ganz ähnlich, dennoch viel weniger wohlschmeckend als jene.

Unentwirrbar ist das Strangwerk der Lianen, wie schnurgerade sie auch meistens aus den Waldkronen zur Erde herabsteigen. Astlosigkeit und Blattlosigkeit auf diesem luftigen Wege ist der Hauptcharakter der sonderbaren Pflanzen. Oft zwar scheint der Lianenstrang seine Blätter zu haben. Tritt man aber hinzu und sieht genau nach, so ist es eine ganz andere Pflanze, eine Smilax, eine Aristolochie, die an dürren, hagern Nachbarn in die Höhe rankt. Eine hübsche Acanthacee kommt im tiefen Wald vor, auch eine saubere Cinchonee. An lichten Stellen prangt eine große gelbe Jussienna und eine ihr im Habitus fast ähnliche Malvacee.

Und so irrt während der stillen Wanderung das Auge gar zu gern umher im Waldgehege und freut sich am Großen und Kleinen, wären es auch nur ganz kleine blaue Tradescantien, unbedeutende Solanen und das Polygonum acre mit fast ätzend scharfen Blättern.

Eine neue Lichtung des Waldes that sich mir auf. Ueber einer Maniocpflanzung lag auf einem Hügel ein kleines Gehöft. Gleich hinter ihm erhebt sich ein Bergstock und auf der Stelle erkennt man massig aufeinandergethürmten Quadersandstein, denselben, den ich schon in Porto Alegre zum Häuser-

bau und Straßenbeleg verwendet gesehen hatte, wie sehr ihn auch hier an seinem Fundorte ein kurzer Wald von Melastomen, Cactusschaften und Bromelien zu verstecken suchte.

Eine herrliche Aussicht von der Bergeshöhe belohnt für die mühsame Ersteigung der Steinmassen. Man übersieht ringsher einen großen Theil der Landschaft, deren Flüsse dem Guaiba tributär sind. Hügelketten und leicht erhobene Weideplätze wechseln mit ganz flachen Ebenen, Anbau mit wilder Natur, freundliche, auf viele Meilen hin verstreute Colonistenhäuschen stechen seltsam ab auf schwarzgrünem Urwald. Während nun nach den meisten Seiten hin eine ferne blaue Serra das herrliche Bild einschließt, eilt das Auge von Süden weiter hinab und entdeckt das ganz klar auf seinem Hügel mitten im Wasser liegende Porto Alegre und die schöne Fläche des Guaiba.

Dichter vor uns aber erhebt sich ein kleiner „Sonnenstein". Die Aehnlichkeit ist wirklich auffallend; ja mein erster Gedanke war auf meinem Standpunkte bei S.-Leopoldo die Aussicht vom Porsberg über Pillnitz bei Dresden, mein zweiter gehörte dem Freunde, meinem lieben, edeln Bildhauer Rietschel in Dresden, mit dem ich einst dort war! — So schnellt sich in wunderbarer Elasticität des Menschen Geist beim Anblick einer Naturscenerie vom tiefsten Süden hoch hinauf zum heimischen Norden, und die großartige Urweltscenerie weicht dem Andenken an die edlen keuschen Linien einer „Pietas" und die kühnen Erzformen der Goethe-Schillergruppe.

Zwei Falken protestirten gegen meine Reminiscenzen und schienen sichtlich höchst unzufrieden zu sein mit meiner Occupation der schroff abfallenden Sandsteinmassen. Sie umflatterten mich in ganz engen Kreisen; gewiß war ich in der Nähe ihres Nestes. So ging ich denn wieder.

Am dürren Gestein hört die Vegetation nicht auf. Ich sah einen Riesencactus; ein gewaltiger Trieb hatte wol 16 Fuß Höhe; neben ihm standen noch mehrere auf derselben Wurzel.

Wenn man sie nebeneinander in Bewegung setzt und ihre Stacheln sich aneinander reiben, so klingt das ganz genau, als ob Wasser sich in den Schaften bewegte. Ich stieß die Pflanze um, wirklich dröhnend fiel sie zu Boden, aber im Innern enthielt sie nur eine lockere Marksubstanz. Nicht fern davon standen kräftige Gravathabromelien. Die isolirten, aber dennoch dicht aneinander gedrängten Früchte von 1½ Zoll Länge und ½ Zoll Dicke bilden eine so schwere und dicke Fruchtähre von 60—80 Stück gelber Pflaumen, daß der kräftige Stiel sich umlegt und so die Früchte auf dem Stein vollends zur Reife bringt.

Nach meiner Rückkehr wandelte ich gegen Sonnenuntergang noch etwas am Fluß entlang. Auf dem grünen Platze gingen sauber gekleidete, ja zum Theil selbst elegant angezogene San-Leopoldenserinnen spazieren und am leise dahin rauschenden Fluß trieben die Kinder ihr Wesen, während die Fähre einige Pferde übersetzte ans jenseitige Ufer.

Da hatte ich eine hübsche kleine Scene, ganz unbedeutend und doch charakteristisch. Unter den Büschen des jenseitigen Ufers spielten drei kleine Mädchen. Plötzlich beredeten sie sich zu einem gemeinsamen Unternehmen, sprangen übermüthig in ein Canot und stießen zu meiner Angst und meinem Schrecken wirklich ab. Die leichte Strömung faßte das Fahrzeug, aber so geschickt und muthig ruderten zwei von ihnen, während die dritte ruhig auf dem Boden des Canots saß und zuschaute, daß sie wirklich glücklich herüber kamen. Lustig sprangen die beiden kleinen Ruderinnen ans Land und liefen zur Villa. Da ergriff die dritte, ein Kind von etwa neun Jahren ein Ruder, stieß ab, steuerte und ruderte wundervoll, und kam, freilich unter sehr großer Anstrengung, am Ufer drüben an. Gerade als ob das gar nichts wäre, band sie hier das Canot fest und fort sprang die kleine reizende Hexe.

Statt eines solchen kleinen Bildes könnte ich hunderte

darstellen. Es kommt mir vor, als ob sich bei unsern guten Landsleuten in dieser freien, südamerikanischen Natur, wo sie größern Raumverhältnissen und eigenartigen Kämpfen gegen Naturwiderstände ausgesetzt sind, auch eine viel größere Bestimmtheit im Entschluß und im Handeln entwickelte. Die Väter hatten den Urwald zu besiegen, sie mußten blutige Fehden gegen die wilden Indianer — Bugres — und selbst einzelne Rebellentrupps aushalten. Unter Schwierigkeiten fingen sie an, aber sie eroberten sich den Boden, und die in Deutschland Knechte waren, sind durch das Recht der Arbeit Herren geworden. Sie fühlen sich frei, weil sie sich kennen gelernt. Als grüne Burschen steigen die Söhne aufs Pferd und durchschwärmen keck die Fläche. Sie fühlen sich frisch und frei, deswegen sind sie muthig und selbst trotzig, wenn man ihnen in den Weg kommt. Und dieses Element einer größern Bestimmtheit und Energie entwickelt sich auch bei den Mädchen schon in ihrer zarten Jugend. Ohne Mühe sind sie beritten, sie werfen ihren Sattel allein auf den Gaul und brauchen nicht einen Bruder oder Reitknecht abzuwarten, um ihr Stück Wegs zu reiten. Sie lernen nie den demüthigenden Unterschied zwischen einem Bauermädchen und einem Hoffräulein kennen. Das steht ihnen im Gesicht geschrieben; in der schlanken, festen Haltung des Körpers, im trotzigen blauen Auge. Und so ein lieber Tollkopf war die kleine Ruderdirne auch wol, die dem Fluß so keck Trotz bot.

In der Nacht entlud sich ein starkes Gewitter; der Regen floß in Strömen und noch am folgenden Morgen, den 1. März, war die Physiognomie des Wetters sehr grämlich und feucht. Dennoch stieg ich aufs Pferd und ging mit der Fähre über den Fluß, um eine tüchtige Tour zu den ferner wohnenden Colonisten zu machen.

Kaum hat man die wenigen Häuser und Gärten am Ufer des Flusses hinter sich, so gelangt man auf eine tiefliegende

Ebene, hier und dort mit einigen Teichen besetzt, in denen der weiße Reiher gravitätisch umherschreitet, während der Queroquero, der Kibitz, mit unerträglichem Geschrei an allen Ecken und Enden auffliegt. Weithin erblickt man Rindertrupps, die sich gemächlich der Weide freuen, während flüchtige Rosse beim Herannahen des Fremden auffahren, stutzen und dann laut wiehernd in stampfendem Galopp davonrennen.

Weiterhin hebt sich der Boden. Weit ausgedehnte Hügel kurzen Grases nehmen die Gegend ein; zwischen ihnen erscheint im Grunde da und dort ein kleiner Wald. Ein flüchtiger Bach, der sich hindurchzieht, wird ohne Hülfe einer Brücke passirt. Die dort liegende Mühle ist versteckt zwischen üppigen Orangenbäumen, während das Wasser selbst dunkel überwölbt wird von reichlichem Bambus und einer hier und dort blühenden herrlichen Akazie mit purpurfarbenen Staubfäden.

Am Fuße eines Höhenzugs, der wegen zwei hervorragender Spitzen das Gebirge der Beiden Brüder heißt (Dois Irmãoes) liegt dann, etwa zwei Leguas (eine Legua ist = $^{3}/_{4}$ geogr. Meile) von der Villa, der kleine liebliche Colonieort Hamburger Berg oder Stadt Hamburg, mit einer Kirche auf der Höhe und freundlichen Häusern in der Tiefe. Das Ganze gleicht einem üppigen Garten, dessen mannichfache parkähnliche Ausdehnungen vom dunkeln Hochwald des hier beginnenden Gebirgs eingefaßt sind.

Ein ganz neuer Charakter der Colonie beginnt hier. Während bei den Colonisten auf dem flachen Lande, denen „auf dem Camp", die mit der Villa von S.-Leopoldo und selbst mit Porto Alegre in directem Verkehr stehen, eine Einmischung des brasilianischen Elements immer noch zu erkennen ist, hört dies vom Hamburger Berg aufwärts ganz auf. Ein deutsches Element in seiner vollsten Integrität beginnt, und folgt dem Wanderer viele Meilen weit durch ferne Gebirgswinkel und einsame Waldthäler.

Vom Hamburger Berg an heißen darum auch alle Colonisten „Anbauer im Wald“ oder „in den Picaden“, aus welchem Wort man das deutsch sein sollende Wort „Schneids“, Geschnittenes, gemacht hat. Das Wort Wald ist aber hier durchweg für Gebirgswald zu nehmen, Gebirgswald im vollen Sinne des Worts.

Gleich hinter den freundlichen Gärten und Anpflanzungen des Hamburger Bergs beginnt dieser Gebirgswald. Während man anfangs zwischen Hecken von Mimosen und Lausinien hinreitet, deren letzterer riesige Blüte über einen Fuß im Durchmesser offen steht als schroffes Extrem von Leguminosengröße neben der kleinen Mimose, während herrliche blaue Convolvulus mit üppig blühenden Bignonienranken wetteifern an freiern Stellen, gelangt man bald unter die hochgewölbten Kuppeln des verschlungenen Urwaldes, und erblickt statt zierlicher Rankengewächse mächtige Baumstämme, die sich gegenseitig umklammern und zu ersticken suchen. Oft sieht man zwei Pflanzenathleten aneindergeklammert, ohne sich gegenseitig zu besiegen. Aber schon hat ein dritter seine gewaltigen Arme um beide geschlungen, tief in beide sich hineindrückend und ihren Säftelauf hemmend, während hoch oben auf den Aesten ein ganzer Wald kleiner, grünender Parasiten am Mark der Bäume zehrt und sie zum Falle reif macht. Nirgends so wie in solchem Wald sieht man das zügellose Aufwuchern, Ersticken und Vergehen der Pflanzenwelt.

Je tiefer sich aber der Beschauende in diese wunderbare Werkstatt der Natur hinein versenkt, desto betroffener wird er, wenn plötzlich der Wald aufhört. Wir stehen am Rande eines weiten Schlachtfeldes. Hunderte, tausende von verkohlten Stämmen liegen den tiefen Abhang hinunter oder stehen einzeln noch aufrecht, geröstet vom Waldbrand, und strecken schwarze, blattlose Aeste, wie flehende Arme, racheschreiend gen Himmel, bis die Axt sich hinzugesellt zum vernichtenden

Feuer, wie sie ja demselben schon voraufging und den Stamm, vom Eisen gefällt, prasselnd hinabstürzt in die Tiefe. Und zwischen diesem Chaos der Vernichtung wogen ganze Felder der üppigen Maispflanzen und Bohnen; prachtvolle Orangengärten stehen umher; auf grünem Abhang weidet das Rind, Pferde wiehern am Waldesrand; ein paar Hunde schlagen an, man kommt an ein wohlgefugtes Colonistenhaus. Liebes, blondes Kindergesindel tummelt sich vor der Thür zwischen Hühnern, Gänsen und Schweinen und staunt mit blauen Kornblumaugen den Kommenden an.

So folgen sich verschiedene Colonien nacheinander. Dann herrscht wieder das ernste Todesschweigen des tiefen Waldes, wenn nicht gerade eine Schar lärmender Papageien die feierliche Stille unterbricht, oder kleinere Waldvögel laut aufschreien, weil zwei bis drei Paare Gabelschwanzfalken über den Laubkronen ihre Kreise ziehen und mit einem Blick das Dickicht unter ihnen und die fernsten Thalschluchten durchspähen.

Oefter begegnet man auch Colonisten, die mit ihren Producten durch den Wald ziehen. Auf den Pferden hängt ein Quersack mit 150 Pfund Gewicht, auf den Maulthieren oft das Doppelte. Der Führer des Trupps ist ebenso oft ein Bauermädchen wie ein Mann. Auf dem Camp unten reiten die Mädchen querwärts, hier oben im Wald aber alle wie die Männer: denn die Wege sind schlecht, schmal, schroff und schlüpfrig und verlangen einen guten an den Gaul anschließenden Reiter. Nichts ist naiver, nichts ländlich anmuthiger als solch ein Colonistenmädchen aus dem Wald, wenn sie reitet. Von Schuhen und Strümpfen ist keine Rede, die Wege sind zu schmuzig zu solchem Stadtluxus. Nackt steht der Fuß, oft nur die große Zehe, nach Art der echten rio-grandenser Reiter in kleinen Steigbügeln, und die kräftige, oft bis zum Knie ganz nackte Wade schließt sich fest an das Reitthier.

Mit unbefangener Sicherheit leiten sie Pferd und Maulthier überall durch, überall hinweg.

So reiten diese meistens schon „im Wald" geborenen Mädchen, oft wirklich prächtige Erscheinungen, ganz allein durch den Wald. Innig befreundet mit der Natur, ihrer eigentlichsten Mutter, kennen sie keine Furcht, weder vor den Schauern der Waldwildniß, noch vor den schlechten Wegen, noch gar vor dem Kunststück des Reitens! Ein Pferd! Fast möchte ich an König Richard's „A horse, a horse!" denken! Sie satteln allein, sie reiten allein, sie füttern allein ihr Thier, das sieht man überall durch. Ich sah einmal einen Reitertrupp von fünf Personen, zwei von ihnen waren Frauen. Die eine stillte während des Reitens ihr Kind. Ein kleiner Bach war zu übersetzen, das Pferd sprang hinüber, das Kind ward nicht gestört; mit gleichem Geschick beobachtete die junge Frau Pferd und Säugling. Ein anderes mal sah ich ein Ehepaar mit einem Kinde reiten. Am Sattel der Frau war etwas in Unordnung; der Mann kümmerte sich nicht darum und ritt mit dem Kinde weiter, während die Frau herabstieg und den Sattel ordnete. Dann schwang sie sich wieder hinauf auf das unruhige Pferd und jagte dem Manne nach und das alles mit einer Leichtigkeit, einer Entschlossenheit, mit einer Sicherheit, die wirklich bewundernswürdig ist.

Bei kleinern Mädchen ist diese Amazonenwirthschaft erst recht reizend. Vor einem Hause stieg ein Reiter ab und ging in das Haus. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren herangesprungen kam und, als sie sich schlau umgesehen hatte und sich unbelauscht glaubte, sich wie eine Katze in den Sattel schwang und in vollem Galopp davon ging! Ebenso rasch kam sie wieder, sprang in einem Satz herunter und machte sich fort, um nicht beim Schelmenstreich entdeckt zu werden. Ein Geschwisterpaar sah ich, ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, hinter ihr ein Knabe von

acht Jahren, beide einander so ähnlich wie zwei Eier; der Knabe hielt seine Schwester fest umschlungen, mit gewaltigem Ernst leitete sie das Pferd; gar zu lieb sah die Gruppe der kleinen Barfüßler aus.

Solche Situationen trifft man überall im Wald. Und das alles redet nur deutsch, zumal die im Wald Geborenen. Sie kennen nur ihre deutsche Waldheimat im brasilianischen Urwald und würden gar nicht wissen, was sie mit einem Menschen anfangen sollten, der sie portugiesisch anredet. Das kommt auch selten genug vor. Um so fröhlicher klopft dem deutschen Reisenden das Herz, wenn ihm, mag er auch meilenweit das Gebirge durchreisen, meilenweit als gastliche Parole das „Guten Morgen!" entgegentönt von Jung und Alt und Mann und Weib.

Es haben Reisende gar vieles erzählt von dem freundlichen „Arocha", das auf den scheinbar so glücklichen Inseln der Südsee dem Kommenden entgegenschallt! Freundlich und wehmüthig zugleich soll es tönen, denn es kommt aus dem Munde eines gutmüthigen, aber schlaffen Volks, welches an europäischer Cultur erbleicht und nordischer Arbeit nicht gewachsen ist.

Wie anders der deutsche Gruß auf brasilianischem Gebirge! Muth, Kraft, Arbeit, Europa, Gegenwart, Zukunft, alles, alles enthält er, bringt er mit sich. Wo sonst meilenweit der Urwald schwieg, oder nur Papageien schrien und Affen heulten, da ist jetzt nach hartem Kampfe glänzender, entschiedener Sieg erfochten, und die muthigen Streiter haben für sich und ihre Kinder und Enkel fruchtbaren Boden und wohlhabendes Besitzthum erobert; dieselben Leute, die, wie sie mir überall selbst gestanden, in Deutschland als Gutsknechte und Tagelöhner ergraut wären. Da drang sich mir denn dieselbe Bemerkung, die ich bei den Leuten auf dem Camp gemacht hatte, auch bei den Anbauern im Walde auf, sie zeigten, wo und wie man sie auch anredete, größere Freimüthigkeit, Sicherheit, Offenheit; sie fühlen es, daß sie unter Gott

und ihrem Recht stehen, ein fester Glaube, in welchem kein Landvogt sie stören kann und kein Raugraf sie beirrt.

Mir war wirklich unter der mächtigen Scenerie des Urwaldes und der noch mächtigern Arbeit deutscher Männer gegen diesen Urwald eine neue Welt aufgegangen. Ich dachte zunächst an die alte Schweiz und die vier Waldstätten. Sehr gut weiß ich zwar, daß wer solche Ideencombinationen am Theetische liest und nun erfährt, wie die „freien Männer im Wald" von S.-Leopoldo barfüßig im Kothe arbeiten und alle hartfäustige Derbheit urwüchsiger Naturen frei und ungehemmt gehen lassen, wahrscheinlich die Nase rümpft und nicht im mindesten sich begeistern kann an solchem Leben! Nun, ich kann nur eins rathen: er reite einmal hinauf in die Picaden dieses neuen Deutschland, er höre und sehe, und vor allen Dingen rede mit dem Volk im Walde, er lebe, wenn auch nur einige Momente, mit ihnen ganz nach ihrer Weise, damit sie nicht befangen und verlegen werden.

Um Mittag hielt ich vor einem freundlichen Wirthshause still, um meinem vom bösen Gebirgsritt matten Thiere Rast und Futter zu gönnen. Ein junges Ehepaar, beide geboren in den Picaden und deswegen urdeutsch, und bereits mit zwei netten Kindern gesegnet, eine Dienstmagd und zwei junge Männer aßen alle gemeinschaftlich an einem Tische zu Mittag; ein eigentlicher Unterschied zwischen Herr und Knecht schien nicht stattzufinden.

„Essen Sie mit uns, was wir haben", war die Einladung des Mannes. Und ich setzte mich zu Herrschaft, Magd und Tagelöhner und aß mit ihnen ausgesuchtes Fleisch, Kartoffeln und einen wohlschmeckenden Fruchtbrei. Hinterher bekam ich noch Kaffee, und die Leute hätten mich gern den ganzen Tag behalten. Ich selbst wäre auch gar zu gern geblieben, so tausenderlei hörte ich von ihnen, von ihrem Leben und der vollsten Zufriedenheit, worin sie sich befanden. Portugiesisch ver-

stand keiner im Hause! Diese Brasilianer germanischer Abkunft verstanden ihre eigene Muttersprache nicht!

Wunderbar diese Waldeinsamkeit, dieses grüne Revier! Wie liegt die Welt so weit von hier! Zufällig kam die Rede auf das Bombardement von Sewastopol, infolge eines deutschen Zeitungsblattes, das gerade auf dem Tische lag, und an jene Schlächtereien erinnerte. „Ja, wir haben damals auch etwas davon gehört", sagte der junge Wirth; das war alles. So hat der Orkan jener Zeit zwar gewaltige Brandungen getrieben hoch hinauf in die fernsten Seegestade aller Welttheile: aber im Wald von S.-Leopoldo hat es nur ganz leise gerauscht; nur etwas gehört davon hatten die guten Leute.

Es ward mir schwer, ihnen für mein Mittagsessen etwas Geld aufzudrängen. Das ist nämlich in einsamen Gegenden ziemlich allgemeine Sitte, daß man nur für die Maisration des Thieres oder für Wein, Bier u. s. w. bezahlt, nicht aber für die Theilnahme am Mittagsessen der Leute selbst. Die Leute hatten mich eingeladen zu ihrem Essen, ich war ihr Gast gewesen, gerade wie jeder Reisende, der gerade um Mittag an der Thür erscheint, der Gast ist. Unwillkürlich wird man an alte Zeiten erinnert.

Aus dem Fenster des Hauses, welches am Bergrand lag, zeigte man mir in der Entfernung von zwei Meilen unter einem scharfen Einschnitt des dortigen Höhenzuges einen Punkt, wo ich die Nacht zubringen könnte. Die Wege sind so schlecht, so verwirrt, so auf- und absteigend, daß man auf einem Nachmittagsritt eben nur zwei Meilen macht. Nach Sonnenuntergang ist gar nichts mehr anzufangen.

Prachtvoll war die Aussicht! Ein breites Thal, Anbau und dunkle Waldeskuppeln in mannichfachem Wechsel, hier und dort ein Colonistenhaus, hier noch weiß mit grauem Schindeldach, denn bis hierher bringt man noch Kalk zum

Bauen, zunächst darum ein schwarzgrüner Orangengarten, weiter ringsher das hellgrüne Maisfeld, am Abhang ein Weideplatz mit Pferden und Kühen, mitten in der Tiefe zwei Kirchen und eine kleine Ortschaft, einige Höhenzüge dazwischen, so sah die kleine und doch so edle große Welt aus, die ich noch durchreiten sollte bis Abend.

Reitend und rutschend, je nach Umständen, gelangte ich ins Thal. Einige Regenschauer machten mir den Weg wenn möglich noch schlechter. Doch kamen zu Zeiten auch wieder hübsche Sonnenblicke. Dann glänzte der Wald hell an seinem Rande; auf dürren Aesten saßen Scharen von Papageien und putzten sich ihre bunten Federkleider, flogen aber mit mörderischem Geschrei von dannen, wenn man ihnen sehr nahe kam oder gar im Reiten anhielt. Denn diese Erzfeinde der Maisfelder wissen sehr gut, daß ein Stillstehender auch sehr leicht einen Schuß thun kann, wodurch dem Jäger und Colonisten ein Feind weniger und dem Haushalt ein Braten mehr zu Theil wird, denn die Papageien liefern ein schmackhaftes Essen. Doch hat man in den zahlreichen Rehen der Gegend und den kleinen Waldschweinen, und je nach Geschmack selbst in den Tapiren oder Anten, Antas, die sich in Menge in den nassen, freilich sehr schwer zugänglichen Waldgründen befinden, immer Jagd genug. Viel seltener kommt hier schon die Unze vor; zehn Tage vorher hatte man eine geschossen. Das Thier macht sich nur aus Nothwehr an Menschen, und ich konnte in der ganzen Gegend trotz mancher Nachfragen nicht eine einzige blutige Tigergeschichte erfahren, die ich hätte wiedererzählen können.

Einige hübsche Cassien blühten am Wege; eine zierliche, fußhohe Melastome, die Blüte rothblau mit gelben Staubfäden; dazu große Laufinien und um sie herumgeschlungen eine üppig blühende fleischrothe Bignonie begleiteten mich auf dem Wege. Ein schäumender Fluß schießt hier hindurch, überbaut von einer ganz neuen, aus Quadersandstein in zwei hohen

Jochbogen aufgeführten Brücke, die ich am allerwenigsten hier vermuthet hätte. Bald kam eine hübsche Wassermühle mit schönem Wohnhause, das werthvolle Besitzthum eines reichen deutschen Plaud, der vielleicht der vermögendste Mann in der ganzen Colonie geworden ist.

In wirklicher Terrassenbildung steigt hier die Landschaft. Je höher man hinaufkommt, desto üppiger sieht sie aus. An einem langen grünen Platze liegen hier die beiden, schon aus der Ferne sichtbaren Kirchen, eine ältere katholische und eine ganz neue evangelische, die mich lebhaft an unsere Kirche in Rio-de-Janeiro erinnert. Nur die Façaden sind verschieden. Wenige freundliche Häuser bilden den kleinen Ort, der nach der katholischen Kirche S.-Michael genannt zu werden pflegt, oder noch viel häufiger „die Judengaß", weil sich ehemals hausirende Juden umhertrieben um die christlichen Kirchen.

Bald hinter S.-Michael gab es wieder ein hartes Stück Wegs hinaufzureiten auf rohem Felsboden. Die dann folgende Terrasse ist eine feuchte, fast sumpfige Ebene, in der jedoch der Anbau ganz besonders gut erscheint. Hier sah ich Orangenbäume in der seltensten Vollendung! Die dunkeln Laubkronen, dicht übersäet mit goldgelben Aepfeln, gewährten einen herrlichen Anblick.

Von dieser feuchten Ebene führt ein Stück ganz besonders schlechten Wegs gegen den Kamm des Gebirgs. Schroff aufsteigt die massige Waldwandung; aus dem grünen Labyrinth ragen graue, ganz kahle Felsmassen hervor. Eine sehr schmale, kaum bemerkbare Bresche bezeichnet den Punkt, wo der Uebergang durch die wilde Partie möglich ist. Dicht unter ihr liegt eine Venda, ein Schenkhaus oder Wirthshaus, wenn man in diesen Gebirgszügen mit solchem Namen kleine Niederlassungen belegen darf, die nie daran gedacht haben, Reisenden ein einigermaßen schickliches Nachtquartier zu gewähren, weil es in diesen Gegenden keine Reisenden gibt.

Ein Deutscher, Joseph Andres, war der Besitzer der Venda. Der Eintritt ins Haus war höchst unerfreulich: eine große Breterdiele, hinten mit einem Schenkladen und mit einem kleinen Depot von Baumwollenzeugen, daneben ein großes Ehebett, links zwei Kammern, Bohnen in einer Ecke ausgeschüttet, in der andern ein Haufen Maissäcke, ein langer Tisch mit Holzbänken, das war der Raum, Wirthshaus genannt, wo ich bleiben sollte. Kalt und feucht wehte der Wind hinein, unten durch die Thäler zogen weiße Wolken um die dortigen Höhen, die wie dunkle Inseln aus dem schneefarbenen Meer herausragten. In der Ferne von etwa acht Meilen konnte ich mit einem Fernrohr Porto Alegre auf seiner Halbinsel mitten in der Fläche des Guaiba vollkommen deutlich liegen sehen.

Der Wirth war durch mein Kommen offenbar in Verlegenheit gesetzt. Ich bekam Maisbrot, Butter, carne secca oder gedörrtes Fleisch, dazu ein Glas Portwein. Der Mann war in Rio-de-Janeiro gewesen, deswegen nannte ich ihm meinen Namen. Und nun hatte ich eine höchst komische Scene. Seine abwesende Frau war, als sie noch unverheirathet war, in Rio oft in mein Haus gekommen und, wie sie ihrem nachherigen Manne gar häufig erzählte, von meiner Familie freundlich behandelt und getröstet in ihrer damaligen einsamen Lebensstellung. Mit dem herzlichsten Fluch, worin sich der liebe Herrgott und der Teufel ohne Umstände theilen mußten, begrüßte er mich und konnte sich nicht darüber beruhigen, daß die Apollonia gerade in diesen Tagen auf Besuch aus wäre.

Die wunderliche und doch urechte deutsche Abendscene beim Joseph! Von den sieben Kindern des Joseph und der Apollonia waren zwei mit der Mutter auf Besuch. Die andern fünf Kinder wurden erst, alles mitten in dem gemeinschaftlichen Locale, abgewaschen und abgefüttert, und dann von der einen Magd in die Kammer gebracht. Unterdeß deckte die andere den Abendtisch, ein ungemein gutgewachsenes, jugendlich-

frisches Mädchen, dessen schöner Körperentwickelung der wollene rothe Friesrock in hartnäckigem Widerstreben nicht hatte folgen wollen. Unten um das Knie war er viel zu kurz, oben am Mieder viel zu eng; Schuhe und Strümpfe trug das schlanke Mädchen nicht. Sichtlich schämte sie sich vor dem Fremden und doch sah das so kümmerlich drapirte Waldkind so gut aus.

Milch, Brot, Fleisch, Kaffee war zum Abendbrot auf den Tisch gesetzt. Joseph, eine alte Frau, zwei Knechte und zwei Mägde aßen friedlich, aber im strengsten Schweigen nebeneinander beim trüben Schein einer Oellampe. Dann setzten sich die beiden Mägde zum Nähen hin, während die Knechte und die Alte ihrer Wege gingen nach einem Nebenhause.

Die Nacht kam und brachte einige Discussionen wegen der Schlafgelegenheit. Ich wollte, da nur zwei Betten vorhanden waren, weder den Joseph aus seinem Ehebett, noch die beiden Mägde aus ihrem Bett in der einen Kammer vertreiben. Auf der andern Seite konnte aber Joseph es sich nicht denken, daß ein Doctor aus Rio ohne Bett schlafen könnte. Auf zwei Bänken machte ich mir ein Lager und legte mich in nassen Kleidern darauf. Bald schnarchte der Joseph in tiefem Schlafe, und ich that als ob ich schliefe.

Leise schlich sich die ältere Magd in die Kammer und ging zu Bett. Die jüngste setzte sich, nachdem sie offenbar gelauert hatte, ob ich auch wirklich schliefe, ganz leise neben den Eimer, woran die Kinder gewaschen worden waren, und wusch sich geräuschlos die Füße, so vorsichtig, so züchtig, daß sie mich, sie ein täppisches Dienstmädchen von plumpen Manieren und bäuerischer Ungeschicklichkeit, ganz schlagend an Halm's „Griseldis" erinnerte. Vielleicht wäre es dem Grafen Münch-Bellinghausen ganz ebenso gegangen.

Ein rasselnder Regen weckte mich am folgenden Morgen. Die Schwarzwälder Uhr schlug gerade fünf. Nach einer un-

gemüthlichen Stunde brachte mir der kurze Friesrock von der getrennt liegenden Küche durch den dicken Regen einen sehr dünnen, heißen Kaffee, und meine gute Laune war vollkommen wiederhergestellt. Um 7 Uhr ging der Regen in einen trockenen Sturm über und desto freudiger ging ich unter Segel: ich bestieg meinen Gaul.

Gleich auf dem Kamme des Gebirgs — kaum können sich zwei Reiter im Hohlwege ausweichen, der zuletzt dort hinaufführt — geht ein kleiner Fußsteig rechts hinauf; den Weg sollte ich reiten. Denn der Hauptweg führt gleich wieder zu Thal in die „Walachei" und das „Jammerthal" und nicht zum Wasserfall des Rio-da-Cadêa, wohin ich wollte.

Die eben hingestellten Benennungen sind humoristischen Ursprungs. Als man die Picaden von S.-Leopoldo unter mancherlei Benennungen bis zum Gebirgskamm geführt hatte, und nun die nachfolgenden Colonisten sich in das wilde Labyrinth der jenseitigen schroffen Waldschluchten begeben sollten, gaben sie denselben die eben verzeichneten Namen der Walachei und des Jammerthals, die sich seitdem an ganz ausgesuchte Niederlassungen knüpfen.

Großartig ist der Einblick in diese Walachei und das Jammerthal. Kaum kann man wildere Waldpartien sehen als jene; kaum entdeckt man den Anbau in der dunkeln Tiefe der Schluchten; denn die eigentlichen Colonien dieser Tiefen liegen wirklich etwas ferner. Allerdings gehörte Muth dazu, von dieser Höhe hinabzudringen ins Thal, den ehemaligen Schlupfwinkeln von wilden Indianern, Unzen und Tapiren, und es hat viele blutige Kämpfe gekostet, um namentlich erstere zu vertreiben.

Die Bugres oder wilden Indianer, denn das Wort Bugre bezeichnet keinen Stamm, sondern einen Zustand der Wildheit, hatten, als S.-Leopoldo gegründet ward, auf dem rechten Ufer des Rio-dos-Sinos, auf dem Camp vor dem Hamburger

Berg ihr Wesen getrieben. Zwar zogen sie sich von dort aus zurück in die Gebirge, überfielen aber seitdem die einzelnen Picaden und Colonien. Da sind denn blutige Zusammentreffen vorgekommen. Bei einem solchen Ueberfall sind einmal elf Menschen erschlagen worden. Die Bugres haben einzelne Frauen aus den Pflanzungen weggestohlen, Frauen und Kinder, und erst nach einem Jahr hat man sie wieder zurückerobert. Ja, einer jungen schwangern Frau haben sie, als das Kind, das sie unter ihnen gebar, gleich laut aufschrie, dasselbe vor ihren Augen mit dem Kopf gegen einen Baumstamm geschleudert und so zerschmettert, weil sie keine schreienden Kinder unter sich leiden wollen, die ihre Waldschlupfwinkel verrathen könnten. Mit den eigenen Kindern sollen sie es oft ebenso gemacht haben. So haben mir Leute in den Picaden erzählt.

Bei solchen Vorkommnissen fand denn auch kein Wechselverkehr zwischen den Ansiedlern und den Bugres statt. Wo sich ein nackter Wilder sehen ließ — denn sie gehen alle völlig nackt, und so mußten auch ihre Gefangenen, selbst Frauen, unter ihnen umhergehen —, da schoß man ihm ohne weiteres die Kugel in das Fleisch. Und diese ultima rerum ratio hat denn auch angeschlagen: seit drei Jahren ist nichts mehr von Bugres in der Colonie gehört worden. Einige sogenannte „zahme Indianer" sind in einem Theil der Colonie von der Regierung angesiedelt worden, denn irgendwo müssen diese unglücklichen Leute doch bleiben. Sie halten sich aber ganz für sich, und man meint auch, sie könnten doch noch einmal ihre Kleider wieder abwerfen und das Urwaldsleben von neuem wieder beginnen.

Ich ließ also die wilden Schluchten der Walachei und des Jammerthals links unter mir liegen und schlug den Weg auf der Höhe rechts ein, welche Gegend Boa-Vista heißt.

Hier war zwar eine breite Picade durch den Wald ge-

hauen, aber auf dieser Breite fand sich kaum ein Fußsteig, kaum die Spur eines Weges. Einige weidende Rinder traf ich, sonst keine Lebensspur, sodaß ich in der festen Ueberzeugung, irre geritten zu sein, wieder umkehrte, vielfach mich beschäftigend mit den eben besprochenen Zuständen der wilden Barbarei und menschlichen Brutalität, die in diesen Wäldern, auf diesen Höhen noch bis in die letzten Jahre hinein geherrscht hatten.

Um so frappanter war mir gerade in dem Augenblick ein Urtypus der Colonien im Wald, ein hübsches, blondes Mädchen vom vollendetsten Wuchse, sauber in hellrothem Kleide, mit Schuhen und Strümpfen in der Hand, das eben aus dem Thal der Walachei heraufkam. Ich fragte sie um den Weg und erhielt eine unerschrockene Antwort. Wie verwundert sie auch war, hier oben einen den Colonien ganz fremden Mann zu treffen, so war sie doch nicht im mindesten befangen und erzählte ganz offen. Sie kam vom Vater aus der Walachei und wollte zum Bruder in der Nähe, war achtzehn Jahre alt, hieß Maria, war auf dem Meer geboren, als die Aeltern von Deutschland kamen, und war seitdem nie wieder aus dem Wald herausgekommen. Das einfache große Kind war wirklich anmuthig in ihrem Erzählen und Einherwandern, sie glich der schlanken Araçamyrte im Walde.

„Sind Sie nun gar nicht bange, wenn Sie so allein hier im Walde gehen?“ fragte ich.

„Ich bange?“ sagte sie, „hier thut mir ja niemand etwas; ich bin hier schon nachts gegangen ganz allein und kenne jeden Baum am Weg.“ In den Bäumen, ihren Bekannten, aber raste ein heftiger Sturm; die Stämme knarrten und ächzten und schlugen mächtig aneinander. Da sah es denn gar hübsch aus, wie die Maria ihr hellblaues Auge über ihre Bekannten hinwarf mit dem vollen Ausdruck eines Grußes.

Als ich nach dem Wasserfall fragte, war sie aber ganz verwundert: „Nach dem Wasserfall wollen Sie, ach, der ist ja doch gar zu wüst, ich habe niemals hinunterschauen können.“ Und da erzählte sie mir denn vom wüsten Wasserfall. Ein heftiger Regenstrom ergoß sich plötzlich; sie fing an rasch zu laufen; der Weg bog gerade hinunter. In einen kleinen Seitenpfad sprang sie hinein, gleich darauf hörte ich einen Hund im Wald anschlagen, da wohnte wol der Bruder der Maria, und das Kind der Wildniß war angekommen.

Freilich mögen dem Leser einer brasilianischen Reisebeschreibung solche kleine Details, die er vielleicht bei jedem deutschen Dorf auch erleben zu können meint, recht überflüssig erscheinen. Und doch sind die Grundtöne scharfe, bestimmte Linien südamerikanischer Colonialbilder. Im freien, urkräftigen rio-grandenser Hochwald, ungekränkt und ungedemüthigt von Standesverschiedenheiten, unbedrückt von Nahrungssorgen, von keinem rauhen Winter abgehärtet, gedeiht auf den luftigen Höhen eine elastischere Jugend, eine frischere, freiere Menschennatur! Sie verhält sich zu der nordischen, wie sich zu den nordischen Farrenkräutern all die schlanken, baumartigen verhielten, die ich gerade in dieser Picade zum Wasserfall zu Tausenden fand. Mitten zwischen den höhern Stämmen des Waldes bilden diese Farrenkräuter ein feines, anmuthiges Laubdach. Einzelne sehr schlanke erreichen die Höhe von 25 Fuß. Fast ganz horizontal dehnt sich der regenschirmartige Wedel aus. Andere sind kaum fünf Fuß hoch, aber nahe an ein Fuß dick ist der Stamm und gibt dem ganzen Gewächs einen sonderbaren Anstrich, um so mehr, da sich bei den dicksten gerade am wenigsten Belaubung findet. Unwillkürlich kommt man auf den Gedanken, daß so wenig Blätter gar keinen so dicken Stamm nöthig haben.

Aus dem Wald herausgestürzt und über den Weg hin

wieder in den Wald hineingeschlagen liegen einzelne riesige Stämme als unbewegliche Schlagbäume in der Picade. Manchmal hat man sie nicht fortschaffen können und deswegen ein Stück herausgesägt, um einen Durchgang zu haben. Ein besonders langer Stamm bildete, hoch über dem Weg liegend, ein vollkommenes Thor. Oben auf ihm wuchern Farrenkräuter, Bromelien und Orchideen. Ohne Mühe reitet man hindurch unter der gigantischen Waldeiche.

Ich kam wieder zu einzelnen Colonien, wo aus dem Chaos der Waldvernichtung wieder frisches, fröhliches Leben heraussproßt. Mein Gaul war matt. Ich ließ ihn bei einem Colonisten, der mich, seltsam genug, vor fünf Jahren auf der Ilha da Sapucaga gesehen hatte in der Bucht von Rio, wohin man damals Einwanderer schickte, wenn sie nach Rio kamen, um sie der Gefahr des gelben Fiebers zu entziehen.

Ich setzte meine Wanderung zu Fuß weiter fort und stieg bergab durch ein Maisfeld, über einen kleinen Waldbach, dann wieder aufwärts längs des schönen Waldes. Der Himmel war klar geworden; die Sonne brach durch die Wolken; in herrlichem Glanze strahlte Wald und Feld. Ueberall schrien die Papageien, während der Ferrados seinen durchdringenden Eisenruf ertönen ließ, den man gut eine halbe Meile weit vernehmen kann.

Ein markdurchdringender Schrei ist der Ruf dieses Vogels, eines Chasmarhynchus oder Schlundschnabels. Der Vogel ist etwa so groß wie eine kleine Taube, in der Jugend schmutzigweiß mit grauen, selbst schwärzlichen Flügeln, im weitern Alter ist er ganz weiß. Das Gesicht ist grasgrün, Hals und Kopf wenig befiedert, fast borstig, der Schnabel kurz und hinten sehr weit, wie der der Caprimulgen. Der Vorschlag des Rufes ist der eines Hammerschlags auf einen Ambos. Dann folgt meistens ein nachziehender Ton, als ob ein Schmied mit einer groben Feile über den Rand eines

dicken Eisenblechs hinstriche. Oft schlägt der Vogel nur einen Ton an und spielt gleichsam mit seiner Stimme, und das klingt ganz gut, wenn das Thier hoch oben über dem Walde auf dürrem Ast sitzt. Wenn er aber seinen vollen Hammerschlag thut, so ist das ein furchtbarer Laut. In der Stadt war mir die Nachbarschaft eines solchen Uruponga gräßlich, und es erschien mir immer als eine der vielen Fahrlässigkeiten der Polizei, daß man den Vogel im Käfig halten darf.

Uruponga ist der Name des Ferrados im Guarani: Uru heißt Vogel, jeder etwas größere Vogel, besonders das Huhn. Eine Art Waldhuhn, eine Crypturusart heißt geradezu: Uru. Uru-bu heißt der schwarze Geier; Uru-guay heißt Hahnenschwanz, so der Fluß, der den Namen von einem Hahnenschwanz hat. Uruponga ist ein Uru, ein Vogel, der pong! schreit, ein Ferrados, ein Großmaul, ein Chasmarhynchus.

Vor einer kleinen Colonistenwohnung stand eine Frau, die mich fragte, ob ich nach dem Wasserfall wollte: ihr Mann diente mir zum Führer.

Durch einen feuchten Wald gingen wir bergab; ein sonniges Thal nahm uns auf, oder vielmehr ein aus Felsen bestehendes, etwa 80 Fuß breites Flußbett, in welchem ein klarer, vielfach zertheilter Waldbach dahin rauschte. Während dieses wildromantische Flußbett sich nach rechts hin in die Waldschlucht hinauf erstreckte, endete es nach links hin ganz urplötzlich und wie abgeschnitten, und aus weiter Tiefe hört man ein dumpfes Brausen.

Der Führer wollte mich durch das Flußbett tragen. Ich dagegen zog Schuhe und Strümpfe aus, und so wateten wir vorsichtig von Stein zu Stein durch zur andern Seite. Hier trat der Führer auf den äußersten Vorsprung und lud mich ein, vorsichtig dasselbe zu thun; ich vermochte es aber nicht, sondern setzte mich nieder und konnte so unbefangen in die Tiefe schauen.

Eine schneeweiße, zitternde Säule Wassers schwebte am Abgrund. Lothrecht abgeschnitten, ja fast etwas überragend ist die Felswand. Beide Seiten des Schlundes, welche mit wildem Pflanzenwuchs überzogen sind, sind fast ebenso schroff und bilden tief unten ein langes, gewundenes Thal, in dessen Grunde nackte Felsmassen durcheinander geworfen sind.

Doch steht man so unmittelbar über und neben dem Fall, daß man ihn nicht übersehen kann. Auf einem Umweg gewannen wir den Rand des Thales. Mit Händen und Füßen vorsichtig kletternd, wobei dicke Schlingpflanzen vortreffliche Dienste leisten, stiegen wir am Abgrund hinab; zweimal mußte eine Leiter helfen. Die Niederfahrt ist unendlich mühsam und nicht ohne Gefahr, denn man schaut neben sich Hunderte von Fuß hinab zwischen Schlingpflanzen und Felsblöcken hindurch. Von letztern sind die größern hinuntergestürzt und bilden ganz unten einen Felsenthorweg, durch welchen man hindurchkriechen muß.

Im Felsenchaos des untern Flußbettes klettert man mit allen Hülfsmitteln der Gymnastik vorwärts, in Gefahr, beim Ausgleiten am Stein zu zerschellen oder im Wasser zu ertrinken, und gelangt so in die nächste Nähe des Falles, bis dicht vor die Felswand, über welcher der Rio-da-Cadêa 375 Palmen oder 281 Fuß in einem einzigen schneeweißen Schaumbogen herunterstürzt. In ewigem Tosen und Brausen überschlägt sich die Wassermasse, die ewig bewegte, ewig stürzende; ein dunkelschwarzer, tiefer Wasserbehälter nimmt sie auf.

Neben dem ewig bewegten Wogensturze steht ringsher die starre, reglose Felswand. Von allen Seiten hängt eine heitere Vegetation an der Tiefe, kleine Farrenkräuter und Moose drängen sich bis in die nächste Nähe des Falles; ja, unten im Bette, wo zwischen Felsblöcken von 16—20 Fuß Höhe die Wasserflut abläuft, blühen üppige Fuchsien und Jussiennen, und eine prachtvolle Inga mit weißen, am obern Ende

rothen Staubfäden und braunen Antheren hängt weit hinüber über dem Bilde des ewigen Lebens, des ewigen Todes.

Ein feiner Wasserduft schwimmt im ganzen Raudal und kühlt Wald und Felsschlucht. Leichte Scharen von Tagfaltern gaukeln darüber hinweg und vollenden das herrliche Naturbild, über welchem oben, wie durch einen Einriß, der blaue Himmel in einem schmalen Streifen hingelagert ist.

Ich sah die Cascade vom Rio-da-Cadêa zu einer Zeit des unbedeutendsten Wasserstandes; deswegen war ihre Ansicht vielleicht eher lieblich als imposant, und als solche liebliche Scenerie gehört sie unbedingt mit zu dem Schönsten der Art.

Ganz anders dagegen stellt sie sich dar zur Zeit größerer Regen. Da ist das obere, breite Bett vollkommen und bis zum Waldabhang hinauf angefüllt mit wirbelnder Flut und kein Felsen ragt mehr heraus aus dem Wasser, welches in trübem Strom oft mächtige Waldbäume mit sich fortreißt. Mit wildem Donner stürzt da wol das Feste und Flüssige hinab in den Abgrund und zerschellt an den Blöcken der Tiefe. Zwei solcher Stämme lagen noch in der Tiefe und wir benutzten sie als natürliche Stege.

Weniger mühsam, aber auch kraftanstrengender war das Heraufklettern aus dem Grunde, wobei einmal eine Leitersprosse unter mir zerbrach ohne schlimme Folge. Als ich aber oben angekommen war, zitterte ich doch an Händen und Füßen vor Anstrengung, und es war mir eine große Erquickung, im obern Flußbett auf glattem Felsen, umrauscht vom klarsten Bergwasser, hingestreckt zu liegen und mich in behaglicher Ruhe dem glücklichen Moment ganz hinzugeben.

Solch Moment läßt sich aber nicht mit Worten beschreiben. Vielleicht wird einmal die Zeit kommen, wo große Scharen Reisender zum Wasserfall des Rio-da-Cadêa hinwallfahrten und ihn betrachten und beschreiben werden in sei-

ner ganzen Länge und Breite. Wer dann dort hinabsteigt, mag vielleicht dicht am obern Stand des Felsblocks noch meinen Namen eingekratzt finden. Ich wünsche ihm dann dieselbe Glückseligkeit, die ich an jener Stelle genoß in tiefster Waldeinsamkeit.

Der Nachmittag war prachtvoll geworden, und um so rüstiger und freudiger trat ich meine Wanderung zurück an, nur mit dem einzigen Hinderniß, daß mich die Colonisten, wo ich bei ihnen vorsprach, um Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen, nie wieder loslassen wollten. Ich habe aber auch die Leute in ihren Picaden und all ihrer selbständigen, geraden Derbheit innig in mein Herz eingeschlossen.

Daher blickte ich denn auch, als ich eben fortgeritten war, gern und freudig noch einmal von der Höhe hinab in die „Baumschneids und den Theewald", wie jene Gegend heißt. Gar zu glänzend schien die Sonne über die tief braungrünen Waldkuppeln hin, gar zu lustig trieben die Papageien ihr lautes Wesen und gar zu freundlich grüßten überall die Leute; es war ein wundervoller Ritt. Bald sah ich auch von der Firste des Gebirgs nach der Südseite hin. Mit der größten Genauigkeit erkannte ich alles in der grünen Welt unter mir, Colonien, Gebirge und Urwald, das etwa neun geographische Meilen ferne Porto Alegre, die Süßwasserfläche des Guaiba, die Spitze von Itapoam, wo der Blick sich über die Lagoa-dos-Patos verliert und in weitesten Fernen blauduftende Höhenzüge antrifft.

Bald kam ich zu meinem Nachtquartier zurück. Doch stand die Sonne noch am Himmel; die Scenerie war zu schön, und ich konnte des Reisens gar nicht genug bekommen, ich ritt noch weiter, der Abend ward zauberhaft; tiefe Stille und Waldrufe, dunkele Gebirgsschatten und goldenes Abendroth, fröhliches Kindergeschrei und das Rieseln einsamer Quellen, das alles wechselte in lieblicher Unordnung miteinander.

Von fern sah ich die helle protestantische Kirche bei S.-Michael herschimmern; es war schon Abend, als ich ankam. Ein nettes, sauberes Wirthshaus traf ich, konnte sogar mein eigenes Zimmer bekommen mit einem reinlichen, reellen Bett, was nach einer langen Gebirgstour immer ein Labsal ist.

Leider weckte mich wieder Regen. Mit einem jungen Manne, der gerade des Weges kam, ritt ich fort; der Regen begleitete uns und ward zu Zeiten unausstehlich. In dieselbe Venda, wo ich vor zwei Tagen zu Mittag gegessen hatte, mußte ich mich hineinflüchten. Vor der Thür war eine Menge Reit- und Lastthiere angebunden; im Hause selbst trieben junge Deutsche ihr originelles Wesen im heitersten Humor; es war eine Freude, die frischen, jungen Kerle zu sehen und zu hören. Plötzlich verstummten sie. Ein kräftiges Mädchen kam geritten und verkaufte zwei Sack Bohnen. Aber die Arme war recht schlimm daran. Offenbar hatte sie außer dem Hemd kein Unterzeug unter dem Kleid; sie war bis auf die Haut naß und schämte sich vor den vielen jungen Männern, daß das anklebende Kleid ihre kühnen Formen verriethe. Doch ward kein Laut irgendwelcher Neckerei aus dem Munde der jungen Leute gehört. Sie ritt, natürlich wie alle Frauen im Wald, nach Männerweise im Sattel sitzend und ihr Lastthier hinter sich herziehend, fort durch den Regen. Ein junger Mann konnte es doch nicht lassen, ihr wenigstens einmal nachzuschauen und ging an die Thür. „Na, du schaust wol, ob die Sonne nicht kommt?" fragte ihn ein lustiger Kerl. „Ach was", sagte ein anderer, „er schaut nur nach, wo die Sonne hingeht." Und so jagte ein lustiger Einfall den andern, bis der Regen nachließ und wirklich ein Sonnenblick durchkam. Der Trupp, 22 Thiere stark, zog zu Thal; wir ritten aufwärts, aber schon vor dem beginnenden Walde fing der Regen wieder an uns zu durchnässen.

Im Wald aber erhob sich ein grausiges Geheul, etwa als ob eine ganze Heerde von Schweinen in heiserm Ton zu schreien anfingen. Eine Schar Brüllaffen lag versteckt über uns in den Bäumen; es war nicht möglich, auch nur einen einzigen zu entdecken, selbst mein waldkundiger Begleiter konnte sie nicht erblicken. In niedrigen Stellen schrieen Wasserhühner, und an einzelnen Teichen erscholl aus dem Kraut ein hundertfacher Klagelaut, unheimlich wie Kindergewimmer und schaurig, wie ich nie etwas gehört habe. „Das ist so'n Ungeziefer, was im Sumpf lebt", erklärte mir mein Begleiter auf meine Frage, „und das ist ein Adlersvogel", setzte er ruhig hinzu, als ein prächtiger, großer Raubvogel über uns hinschoß. Den Queroquero nannte er wirklich einen Kibitz; ein Deutscher kann ihn gar nicht anders nennen.

Prächtig tummelten sich die Pferde auf den mit kurzem Gras bedeckten Hügeln vom Hamburger Berg. Muthwillig kamen einzelne bis zu uns langsam herangetrabt, um im vollsten Galopp davonzusprengen, sowie wir sie erschreckten, worauf sie sich dann meistens auf der Spitze eines Hügels zusammengruppirten, wiehernd und schnaubend, und uns mit gespitzten Ohren und vollster Aufmerksamkeit nachschauten.

Durch die Ebene ritten wir einen kürzern Weg, fanden aber ganze Strecken überschwemmt und mußten durch vieles Wasser reiten.

Gerade schlug die Betglocke in der Villa von S.-Leopoldo Mittag an, als ich über den Rio-dos-Sinos setzte und wohlbehalten in mein freundliches Standquartier zurückkam.

Am folgenden Morgen, den 4. März, fuhr ich wieder mit dem Dampfboot den Fluß hinunter. Wir trafen in den herrlichen Scenerien der Fahrt diesmal auch Jacarés und elegante weiße Reiher, die ungemein dreist über uns in nächster Nähe hinstrichen, und einige andere Vögel, die ganz

unserer Fulica gleichen in Form und Lebensweise. Bald sahen wir von fern das so wunderschön gelegene, stattliche Porto-Alegre. Immer breiter ward der mit dem Rio-Cahy sich vereinigende Fluß, immer belebter die Gegend, Landhäuser und Schiffe kamen mehr und mehr zum Vorschein. Und als ich am Dock ausstieg und die Welt in ihrer handeltreibenden Form sich wieder um mich bewegte, kam mir meine oben beendete Tour durch die Colonie von S.-Leopoldo und zum Wasserfall des Rio-da-Cadêa wie ein Traum vor, der mir in seiner vielgestalteten Form und seinem tausendfarbigen Colorit unvergeßlich sein wird.

Schon aus dieser flüchtigen Skizzirung meines Ausflugs nach S.-Leopoldo geht hervor, daß der sich sehr irren würde, welcher meinte, S.-Leopoldo wäre eben nur der kleine freundliche Ort, das Dorf, die Villa am Rio-dos-Sinos. S.-Leopoldo ist vielmehr ein von deutschen Einwanderern und ihren in Brasilien geborenen, aber gänzlich deutschen Kindern angebauter großer District, ein ganzer Theil der Provinz, der von außerordentlicher Wichtigkeit ist und unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade verdient.

Ich verdanke der besondern Güte des Herrn Dr. med. Hildebrandt, der mit dem Leben und Gedeihen der Colonie seit ihrem ersten Entstehen auf das innigste zusammenhängt, eines Mannes, der in einem langen brasilianischen Leben, inmitten einer einsam gelegenen Colonie und umgeben von einfachen Landleuten, auf wahrhaft bewundernswürdige Weise seine volle europäische Erziehung und eine merkwürdige geistige Elasticität sich bewahrt hat, die allerwerthvollsten, von ihm ebenso gründlich zusammengetragenen wie geistreich verarbeiteten Materialien über die Colonie von S.-Leopoldo, deren unermüdlicher Director er viele Jahre hindurch gewesen ist.

Er hat zuerst das deutsche Element, das auf brasiliani-

schem Boden in Masse damals noch fremde und ganz heimatlose, eingebürgert und zum vollsten Gedeihen gebracht, und somit eine der größten Lebensfragen Brasiliens auf das allerglücklichste entschieden: das Gedeihen einer deutschen Colonie in einer brasilianischen Provinz.

Mit der vollständigsten Liberalität hat er mir gestattet, seine schöne Arbeit über S.-Leopoldo nach allen Richtungen zu plündern, soweit sie selbst geht, d. h. bis zum Jahr 1854.

Danach liegt die Colonie S.-Leopoldo zwischen 29° 16′ und 29° 48′ südl. Br. und 51° 1′ 30″ und 51° 35′ 53″ westl. L. von Greenwich, in Form eines unregelmäßigen Polygons, mit einem Areal von 83 □-Leguas.

Das südliche Drittheil des Landes besteht aus Wiesen, Gebüschen und selbst Sümpfen. Die nördlichen zwei Drittheile dagegen bilden waldiges Gebirgsland, jeglichen Anbaues fähig; die fast absolute Abwesenheit der brasilianischen Fichte redet schon von vornherein für die Fruchtbarkeit des Bodens.

Reich ist der Wald an kostbarem Nutzholz. Leider gebraucht man nur das, was an Ort und Stelle zum Bauen dienen kann; der Rest des schönsten Materials wird verbrannt. Ein Theil des bisher noch unbenutzten Walddistrictes enthält reichlich den Paraguaythee; die dortige Picade heißt sogar „der Theewald“.

Unter den Flüssen sind zu nennen der Rio-dos-Sinos, da-Feitoria und da-Cadêa, welche sich mehr oder minder südlich in den Rio-Cahy ergießen. Schiffbar sind der Rio-dos-Sinos und Cahy oder Cay. Orthographisch ist auch hier noch vieles unbestimmt. Eine unermeßliche Zahl reißender Waldbäche dagegen dient zu allem möglichen Mühlenbetrieb, und doch sind sie noch erst wenig benutzt. Für eine fernere Zukunft liegt hier ein Quell unberechenbaren Reichthums, vielleicht die hervorragendste Bedeutung von S.-Leopoldo für die ganze Provinz.

Der Flecken, die Villa von S.-Leopoldo, liegt 29° 46′ südl. Br. und 51° 10′ 49″ westl. L. von Greenwich, höchst vortheilhaft für den Handel, jedoch zu flach am oft hoch anschwellenden Fluß gelegen. Der Ort ist rein industriell; seine aus etwa 1200 Einwohnern zusammengesetzte Bevölkerung besteht meistens aus Handwerkern.

Die Geschichte der Colonie steigt bis ins Jahr 1824 hinauf. Man verhieß deutschen Einwanderern freie Fahrt ohne Rückzahlung, Bürgerrecht, freie Ausübung jeglichen Religionsbekenntnisses, jedem selbständigen Anbauer ein Areal von 160000 Quadratbressen benutzbaren Bodens, Pferde, Kühe u. s. w., je nach Bedarf; dazu im ersten Jahr jedem Kopf täglich 1 Franc Unterstützung, im zweiten Jahr ½ Franc, während der ersten zehn Jahre Freiheit von allen Abgaben und Staatslasten, doch so, daß sie in den ersten zehn Jahren nichts vom Geschenkten verkaufen durften. Nach Verlauf jener Zeit sollten sie je nach Belieben mit ihrem Besitz thun können und fortan ein Zehntel der Producte als Abgabe geben.

Die Persönlichkeit des Majors von Schäffer aber, welcher mit dem Unternehmen betraut worden war, erregte allgemeinen Anstoß, und eine zusammenhängende Kette von Anfeindungen der deutschen Presse: denn in der That war dieser Major von Schäffer ein gemeines Subject, das ebenso berüchtigt ist durch seine Abenteuer auf den Sandwichsinseln wie in Brasilien selbst. Ich erinnere mich des verrufenen Namens noch aus meiner Jugend.

Doch ging die Sache vor sich. Aber schon im Jahr 1826 entstanden Verwirrungen, und selbst einzelne Contracte wurden in Zweifel gezogen, bis am 11. April 1827 ein kaiserliches Edict allem volle Gültigkeit aufdrückte, obgleich immer noch manches nicht ganz sicher erschien.

Der brasilianische Consul in Bremen, C. F. Kalkmann,

ging dem Major von Schäffer beim Unternehmen zur Hand. Aber immermehr Unklarheiten stellten sich heraus; die bittersten Klagen kamen nach Deutschland und mit dem gerechtesten Verdacht und Unwillen blickte man auf die ferne deutsche Colonie, namentlich von preußischer Seite.

Indeß hatte man die Feitoria-velha am Rio-dos-Sinos vermessen und mit den Bugres einige blutige Kämpfe, aber noch mehr Streite mit einigen Landnachbarn gehabt, die sich mehr Land angemaßt hatten, als ihnen rechtmäßig zukam. Drei volle Monate gingen unter solchen Landprocessen hin, ehe der Grund und Boden der neuen Colonie festgestellt werden konnte. Die Details aller anfänglichen Verwirrungen und Irrungen, Annahmen und Verwerfungen von Abtheilungen und Colonien bilden einen höchst interessanten Specialtheil im Bericht des ausgezeichneten Dr. Hildebrandt. Als ich die unsäglichen Wirren las, die gelöst werden mußten, um aus der verfallenen, alten Hanf- und Flachsfeitorie die lebensfrische deutsche Colonie S.-Leopoldo zu schaffen, fiel mir das berühmte Wort ein: „Tantae molis erat Romanam condere gentem."

Bis zum Jahr 1830 waren alle Picaden aufgehauen, die Colonisten untergebracht und vorläufig alles in Ordnung zur Entwickelung der Colonie.

Da beschloß am 15. December 1830 die Ständeversammlung in Rio-de-Janeiro, alle weitern Ausgaben und Mühen für die deutsche Colonisation zu verbieten. Der Todesstreich aber schlug fehl! Das, was deutscher Fleiß einmal gesäet hatte zwischen den Bergen und Urwäldern am Rio-dos-Sinos, ließ sich nicht mehr ausrotten. S.-Leopoldo bestand einmal! Wie ein mächtiger Waldstamm steht es da und wächst an mehr und mehr, und immer neuer Anwuchs germanischen Ursprungs sproßt hervor in der glücklichen Gebirgsgegend. Ueber 12000 Einwohner hat S.-Leopoldo, über 6000 rüstige

Handwerker und Kräfte aller Art hat die Colonie außerdem abgegeben an die ganze Provinz von Rio-Grande. Wir werden sie allüberall treffen, diese Söhne des Ponos und der Merimna, vom Atlantischen Ocean an bis zu den fernen Missionen der Jesuiten.

In Ausdrücken, die mich tief rühren, legt der Dr. Hildebrandt für diese Menschen das allerbeste Zeugniß ab. Die Colonisten und ihre Descendenten sind einfache, fleißige, wackere und rechtschaffene Menschen durchweg. Und wenn ich selbst das, was ich in wenigen Tagen, aber da auch von Stunde zu Stunde erlebte, hier in die Wagschale legen darf zu einem Zeugniß, so sage auch ich: im Wald, getrennt von der übertünchten Höflichkeit der Städte, habe ich ein derbes, urkräftiges, durch und durch originelles Volk von braver, treuherziger Gesinnung gefunden, dem man, mögen auch die Männer harte Schwielen in den Fäusten beim Handschlag verrathen, denn der Urwald läßt sich nur mit mächtigen Axthieben zusammenhauen, und mögen auch die Weiber und Dirnen barfuß die tiefen Waldwege durchwandern und mit halbnackten Beinen nach Männerart im Sattel dahinsprengen, das ganze volle Herz, volles Vertrauen, volle Liebe schenken muß, wie man denn in ihren Häusern, wenn irgendwo in der Welt, mit Ruhe sein Haupt zum Schlaf und seine Habe offen hinlegen kann. So sagt auch Dr. Hildebrandt: „Sowol bei Tag wie bei Nacht kann jeder Wanderer mit vollkommener Sicherheit die Colonie durchreisen, ohne im geringsten sein Leben in Gefahr zu setzen, und wenn er auch ein Vermögen bei sich trüge. Die größte Gastfreundschaft erwartet ihn in jedes Colonisten Hause, in welchem er, wenn er einmal aufgenommen ist, als heiliges Unterpfand betrachtet wird und immer mit Wohlwollen behandelt."

Ein Todtschlag ohne Prämeditation, in voller Betrunkenheit, ist vorgekommen seit der Gründung der Colonie. (Später

ward Schlaberndorf erschossen, worauf ich noch zurückkomme.) Dagegen sind manche unbedeutende Verletzungen, fast ausschließlich Resultate von „Keilereien", vorgekommen am Sonntagabend auf den respectiven Tanzböden. Die jungen Männer erhitzen sich am Wein und Bier, Tanz und Mädchen, und raufen sich aus Eifersucht. Der Kampf der Lapithen und Centauren, die endlosen Kämpfe um Troja, die Zeiten des sächsischen Ritterthums und schwäbischen Minnesanges und die Corpshetzen heidelberger Landsmannschaften, alles, alles fließt aus einer Quelle: wer will da die Welt ändern!

Viel mehr haben sich die Colonisten nach außen schlagen müssen mit den Indianern. Diese brachen in die Colonien ein, „zerstörten die Arbeiten, mordeten die Familien, verbrannten die Häuser und raubten Weiber und Kinder, welche letztere meistentheils wieder ranzionirt wurden".

„Eine kleine Soldatentruppe reichte nicht hin zur Deckung so weiter Grenzen. In der Picada dois Irmaões wurden am 26. Februar 1829 drei Colonisten erschlagen, ein vierter verwundet. Am 8. April 1831 wurden ebendaselbst wieder drei Colonisten erschlagen, zwei verwundet und ein Knabe mitgenommen, den man später oben in der Serra ranzionirte. Der schlimmste Einfall der Wilden war der am 15. Mai 1831 in der Picade do Hortensio: elf Personen beiden Geschlechts wurden ermordet, zwei andere von Pfeilen, ein dritter mit einer Keule verwundet. Seitdem war alles ruhig.

„Jedoch ward am 8. Januar 1852 die Colonie Mundonovo, eine nördliche Fortsetzung von S.-Leopoldo, überfallen, der Colonist Peter Wadenpuhl getödtet und seine Frau, sowie eine verheiratete Tochter und noch drei Kinder entführt. Im März 1853 gelang es, die Räuber zu entdecken; der Capigun mit seiner ganzen Horde blieb im Gefecht und die Familie ward wieder gewonnen.

„Da diese Bande die einzigen wilden Indianer waren,

welche die umliegenden Wälder durchstreift hatten, legte sich dieser Schrecken, und seit der Zeit leben die Colonisten in vollkommener Ruhe." (Hildebrandt.) Und in der That mag auch mancherlei, was man seitdem noch von Bugres gehört und gesehen haben will, eben nur Gehörtes und Gesehenes sein, und die Indianer weiter keine Bedeutung für die Colonie haben.

Weniger blutig als jene Indianereinfälle, aber dennoch lästig und für das Gedeihen, namentlich der Menschenproduction der Colonie, diesen so hochwichtigen Artikel für Brasilien, selbst hemmend sind nun die Einfälle einzelner katholischer Geistlichen aus Deutschland selbst gewesen, die mit den Waffen geistiger Ueberlegenheit und geistlicher Macht die einfachen Gemüther und die Gewissen der Colonisten aus beiden Confessionen haben ängstigen, beunruhigen und zum Wanken bringen wollen bei Gelegenheit von Taufen, Trauungen, Beichten u. s. w.

Bis dahin hatten von den 11346 Seelen der Colonie 4778 durch die katholische, 6568 aber durch die evangelische Kirche selig zu werden gehofft, und in Erwartung dieser Seligkeit in christlicher Eintracht miteinander gelebt.

Es existirten 21 Kirchen und Tempel, neun katholische und 12 evangelische.

„Die neun katholischen Kirchen werden von einem provisorischen Vicar, der im Flecken S.-Leopoldo wohnt, verwaltet, und durch zwei Säculargeistliche, der Jesuitenmission angehörend, wovon einer in der Picada dos dois Irmaões, bei S.-Michael, der andere in der Picada do Hortensio wohnt.

„Die zwölf evangelischen Tempel sind von vier evangelischen Geistlichen administrirt, wovon einer in der Villa von S.-Leopoldo, der zweite im Campo occidental, der dritte im Campo bom und der vierte in der Picada das quarentas oito colonias wohnt.

„Seit Begründung der Colonie bis zum heutigen Tage",

fährt Dr. Hildebrandt fort, „fand unter der Bevölkerung verschiedenen Glaubens nie der geringste Conflict in Religionssachen statt, und obgleich diese Bevölkerung vermischt untereinander wohnt, wie es eben die Vertheilung der Ländereien mit sich brachte, so hat in dieser Hinsicht nie eine Klage sich erhoben, und alle Nachbarn leben in der größten Einigkeit. Vor dem Zutritt der Jesuitenmission auf der Colonie S.-Leopoldo wurden häufig gemischte Ehen geschlossen; viele katholische Männer heiratheten evangelische Frauen und tauften ihre Kinder nach katholischem Ritus, was zur Verbreitung des Katholicismus nicht wenig beitrug. Ebenso verbanden sich evangelische Männer mit katholischen Frauen, deren Kinder dann durch Uebereinkunft theils katholisch, theils evangelisch getauft wurden. Aber seit der Ankunft der Missionäre auf der Colonie wurden diese Verbindungen seltener, denn sie (die Missionäre) glaubten, sie müßten in dieser Hinsicht intoleranter sein, und versagten daher solchen Heirathen ihre Sanction. Ihre Intoleranz ging sogar soweit, daß sie sich weigerten, die Kinder katholischer Aeltern zu taufen, wenn evangelische Taufzeugen dazu genommen wurden.

„Dieses sonderbare Benehmen von seiten der geistlichen Missionäre mußte die in der Schule der Toleranz erzogenen deutschen Colonisten um so mehr befremden, da ihnen in dieser Hinsicht bisjetzt von den brasilianischen Geistlichen nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt war.

„Diese Intoleranz der Jesuitenmissionäre erregte anfangs nicht nur die Rivalität zwischen den Bekennern der verschiedenen Culten, sondern ward auch die Ursache vielen Haders in den Familien, besonders in solchen, die in gemischter Ehe lebten."

Und davon habe ich denn auch gar vieles hören müssen in S.-Leopoldo. Es kommen sehr betrübende Sachen vor! Männer und Frauen, die lange in guter, glückseliger Ehe

lebten, werden beängstigt, verlieren Frieden und Einigkeit, ja ein Mann soll den Verstand darüber verloren haben. Geschwister haben sich miteinander überworfen und Kinder sich gegen die Aeltern aufgelehnt: so nachdrücklich haben die Jesuiten das vierte Gebot gelehrt!

So uralt ist die Geschichte von Adam und Eva! So viele junge Leute gibt es in der Colonie, die so gern nach dem Kirchensegen in den Apfel beißen möchten! Da muß die uralte Schlange einen Jesuiten herbeiholen und ihnen den Kirchensegen versagen, damit sie in den verbotenen Apfel beißen, denn einer von den beiden, die sich heirathen wollen, ist nicht katholisch.

Alles, was ich darüber habe hören müssen, hat mich betrübt in hohem Grade, denn in Sachen des Evangeliums ist nichts lächerlich. Ich schrieb deswegen gleich nach meiner Rückkehr in Porto Alegre nach Rio-de-Janeiro an eine ausgezeichnete Persönlichkeit und nahm mir fest vor, auch meinestheils die protestantische Sache nicht liegen zu lassen.

Ueberraschend aber war mir die Situation. Als ich am 27. März 1857 von Breslau nach Wien zu meiner österreichischen Weltumsegelung abgehen wollte und schon im Eisenbahnwagen saß, kaufte ich mir die Breslauer Zeitung jenes Tages, in welcher unter dem Artikel „Rio-de-Janeiro" eine skandalöse Geschichte, die Nullitätserklärung einer protestantischen Ehe durch den Bischof von Rio, erzählt war. So genau kannte ich jenes Ehepaar, so genau alle Präcedentien jener Geschichte, daß sie mich sehr frappirte. Wäre ich damals in Rio gewesen, ich hätte mich nicht so leicht beruhigt. An allen Ecken und Enden habe ich es in Rio-de-Janeiro erlebt, daß man, wenn man auch eine Staatskirche begünstigt, darum noch keinen Kirchenstaat aus dem Lande machen will. Wir Protestanten sind dort, und das sage ich mit dem größten Recht, geachtet und hochgeschätzt. Den gemischten

Ehen steht kein Hinderniß im Wege, und es ist Friede und Einigkeit in den Häusern aller Wege. Ich selbst habe bei vielen katholischen Taufen als Pathe gedient. Meine beiden in Rio etablirten Brüder sind mit ernstkatholischen, wackern Frauen verheirathet. Die älteste, katholische Tochter eines meiner Brüder ist in Rio mit einem protestantischen Deutschen verheirathet. Ich selbst war dazu acht Jahre hindurch Vorsteher unserer evangelischen Kirche in Rio und habe nie nöthig gehabt den Gemeindeverband gegen die Landeskirche zu vertreten, eher noch gegen manche Indifferenz einzelner Gemeindemitglieder. Unsere Geistlichen sind immer geachtet worden; man hat sie in alle Kreise der Gesellschaft aufgenommen, und selbst brasilianische Geistliche sind mit ihnen umgegangen. Vor allen aber hat der Kaiser selbst, unbedingt ein glaubenstreuer Katholik, protestantischen Geistlichen die vollsten Beweise der huldvollsten Gnade gewährt. Das genügt!

Was wollen die Jesuiten in den Picaden von S.-Leopoldo, Leute, die aus dumpfer Klosterzelle kommen und die freien Gemüther auf den Bergen bedrücken? Sie müssen wieder fort aus der Gegend, diese würdigen Herren, sie sind ein Gift für das Gedeihen von S.-Leopoldo, wenn sie dieses Gedeihen auch nicht ganz hemmen können: denn das ist gar nicht mehr zu hemmen, weder das der Katholiken noch das der Protestanten, noch das der gemischten Ehen und ihrer Descendenten.

Wenn auf einem Areal von 83 Quadratleguas 12000 Menschen leben und diese fast alle auf einzelnen Colonien zerstreut sind in Wäldern, Schluchten und Gebirgswegen, und in solchen Distanzen, daß ein Schulweg wirklich zu einer kleinen Reise wird: da wird das Schulwesen noch ziemlichen Schwierigkeiten unterliegen. Für die Colonisten in den Picaden entstehen dadurch ganz eigenthümliche Verhältnisse. Ich

will hier gar nicht von den eingewanderten Vätern reden, wohl aber von deren Söhnen, den geborenen Brasilianern, die als solche alle Ansprüche als brasilianische Bürger zu machen berechtigt sind, aber auch dieselben Verpflichtungen zu leisten haben, die jedem Bürger obliegen.

Schon in Porto Alegre sieht man einen weitverbreiteten Germanismus. Kommt man den Rio-dos-Sinos hinauf und geht in der Villa, dem Flecken von S.-Leopoldo, umher, so glaubt man in einem deutschen Ort zu sein. Doch kennt man hier noch einigermaßen brasilianische Sitte, Gewohnheit und Sprache, und in der Umgegend findet man selbst noch einzelne brasilianische Sitios oder Landsitze.

Sowie man aber über den Fluß setzt und kaum bis zum Hamburger Berg gelangt, hört jegliche Spur davon auf. Kein Brasilianer — so muß ich hier die von deutschen Einwanderern abstammenden Söhne nennen — kein Brasilianer versteht hier eine Silbe seiner brasilianischen Muttersprache, er redet kein Wort Portugiesisch. Außerordentlich viele dieser Descendenten sind längst verheirathet und haben das Haus voll Kinder, aber kein Wort Portugiesisch hört man bei ihnen. Ich kann wohl sagen, daß hier in diesen Gegenden ein Land von 50 geographischen Quadratmeilen ist, dessen Einwohner durchweg eine fremde Sprache reden, die deutsche, und ihre eigene Landessprache, die portugiesische, nie lernen, weil sie sie nie zu hören bekommen.

Und das hat seine großen Nachtheile, wie schön es auch auf der einen Seite aussieht. All diese jungen Deutsch-Brasilianer kennen von ihrem Lande nichts, als nur ihre deutsche Provinz S.-Leopoldo. Sie können, wenn sich das einmal so fügen sollte, nie eine Staatsanstellung bekommen, sie können nie Deputirte werden, ja nicht einmal einen Provinzial-Deputirten aus sich herauswählen, sie können sich im Handel und Wandel nicht ausdehnen, sie können nicht über den „Paß“, wie die

Villa allgemein heißt, wegen des Passo do Rio-dos-Sinos, des dortigen Flußüberganges, hinausgehen in ihre eigene Provinz!

Ja, noch mehr! Sie sitzen ruhig im Wald. Da, mit einem mal, wie gerade bei meinem Besuch in der Colonie, erscheint ein Offizier, von dessen Existenz sie nie etwas gehört haben, und das Gesetz befiehlt: „Zieht den Nationalgardistenrock an und nehmt die Flinte, es ist Krieg gegen Paraguay im Anzuge!“

Nationalgarde, Krieg, Paraguay! Lauter böhmische Dörfer für den jungen Mann, der die Kugelbüchse ganz vortrefflich handhabt, aber nicht im Soldatenrock, sondern in Hemdärmeln, nicht auf Commando, sondern je nach Laune und Gelegenheit, nicht gegen Paraguay, sondern gegen Papageien, Tapire und im Nothfall gegen Bugres. Und wenn er sich nun einstellt und nach Porto Alegre kommt, so hört er ein Commando, von dem er keine Silbe versteht, weder „direito“ noch „esquerdo“ (rechts noch links); es ist ein Ungemach, mehr als man auf den ersten Blick einsehen möchte.

Da hatte es denn vor kurzem einen sehr bösen Vorfall gegeben. Ein Herr von Schlabernsdorf, der sich durch seine Kenntniß keine Lorbern um die Colonisten verdient zu haben scheint, und außer einer Art von Advocatur eine Offizierstelle in der Nationalgarde bekleidete, brachte, wie es scheint, durch schlecht ausgeführte Befehle zur Einberufung der Nationalgarde und Gelderpressungen dabei, einen Aufruhr gegen sich zu Stande und ward bei einem Conflict vom Wald aus durch eine Kugel verwundet. Nach neun Tagen starb er, worauf sich die jungen Leute zum Dienst einstellten. So erzählte man mir im Walde.

Ein verständiger Schulunterricht und besonders Unterricht in der Landessprache ist da vor allen Dingen nothwendig zur Verständigung und dem Verständigsein der Leute. Die Colonisten werden, auch wenn sie zwei Sprachen reden, des-

wegen noch nicht doppelzüngig, sondern können auch mit dem Schulunterricht im Portugiesischen einfache und biedere Leute bleiben: dagegen werden sie genauer ihr Recht, besser ihre Pflichten kennen lernen, wenn sie mittels der andern Sprache Einsicht in alle Verhältnisse gewinnen können.

Dieser Mangel an Kenntnissen ruft oft eine merkwürdige Einfachheit des Verkehrs hervor. In zwei Venden, wo ich bei meinem Ausflug einkehrte, war der Wirth zugleich ein Kaufmann, z. B. jener Joseph unter dem Kamm der Serra, der dort Mais, Bohnen u. s. w. aufkauft und zum „Paß" hinabsendet. Man handelt nicht, man mißt und wiegt keinen Sack. Die Marktpreise sind bekannt, und der Sack ist auf Treu und Glauben gefüllt und voll. Ich sprach vorhin von einem Mädchen, die in heftigem Regen zwei Säcke Bohnen in eine Vende brachte, wo ich mich befand. Sie schüttete, ohne ein Wort zu sagen, die beiden Säcke in eine Ecke aus; ebenso stumm schrieb ihr der Wirth dieselben mit den selbstverständlichen Preisen gut, wofür sie dann später einzelne Sachen vom „Paß" her, aus der Vende bezieht, oder sich den Werth in baarem Metall geben läßt, da man kein Papiergeld in den Picaden kennt. Französisches und nordamerikanisches Gold, mexikanische, peruanische und spanische Dollars (Potacaões) cursiren überall: nur kein brasilianisches Papiergeld, ein Umstand, wodurch unbefangenen Reisenden das Reisen in diesem neuen Deutschland sehr erschwert werden würde, wenn es eigentliche Reisende gäbe. Bis daher gibt es solche nur als seltene Zugvögel. Die meisten, welche eine Ansicht von der deutschen Colonie gewinnen wollen, gehen bis zur Villa mit dem Dampfboot, höchstens bis zum Hamburger Berg, und haben dann Material zu ihrer Darstellung.

Was nun die Beschäftigung der Colonisten und den Anbau des Landes betrifft, so mag es folgendes sein.

Alles, was ein unter einem milden Himmel liegendes

und mit einem fruchtbaren Boden gesegnetes Land nur hervorbringen kann, wird in der Colonie producirt.

Obenan steht hier der reiche Segen an Mais, schwarzen Bohnen, Maniocmehl und Kartoffeln. Dr. Hildebrandt gab mir folgende Liste der Exportation:

30000 Sack Mais (Milho oder „Millich", wie die Leute sagen),
27000 » schwarze Bohnen (Feyaõ),
18000 » Maniocmehl,
15000 » Kartoffeln.

Dazu kommen: Fleisch, Felle, Hörner, Lederarbeiten, alle Arten Geflügel mit Zubehör, z. B. 35000 Dutzend Eier, Honig in ungeheuerer Masse, Früchte aller Art, Bier in recht guter Qualität, Butter, Käse, Brennholz, Bauholz, Flußschiffe, eine Menge Oel (aus Arachis hypogaea, Ricinus, Kürbiskernen und Leinsaat), große Massen von Handarbeiten und Industriesachen, wozu die Natur das Material liefert: Matten, Körbe, Decken u. s w.

Der Ausfuhrwerth mochte 600 Contos (fast 500000 Thlr. preuß.) betragen, die Einfuhr 435 Contos (etwa 350000 Thlr. preuß.).

Die Flußschiffahrt erleichtert ungemein den Verkehr. Von der regelmäßigen Dampfschiffahrt zwischen Porto Alegre und S.-Leopoldo habe ich schon geredet, dem Unternehmen der fleißigen, unermüdlichen Brüder Diel. Das waren sieben Brüder, in Porto Alegre geboren, von denen zwei an der Cholera starben und einer mit einem Dampfboot bei Pelotas verunglückte. Einer der noch lebenden Brüder leitet die Dampfschiffahrt nach Rio-Pardo und nach andern Punkten, sodaß die Provinz diesen wackern Männern zum allergrößten Dank verpflichtet ist.

In der Colonie selbst dienen Wagen und Lastthiere zum Transport; von erstern sollen über 300 existiren. Außer-

ordentlich groß ist die Zahl der Lastthiere, denn Wege, gute, solide Fahrwege fehlen an allen Ecken und Enden des weiter, namentlich höher gelegenen Districts.

Für den Anbau von Flachs, Hanf, Baumwolle und Taback bietet die Colonie eine gute Zukunft. Kaffee dagegen will nicht mehr gedeihen, wenigstens in keiner Ausdehnung. Der Weinbau leidet auch noch seine Schwierigkeiten. Doch haben einzelne Colonisten schon aus diesem Nebenbetrieb ihre fünf Piepen Wein gezogen, und es sind schon im Jahr 28 Piepen ausgeführt worden; alles nach Dr. Hildebrandt.

Auch der Paraguaythee, „Mate", bietet große Chancen dar. Bonpland, der lange in Rio-Grande am Uruguay lebte — wir kommen noch zu ihm —, hat seine besondere Aufmerksamkeit auf die Gewinnung dieses in Europa noch nicht in Menge eingeführten Thees gelenkt. Ich will ihn bei andern Gelegenheiten besprechen. Wollte man, nachdem man aus Unkenntniß die reichlich vorkommenden Bäume ausgerodet, dieselben wieder pflanzen, so würden 100 Quadratbrassen 1600 Bäume tragen, von denen jeder vom siebenten Jahr an zwei bis drei Arroben (1 Arrobe = 30 Pfund) Thee, und demnach alle zusammen ein Einkommen von etwa 4 Contos (3200 Thlr. preuß.) jährlich abwerfen würden.

Auch das Zuckerrohr, Canna, hat Raum gewonnen in der Colonie. Im Jahr 1854 bestanden 34 Zuckermühlen. Doch ist zu weiterer Ausdehnung der Zuckergewinnung noch zu großer Mangel an Menschenhänden.

Mit Chinesischem Thee hat man Versuche gemacht ohne Ausdehnung. Doch gedeiht der Strauch vollkommen gut.

Kartoffeln gediehen bis zum Jahr 1850 ausgezeichnet, dann kam die Kartoffelkrankheit. Doch brachten Kartoffeln im Jahr 1853 einen Werthertrag von 42 Contos zusammen (über 32000 Thlr. preuß.). Ich fand in Porto Alegre und in der Colonie die vorzüglichsten Kartoffeln in Menge, und

man darf fortan die Kartoffelausfuhr bis auf 60000 Sack anschlagen.

Classisch ist der Anbau der schwarzen Bohnen, und um so lucrativer, da dieser eigentliche Lebensartikel des Volks durch ganz Brasilien jetzt hoch im Preise steht. „Was kosten Feyaõ in Rio?“ Das ist die erste und letzte Frage, die man zu beantworten hat, wenn man von Rio kommt. Im Jahr 1849 exportirte die Colonie kaum 8000 Sack, im Jahr 1853 schon 34680 Sack (nach einem frühern Zahlenausdruck des Dr. Hildebrandt 27000).

Noch viel größer ist die Maiscultur. Die Colonie consumirte im Jahr 1853 an Milho 18417 Sack und exportirte 30000 Sack zu einem Werth von 110 Contos (etwa 90000 Thlr.). Das vom Maismehl, mit etwas Roggenmehl gemischt, gebackene Brot ist vortrefflich; eine Colonistenfrau bäckt aus diesem Mehl Klöße, Pfannkuchen und Kaffeebrot. Sogar Bier und Branntwein macht man aus dem Mais in S.-Leopoldo.

Ziemlich dicht steht das Maniocmehl in seiner ökonomischen Bedeutung dem Mais für die Colonie. Die Tapiocca, ein aus dem Manioc gezogenes Satzmehl, dient zu feinern Gebäcken, die in der Colonie ganz vorzüglich gemacht werden.

Reiscultur ist noch nicht bedeutend, der Reis aber ausgesucht gut und im Handel gesucht.

Einige Worte noch von der Arachis hypogaea, deren Frucht Mendubim, oder richtiger Amendoim (Amendoa eine Mandel) heißt, an Geschmack unsern Haselnüssen ähnlich ist, gern von Kindern gegessen, vom Zuckerbäcker verbacken wird, und besonders zum Oelschlagen dient. Die Pflanze ist, wie bekannt, eine kleine Papilionacee, deren Schote, sowie die Blume verblüht ist, sich unter die Erde birgt und dort reift, weswegen man sie Erdmandel nennt. Hundert Pfund Schalenmandeln geben 75 Pfund reine Nüsse, und diese wieder, gut

ausgeschlagen, 38 Pfund Oel, welches nach guter Zuberei-tung schwer vom Olivenöl zu unterscheiden ist. Eine daraus bereitete Seife ist weiß, fest und geruchlos. Die Kuchen ge-ben ein gutes Futter für Pferde und Hornvieh; ja, mit einem Drittheil Weizenmehl verbacken, liefern sie ein schmackhaftes, nahrhaftes Brot. Einen besonders günstigen Einfluß sollen diese Kuchen auf die Milch der Kühe haben, besonders wenn sie zur Buttergewinnung dienen soll.

Von Kürbissen werden eigenthümliche Species gebaut in großen Mengen. Einzelne Colonisten bauen 120—140 Wa-gen voll, eine treffliche Nahrung für Menschen und Vieh; aus den Kernen wird reichlich Lampenöl geschlagen.

Ricinusöl wird gewonnen, aber kaum exportirt; es dient zu Lampenöl und zum Seifensieden.

Wenige Worte noch über den Anbau unserer Cerealien. Bedeutend ist dieser Anbau nicht. Weizen gedieh anfangs, litt aber dann jahrelang am Rost, und man hatte seine Cul-tur eine Zeit lang ganz aufgegeben. Indeß ist neuerlich wie-der Weizenbau begonnen. Roggen gedeiht besser, kann aber bisher nicht für einen bedeutenden Artikel angesehen werden, ebensowenig wie die Gerste. Hafer gedeiht vortrefflich. Man ist aber auf dem brasilianischen Markt nicht an den Hafer gewöhnt und füttert nach wie vor die Thiere mit Mais, ob-gleich er als Pferdefutter dem Hafer gewiß nachsteht.

Was nun den Viehstand in S.-Leopoldo betrifft, so ist bei der Eigenthümlichkeit des Bodens und dem Mangel an großen Weideplätzen, zumal „im Wald" keine große Aus-dehnung desselben, wie man ihn sonst wol in der Provinz kennt, möglich geworden.

Die Colonie exportirt aber gute, namentlich gut zugerittene Pferde, die in Porto Alegre gern gekauft werden.

Der Buttermarkt von Porto Alegre wird fast ausschließlich von der Colonie versehen. Es kommen 60000 Pfund dorthin.

Dazu kommen noch 24000 Pfund Schweineschmalz und etwa 6000 Arroben Speck (180000 Pfund). Doch werden nicht über 300 gemästete Schweine aus der Colonie ausgeführt. Käse geht nicht viel fort; man zieht die aus Europa kommenden Sorten überall vor. Ich habe den Käse von S.-Leopoldo ganz gut gefunden.

Von Hühnern werden 50—60000 Stück ausgeführt.

Ein ganz besonderer Artikel war ehemals sehr blühend in S.-Leopoldo — Lederverarbeitungen. In neuern Zeiten sind diese Arbeiten weniger blühend. Die ungeheuern Weiden der Plataſtaaten machen in Erzeugung von Häuten zu große Concurrenz. Die Lohgerbereien in S.-Leopoldo haben sich vermindert; doch werden noch immer die berühmten Sattelzeuge gemacht, ganz verschieden von dem, was wir einen Sattel nennen. Zuerst wird auf den Rücken des Thiers eine wollene Decke gelegt, dann ein großes glattes Leder, wieder eine wollene Decke; ein großes, mit allerlei Figuren, Blumen und Arabesken voll gepreßtes Leder, und dann erst der Sattelbock. Um das Ganze wird eine breite Gurte geschnallt; dann kommt noch auf den Sattel eine Decke, ein kleines gesticktes Leder und ein Schaffell oder sonstiger feiner Pelz, dann noch einmal eine gestickte Ledergurte. Solch Sattelgerüst ist, wenn man es auseinander breitet, eine Art von Bett; Hunderte von Meilen habe ich auf solchem Sattel zurückgelegt, Hunderte von Nächten auf solchem Bett geschlafen, wenn man das Ganze einen Sattel, ein Bett nennen will.

Zuletzt ist nun auch noch Seidenbau versucht worden und hat wunderschöne Seide geliefert. Doch sind alle solche Zweige noch verfrüht in einer Colonie, wo es an Händen fehlt zu nothwendigen Feldarbeiten.

Und am Ende ist doch, wenn ich darin meiner eigenen Ansicht folgen darf, Feldarbeit der eigentliche Schwerpunkt der Colonie, der ja und ja nicht verkannt werden darf. „Oh

fortunati agricolae, bona si sua norint!" heißt es auch hier, und noch weit mehr hier als in Europa selbst. Beim Ackerbau, bei ihm ganz besonders und allein sollen die Colonisten von S.-Leopoldo bleiben, zumal die in den Picaden, die im Wald, gerade wie ihre von Europa mitgekommenen Bienen beim Honigsammeln geblieben sind in wunderbarer Emsigkeit.

Allerdings sind die Bienen das Wahrzeichen von S.-Leopoldo. Einige über Meer gebrachte Stöcke haben sich ins Ungeheuere vermehrt. Zwölf bis vierzehn mal in einem Jahr schwärmt ein Stock. Jener Joseph auf der Serra sah aus einem Stock in einem Jahr 53 Schwärme, Enkel, Urenkel u. s. w. entstehen. Honig sieht man daher überall, in allen Picaden, auf allen Tischen morgens, mittags und abends, beständig auch um die kleinen Mäuler der Kinder.

Ich fürchte zu speciell zu werden, wenn ich nun noch eine Reihe von Uebersichtstabellen des geistvollen Dr. Hildebrandt, die Colonie betreffend, ausziehen wollte. Doch muß ich, um einen Blick in die Gesittung der Colonisten thun zu lassen, einige Daten aus den Polizeiübersichten hervorheben.

Es kamen durchschnittlich vor bei der Bevölkerung (als diese Uebersicht gemacht ward, fanden sich 11346 Menschen in der Colonie):

Diebstahl	1	im Jahr,				
Verwundungen . .	9	»	»	(also auf 1260 Menschen 1),		
Injurien	5	»	»	» » 2269	»	»
Schadenverursachung	2	»	»	» » 5673	»	»

Dazu kommen noch einige höchst unbedeutende Vorkommnisse gegen Polizeiverordnungen u. s. w., sodaß man im ganzen sagen muß, in S.-Leopoldo komme auf 5—600 Einwohner einer als Angeklagter vor Gericht: ein Resultat, was wol nur wenig andere Länder aufweisen können.

Um nun noch den letzten Blick auf die Colonie und ihre Menschen zu werfen, so waren daselbst:

Lohgerbereien 60, Sattlereien 41, Ziegeleien 6, Hutfabriken 2, Holzpantoffelschneidereien 30, Oelfabriken 32, Kornmühlen 40, Maniocmühlen 90, Brennereien 34, Schneidemühlen 5, Reifschlägereien 2, Bierbrauereien 6, Schmieden 32, Schneiderwerkstätten 32, Schustereien 33, Tischler 27, Zimmerleute 47, Musikanten 23; kurz, jeder Stand ist vertreten, für alle Lebensbedürfnisse ist gesorgt, die kleine Welt ganz und gar in sich selbst bestehend, sich selbst genügend, für sich selbst ausreicheud.

Das wäre der Hauptsumma nach die Ansicht, die ich mir von S.-Leopoldo nördlich von Porto Alegre verschaffen konnte. Vielleicht bin ich etwas lang geworden dabei: aber S.-Leopoldo ist ein Charakterstück deutschen Lebens in Südbrasilien; ich mußte es besuchen und untersuchen, und da ich es einmal angesehen hatte, konnte ich nicht darüber schweigen.

Nicht ohne herzinnige Freude und tiefe Rührung kann ich an die Picaden der deutschen Colonie am Rio-dos-Sinos zurückdenken. Die ältern noch lebenden Colonisten gingen arm aus Deutschland fort und sind, freilich nach vielen Kämpfen gegen alles mögliche Ungemach, wohlhabende Leute und Herren ihres eigenen Bodens geworden. Die auf solchem freien Boden der Väter geborenen Kinder, schon wieder verheirathet und mit Kindern gesegnet, sind der wahre Kern und Stern der Colonie, so frei, so verständig, so selbständig, so sinnig und doch so aufgeweckt, so ruhig und doch so kühn, daß man wirklich manchmal wie versteinert stillsteht und nicht begreifen kann, wie die Söhne und Töchter ehemaliger deutscher Tagelöhner und Knechte so prächtig entwickelt dastehen an Leib und Seele, recht wie Urwaldserscheinungen, nicht jene wilden, zügellosen, sondern gebändigt, gehalten, getragen

von Zucht und Sitte, vom Hause, von der Familie, vom Christenthum.

Und so arbeiten sich diese Pioniere deutscher Zucht, Sitte und Arbeitsamkeit immer tiefer hinein in die Wälder, von einer Höhe zur andern, von einem Thal zum andern, von Serra zu Serra, von Strom zu Strom! So sind ihrer viele, viele tausende schon weithin zerstreut durch das herrliche Wassergebiet des Jacuhy und anderer Zuflüsse des breiten Guaiba; so sind so manche schon gegen den Urugay hin gegangen und haben dort die Standarte der Arbeit, des Fleißes aufgepflanzt in einsamen Gegenden. Der große, schwere Anfang ist gemacht, der erste Versuch glänzend gelungen. Das gewaltige Kraftelement germanischen Stammes geht nicht mehr unter — ein großes, starkes Mithelfen am „Surge et impera“.

Das ist der Deutschen Beruf, ihre Pflicht, ihr Wille; gebe Gott ihnen das Vollbringen! Da können denn einzelne Unvollkommenheiten nicht weiter, wenigstens nicht ernst ins Gewicht fallen. Wege und Stege sind noch mangelhaft; mangelhaft ist noch der Gerichtsgang, zumal beim Mangel an Sprachkenntnissen und der nothwendigen Verständigung zwischen den Parteien; hindernd ist auch der Obscurantismus einzelner Jesuiten; das alles ist wegzuräumen und läßt sich wegräumen.

Darum muß ich S.-Leopoldo eine Musteranstalt nennen. Sie ist eine hochwichtige Thatsache, denn sie beweist, daß auf brasilianischem Boden eine weit ausgedehnte Colonieanlage mit deutschen Kräften vollkommen gut gelingen kann, und deutschen Einwanderern eine freundliche Heimat, sowie deren Kindern ein herrliches Vaterland gewährt, in welchem Kräfte und Fleiß, wenn sie wirklich Kräfte und Fleiß sind, noch unendlich mehr Anerkennung finden, als in Deutschland. Da nun nicht ein jeder gleich Grundbesitzer sein kann, so kommt

auch das Verhältniß eines Brotherrn zum Arbeiter vor. Solch ein Knecht, solch ein Arbeiter bekommt in der Colonie monatlich 16 Thlr. Lohn, ja ich sah in der Villa von S.-Leopoldo einen Brief aus S.-Gabriel, worin es hieß: „Wenn Sie zwei bis drei Tischlergesellen finden sollten, so engagiren sie dieselben auf fünf bis sechs Monate; ich gebe ihnen monatlich 40—50 Mlrs. (30—38 Thlr.), freie Wohnung, Essen, Trinken und Wäsche.“ Der Mann, der mir den Brief zeigte, konnte aber dafür niemand finden. Das sind aber sehr gute Bezahlungen für Leute, die noch keinen Boden zu eigen besitzen, oder noch keine eigene Werkstätte errichten konnten.

Aber es kommt nicht immer auf den materiellen Gewinn an, wenigstens nicht allein auf ihn. Sind die Colonisten in S.-Leopoldo wirklich zufrieden?

Wenn ich doch nur eine einzige Klage, nur eine Spur von Unzufriedenheit vernommen hätte! Was man auch fragen und forschen mag, alle sind zufriedene, fröhliche Menschen; ich glaube wirklich, daß S.-Leopoldo einer der glücklichsten Erdenwinkel ist, wenn genügsame Zufriedenheit wirklich ein Glück ist.

Und daher heißt es mit Recht auch im Relatorio des Präsidenten vom 11. October 1857 an die Provinzialdeputirtenkammer: „Ich kann ihnen von dieser Colonie nur das sagen, daß sie rüstig fortschreitet in erstaunenswürdigem Gedeihen sowol ihrer Einwohnern wie ihrer Production und Reichthümer, und auch in Europa schon so wohl accreditirt ist, daß freiwillig ein großer Theil der Einwanderer dorthin strömt, die nach unserer Provinz kommen. Ihre Ackerproducte versorgen den Markt dieser Hauptstadt (Porto Alegre) und liefern Nahrungsmittel im Ueberfluß, sodaß sie von hier ausgeführt werden nach andern Gegenden der Provinz und über dieselbe hinaus.“

Porto Alegre bot mir in den folgenden Tagen, in denen ich mich zu meiner Reise durch die Provinz vorbereitete, einen angenehmen und freundlichen Aufenthalt, und ich hatte Zeit, mich mit den dortigen Menschen, Verhältnissen und Umgebungen bekannt zu machen.

Gar gern bin ich mit manchen lieben Leuten, namentlich Deutschen, zusammengekommen. Sie leben, wie es scheint, meistens für sich, und wenn sie Familie haben, in ihr und für sie.

Von einem weiter ausgreifenden Zusammenleben und Zusammenstreben zu ernstern Zwecken scheint, so weit ich blicken konnte, nicht eben viel die Rede zu sein. Das ist aber nicht gut! Weit entfernt davon, ein Leben, was sich durch große Gesellschaften bewegt, anpreisen zu wollen, glaube ich dennoch, daß sich beim Gegentheil leicht eine gewisse Lebensindifferenz, eine geistige Faulheit entwickelt, die zuletzt doch mit einem geistigen Tode endigt. Ich habe nicht viel Deutsche gekannt im Auslande, die für lange Jahre eine geistige Bewegung für sich behauptet und sie gar andern mitgetheilt hätten.

Wirklich auffallend ist es, daß in Porto Alegre keine evangelische Kirche ist. Ich habe zu wenig Einsicht erlangt in die genauesten Lebensverhältnisse der Deutschen und kann wirklich nicht bestimmt sagen, ob die Vermögensumstände der einzelnen die Mittel zur Herstellung und Erhaltung eines Kirchenverbandes und einer Predigerbesoldung liefern können. Wenn ich vorschnell urtheilen wollte, nach dem urtheilen wollte, was ich habe einsehen können, so möchte ich doch glauben, daß, wo die Leute ein Liebhabertheater im ausgedehnten Stil und zwei sehr zahlreiche Singvereine haben, sie auch eine Kirche, ein Bethaus haben müßten. Ohne eine Kirche, einen gemeinsamen Gottesdienst ist selbst das Familienleben, wenn wirklich ein Leben in der Familie stattfindet, unsicher und haltlos. Am Sonntag, den 7. März, konnte ich meine Landsleute in kei-

ner Kirche, aber abends recht zahlreich im „Lumpacivagabundus" treffen.

Ich glaube, daß solch ein Lumpacivagabundus unter allerlei Gestalt ein ganz klein wenig bei den Protestanten im Süden umherspukt. Und gegen den mag es der katholischen Kirche sehr leicht werden, einzelne Siege zu feiern; ja, es mag ihr als Gewissenssache vorkommen, die Kirchenlosen zu überrumpeln, gefangen zu nehmen und als die Ihrigen festzuhalten. In ihrem eigenen Geiste ist der katholischen Kirche solche Proselytenmacherei eine Pflicht; der Staat erlaubt es ihr und die Protestanten sind abgespannt in ihrem Kirchenwesen, oder vielmehr haben sie gar keins. Die Folgen solcher Kirchenlosigkeit sind aber die, wie man sie in Porto Alegre zu hören bekommt.

Bei solcher Kirchenlosigkeit hat denn auch ein sogenannter Hülfsverein nur einen relativen Werth, und kaum einen solchen. Das Almosen stopft den Leuten den Mund, flickt ihnen die Kleider und gibt neue Schuhe. Höchstens bis zu einer Schule für arme Kinder potenzirt er sich; das ist gut, das ist recht, und doch hat das ohne Kirche immer noch keinen Kopf.

Auch eine deutsche Zeitung existirt in Porto Alegre, „Der deutsche Einwanderer", ein Blatt schmerzhaften Andenkens für mich, dasselbe Blatt, zu dessen Erscheinen ich dem Gründer in Rio viele Opfer gebracht habe, gewiß in der besten Absicht. „Der deutsche Einwanderer" ist aber längst in andern Händen und geht weit durch Südbrasilien hindurch. Ich traf ihn in Rio-Grande und S.-Katharina gleich häufig.

In viel größerm Format und festerer Haltung tritt in Porto Alegre der „Mercantil" als Tagesblatt von einiger politischer Färbung auf, wie denn in der ganzen Provinz noch viele Leute sind, welche nicht gern ruhig bleiben mögen. Neben ihm behandelt ein zweites Blatt, „Correio do Sul", manche Tagesfragen mit Nachdruck und Eifer. Die Protestanten mag er aber nicht leiden.

Die brasilianische Bevölkerung hat ebenso wie in allen Städten des Reichs keinen Nationalausdruck, keine bestimmte Färbung. Doch sieht man unbedingt viel weniger Neger im Verhältniß zu den Einwohnern als in Rio-de-Janeiro. Mehr scheint mir dagegen ein verwischtes Indianerelement durchzuschimmern. Unbedingt aber ist die Bevölkerung von Porto Alegre eine vielmehr europäisch aussehende, als die von Rio-de-Janeiro, das erkennt und sieht man auf den ersten Blick; und jene kleinen Rassenschattirungen fallen mehr dem Kenner als dem Laien auf.

Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, die cultivirte Stadtwelt in größern Gruppen und bedeutender Anzahl beisammen zu sehen. Was ich davon erlebte, hatte den Anstrich einer unbedingt anständigen Nettigkeit und eines wohlgesitteten Europäismus. Frisch, hübsch und munter sahen junge Mädchen aus, denen ich hier und dort begegnete, oder die nach Tische zum Fenster hinausschauten, und der Anstrich anständiger Sitte ist unbedingt ein Attribut der Frauen von Porto Alegre, so weit ein Durchreisender das in wenig Tagen übersehen kann und beurtheilen darf.

Wem es nun noch gelingt, im Palast des Präsidenten, Senator Angelo Muniz de Silva Feraz, Eingang und Zutritt zu seiner Familie zu gewinnen, der wird sich eingestehen, daß hier die ausgesuchteste europäische Bildung und der beste Gesellschaftston herrscht. Doch schickt es sich wol nicht, Familienkreise und Darstellung ihrer, dem Fremden so wohlthuenden Gesittung vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Auch ist der Präsident als Staatsmann bekannt genug.

Von Straßen und Häusern redete ich schon; freundlich und wohlhabend sieht es fast überall aus. In der Rua da Praia kann man alles Europäische aufgestapelt liegen sehen, ohne daß sehr glänzende Verkaufsläden sich hervordrängen.

Auch sind keine großartigen öffentlichen Bauten in der

Stadt. Die Kirchen sind unbedeutend, wenn auch die Hauptkirche oben in der Stadt sich wunderhübsch mit zwei Thürmen präsentirt.

Das Theater ist offenbar das splendideste Haus des Ortes und auffallend glänzend für die Hauptstadt einer Provinz.

Dagegen ist der Palast des Präsidenten einfach und eben nicht neu, desto angenehmer ist sein Inneres. Des Bischofs Wohnung ist ein halbhohes Erdgeschoß, sieben Fenster breit.

Halbfertig ist der sogenannte Caridade, ein Institut zu wohlthätigen Zwecken, Findelhaus, Hospital u. s. w., in welchem jedoch die Hospitalfrequenz, wenn man bedenkt, daß Porto Alegre die Hauptstadt einer großen Provinz ist, nicht eben sehr bedeutend ist. Das Jahr 1857 fing mit 84 Hospitalkranken an; in den nächsten sechs Monaten kamen 427 Kranke; geheilt wurden 373, es starben 60 und blieben 78. Die Sterblichkeit ist keineswegs groß, denn wohl muß man bedenken, daß bei einer gewissen Wohlhabenheit der Stadt nur dann die Leute aus den untersten Ständen ins Hospital gehen, wenn ihre Krankheit wirklich ernste Form annimmt, eine Wahrheit, die bei allen Hospitalsdaten durch ganz Brasilien unumstößlich ist.

Die allgemeine Gesundheit in Porto Alegre scheint ungemein gut zu sein. Die Stadt ist bei ihrer nach allen Seiten abfallenden Lage fortwährend rein und trocken; jeder Regen wäscht sie ab, jeder Wind kann sie bestreichen. Bei einigem Theoretisiren könnte man meinen, daß manche Niederungsausdünstungen, eine Malaria, hinaufsteigen möchten in die Stadt und vielleicht viele Wechselfieber hervorrufen. Doch haben mehrere tüchtige Aerzte, die ich befragte, das durchaus in Abrede gestellt und erklärt, daß bis dahin der Ort ungemein gesund wäre. Im Jahre 1855 brach die Cholera über Brasilien herein und überzog das Land in den folgenden Zeiten. Auch Porto Alegre hat heftig von der Pandemie gelitten,

zumal die untern Stadtgegenden, wie das in der Natur der Sache liegt. Dagegen ist das gelbe Fieber, obwol es viel südlicher, bis Montevideo, an diesen Küsten sich ausdehnt, mit keiner Spur in Porto Alegre erschienen.

Ausgezeichnet wie die Luft sind nun auch die Volksnahrungsmittel. Fleisch, Kartoffeln, Bohnen, Gemüse, Fische, alles ist von ganz besonderer Qualität; vielleicht ist in dieser Beziehung Porto Alegre der erste Ort in Brasilien.

Für Trinkwasser-Gewinnung bleibt noch einiges zu wünschen übrig. Zwar liegt die Stadt mitten im Wasser, aber es sollte nur Bergwasser getrunken werden, und das ließe sich in Menge herbeileiten. Die einzelnen Brunnen in der Stadt haben eben nicht überflüssig Wasser trotz lateinischer Inschrift. Indeß ist selbst das direct aus dem Flusse geschöpfte Wasser vollkommen geschmacklos und klar.

So scheint mir denn das Leben in Porto Alegre ganz mit den Umgebungen der freundlichen Stadt im Einklang zu stehen. Während das Großartige einer wilden und schroffen Natur fehlt, drängen sich liebliche und weiche Bilder überall vor das Auge des Betrachtenden, und es überkommt ihn, wohin er auch blicken mag, das wohlthuende Gefühl, in einer friedlichen Natur glückliche Menschen zu finden, denen sich noch viele tausende mit dem allerbesten Erfolg, wenn ihnen Wille und Kraft zur Arbeit innewohnt, anreihen können.

In freudiger Stimmung dachte ich jetzt an meinen Zug durch die Provinz. Von des Präsidenten Excellenz mit den sorglichsten Empfehlungen versehen und förmlich überladen mit höchst nützlichen Briefen, die bei einfachern Naturzuständen eines noch nicht mit Hotels übersäeten Landes selbst nothwendig werden, setzte ich meinen Aufbruch auf den 10. März fest, wo das Dampfschiff nach Rio-Pardo gehen sollte. Eine Reihe brasilianischer Offiziere, mit denen ich von Rio-de-Janeiro auf der Imperatriz und von Rio-Grande auf dem Marquez

de Cachias gekommen war und selbst in Porto Alegre im selben Hôtel gewohnt hatte, sollten mit demselben Dampfboot gehen, um von Rio-Pardo aus gegen die Grenzen des Landes zu rücken, an denen wegen einzelner Uebergriffe und politischer Zweideutigkeiten des Präsidenten von Paraguay, Lopez, der Krieg ziemlich unvermeidlich erschien.

Zweites Kapitel.

Fahrt auf dem Jacuhy. — Ankunft in Rio-Pardo. — Die Indianeraldea von S.-Nikolão. — Die deutsche Colonie von Sta.-Cruz. — Rückkehr nach Rio-Pardo.

Der herrlichste Sommertag neigte sich gegen sein Ende, als wir uns um 6 Uhr nachmittags am Bord des Dampfers zusammenfanden, und eben war die Sonne untergegangen, als das kleine eiserne Flußschiff an der Stadt Porto Alegre vorüber durch die schöne Fläche des Guaiba nach Westen hinrauschte.

Je mehr wir in die liebliche Einsamkeit des Flusses eindrangen, desto schöner ward der Abend, und als wir nun das Insellabyrinth, zwischen welchem die hier zusammenkommenden Flüsse des Guaiba sich zu einem wirklichen Flußnetz verwickeln, hinter uns liegen hatten und den eigentlichen Jacuhy hinauffuhren, goß der reinste Sternenhimmel seine stille Nachtfeier aus über die duftende Erde.

In seltener Helle funkelten die Sterne gerade in der schönsten Region des Südhimmels. In vollstem Glanze sank der Jupiter unter, der Orion neigte sich gen Westen, Sirius, Kanopus und das ganze Schiff Argo, das Südkreuz und die

Glanzsterne des Centauren gossen magisches Licht aus und spiegelten sich wider in der schwarzen Fläche des spiegelglatten breiten Flusses. Höher stieg auch bald der Skorpion auf. Röthlich strahlte der Mars vor seinen Scharen, während die unter ihm hell auflodernde Milchstraße sichtlich die Mitternachtsstunde erhellte, bis denn auch des Mondes abnehmende Sichel, scheinbar zitternd in den feuchten Dünsten über den Waldufern, langsam am Himmel heraufgezogen kam.

Während so am Himmel sich der stille Wandel der Gestirne kund that, schien auf der Erde alles zu schlummern. Kaum die eine oder andere Stimme des Waldes ließ sich hören, nur selten flatterten einige Nachtvögel von Ufer zu Ufer hinüber und thaten einen Schrei, wenn sie das gespenstische, funkenspeiende Dampfschiff gewahrten.

Da ward es denn auch auf unserm Fahrzeug stille. Auf einer Matratze liegend, die unser freundlicher Commandant Diel, einer der schon erwähnten Dampfschiffer, für mich auf dem Verdeck zurecht legen ließ, denn in der Kajüte lag alles vollgepfropft durcheinander, und wohl zugedeckt mit meinem Poncho, mochte ich einige Stunden geschlafen haben, als unser Schiff sich festlief und so auch mich aufweckte. Aus der hellen Nacht war ein undurchdringlicher Nebel geworden, man konnte keine zehn Schritte weit etwas erkennen. Der Dampfer saß in einem dichten Baum fest. Und da solche Flußschiffahrt manche kleine Fährlichkeiten mit sich bringen kann, so fand unser guter Diel den Baum zum Ankern vortrefflich und band sein Schiff vollends fest an den Aesten der großen Juga, die uns aufgefangen hatte. Bald kam etwas Dämmerung; die Sonne brach durch die Nebel, wir banden unser Dampfroß los und gleich darauf ergötzte uns alle die volle Frische der Schiffahrt auf einem südamerikanischen Strom.

Dieselbe Vegetation, wie die am Rio-dos-Sinos, bedeckt die Ufer auch am Jacuhy. Doch fehlen dem Jacuhy höher

hinauf fast durchweg die Pontederienformen. Die Breitendimensionen sind wundervoll. Denn wenn der Fluß auch oft verengt erscheint, wenn auch einzelne, oft bedeutende Sandbänke sich weit hineinschieben ins Wasser und manche Stromschnellen, Cachoeiras, im heftigern Lauf die oft sehr geringe Tiefe des Wassers verrathen, sodaß das Dampfboot von sehr kundiger Hand geleitet werden muß, wenn auch das alles vorkommt: so erscheint der schöne Fluß dennoch meistens 5—800 Fuß breit und bildet besonders an solchen Stellen, wo man ihn fast eine halbe Meile hinaufschauen kann, herrliche Flußscenerien und anmuthige Landschaftsprospecte.

Diese Flußscenerien werden freilich von Menschen wenig belebt. Hier und da biegt eine Jacht um die Waldesecke oder ein größeres Canot rudert den Strom hinab. Oder am Ufer ist ein Holzplatz, an welchem das Dampfboot neuen Brennvorrath einnimmt. Hier sind dann Menschen in der Nähe; man entdeckt auch einzelne höher gelegene Weideplätze und manche hübsche Estaneias, Landsitze; aber nur zu bald geht alles wieder in Wald und Gebüsch über, theils unmittelbar am Wasserspiegel oder aus demselben sich erhebend, theils auf einem festern, 12—20 Fuß hohen Ufer emporwuchernd, an dessen streifenreicher Färbung manche Ueberschwemmung ihre Geschichte aufgeschrieben hat. Hunderte von Stämmen sind dann wol an solchen Stellen unterspült worden vom Strome und bei seinem Fallen und Zurücktreten in das alte Bett hineingestürzt. So sieht man sie reihenweis herunterhängen am Hochufer. Oder sie trieben mit dem Wasser fort und strandeten an Untiefen, um dort als zahlreiche und gefährliche Hindernisse für die Schifffahrt auf viele Jahre unverweslich liegen zu bleiben. Ja, wo sie in einiger Menge sich anhäufen, fangen sie den von der Flut aufgewühlten und fortgeführten Sand auf, bilden Bänke, Dämme und selbst Inseln, die immermehr anwachsen und den Strom nöthigen sich nach links und rechts hin sein Bett

weiter zu wühlen. Bald bedecken sich diese Inseln mit jungem Wald, und die einheimische Weide liebt es, wie jene im Norden, am Strande solcher Inseln ihr lichtes Grün im klaren Wasser wiederzuspiegeln.

So strebt der Strom, den Wald zu vernichten; so strebt der Wald, den Strom zu hemmen. Aber aus dem chaotischen Kampfe erzeugen sich immer neue Formen, Gruppen und Naturbilder.

Indeß ist auch die Thierwelt nicht verschwunden am Ufer des Jacuhy.

Ich erwähne hier kaum der Pferde und Rinder, die an einzelnen Lichtungen auf dem Hochrand des Ufers erscheinen, und aufgeschreckt von der Erscheinung des Dampfboots im vollen Laufe davonstürzen. Sonst ist die Säugethierwelt sehr wenig vertreten. Einige male erblickten wir am Ufer einige Kapivoris, Nagethiere, fast so groß wie ein Schwein, doch werden wir sie am Uruguay noch genauer sehen; Anten dagegen konnten wir nirgends entdecken, sie lieben viel tiefere Einsamkeiten.

Ganz anders ist die Vogelwelt vertreten, ja sie gewährt der Fahrt auf dem Jacuhy ihren größten Reiz.

Vor allem müssen hier die weißen Reiher genannt werden. Ebenso schlank die Form wie schneeweiß das Gefieder, stehen sie am Ufer und ihr Spiegelbild erscheint unter ihnen im schärfsten Umriß. Langsam auffliegend, schwimmen sie anmuthig dahin durch die Luft an halber Höhe des dunkeln Waldes, und wieder reflectirt sich im Wasser die zierliche Erscheinung. Oder der Vogel sitzt hoch oben an einer grünen Baumkuppel, dicht neben dem Tukan von glänzenden Farben und ungebührlich großem Schnabel.

Weniger häufig als der weiße Reiher erscheint der graue, oft von bedeutender Größe, und doch an Größe übertroffen von einzelnen Myctérien, die in scheinbarer Indifferenz am

Ufer stehen und nichtsdestoweniger ihre Beute recht geschickt zu erhaschen verstehen.

Und doch findet sich in ihrer Nähe ein viel kleinerer und doch viel geschickterer Fischer, der Bom Martinho pescator, „Martin der gute Fischer", eine Alcedonenart mit schwarzem Oberkopf, weißem Hals, rostfarbiger Brust und silbergrauen Flügeln. Wie erstarrt sitzt er auf einem trockenen Ast und lauert. Plötzlich fällt er wie ein Stein ins Wasser, verschwindet und kommt bald wieder zum Vorschein mit seiner Beute, die er dann auf seinem Aste rasch verschlingt, um weiter zu fischen.

Auch der häufige Plotus anhinga gehört zur Fischerzunft, ein den Kormoranen verwandter Vogel von dunklem Colorit, mit hellgrauem, außerordentlich langem Hals, den er schlangenartig und ungemein geschickt zum Fang hin und her bewegt und sich dadurch eine eigenthümliche unruhige Bewegung des Kopfes angewöhnt hat, die er selbst da noch ausübt, wo gar nichts zu fangen ist. Der Vogel, etwa so groß wie eine Ente, aber viel schlanker gebaut, ist recht ein Charaktervogel am Jacuhy.

Von einem schwarzen, entenartigen Vogel, den ich wegen seiner außerordentlichen Scheuheit nicht genau erkennen konnte, wimmelt es an einigen Stellen; er erinnert mich in Colorit und Form an die nordischen Trauerenten. Eigenthümlich ist es bei diesem Vogel, daß er oft ungemein tief schwimmt; oft schaut nur Hals und Kopf aus dem Wasser, während doch derselbe Vogel kurz vorher vollkommen auf der Fläche war. Er muß ein besonderes Luftreservoir haben, um sich im Verhältniß zum Wasser leichter und schwerer machen zu können.

Außerdem laufen zahlreiche Schnepfen und hochbeinige Strandläufer auf den einzelnen Sandbänken am Flusse umher. Drei bis vier Falkenarten ziehen muthig und in herrlichem Fluge über Wald und Strom dahin, und kommen oft,

fast herausfordernd, bis in die nächste Nähe des Dampfschiffs.

Das Wasser selbst dagegen ist ungemein arm an Lebenserscheinungen. Kaum einzelne Schildkröten sieht man, die auffallend schlecht untertauchen. Fast nie zeigt sich ein Fisch. Oft freilich scheinen einzelne größere dicht unter der Oberfläche des Wassers sich zu bewegen, kommt man aber hinzu, so entdeckt man den Irrthum: ein Baumast unter dem Niveau kräuselt die Fläche, eine Untiefe macht einen kleinen Wirbel und mit Mühe nur streift das Dampfschiff dahin über den Steinboden des Flusses.

Diese Untiefen oder Cachoeiras sind höchst unangenehm für die Schiffahrt. Denn wie schöne, nie versiegende Lebensadern die dem Guaiba zuströmenden Flüsse auch sein mögen, so bilden sie doch in den wasserärmsten Monaten manchmal wirkliche Unmöglichkeiten für die Schiffahrt. So mußte auch unser guter Diel, als er mit seinem Dampfboot nicht weiter konnte, uns eine halbe Meile vor Rio-Pardo aus Ufer setzen. Wir liefen etwas im Walde umher und geriethen erst in der Abenddämmerung an unser Ziel, nachdem wir in 21 Stunden 30 Leguas (22 geogr. Meilen) auf dem Flusse gemacht hatten, eingeschlossen den Zeitverlust im Nachtnebel und die Momente, wo wir in einzelnen Cachoeiras festsaßen oder große Wendungen machen mußten; kleine Uebelstände und Abenteuer, die der Flußschiffahrt einen eigenen Reiz und den Reisenden den besten Humor geben.

Ich hatte kaum einige Briefe in Rio-Pardo an ihre respectiven Adressen gelangen lassen, als mich noch am selben Abend die Freundlichkeit eines unendlich wackern Schweizers, des Herrn Luchzinger, aus meiner kleinen deutschen Kneipe förmlich mit Gewalt entführte und mich in die biedere germanisch-helvetische Gastfreundlichkeit eines bescheidenen und wohlhabenden Hauses hineinzog und dort behielt, obwol mir

noch drei brasilianische Häuser in ganz ähnlichem Sinne sich aufthaten.

Der Morgen des 12. März war ein vollkommen klarer Herbstmorgen des Nordens. Kalt war es, wie im September an der Ostsee; alles glänzte im Thau, aber auch in voller grüner Pracht um mich herum, und besonders schimmerte der Jacuhy freundlich herauf aus seinem Waldbett.

Rio-Pardo liegt auf einer Anhöhe über dem Fluß und einige Minuten davon entfernt, mit breiten, reinlichen Straßen, deren Abmessung offenbar auf eine größere Entwickelung der Stadt gerechnet hat. Die Stadt ist vielleicht die älteste der Provinz, und in frühern Zeiten dehnte sie sich auch glücklich aus. Rio-Pardo ward und war der Haupt- und Centralpunkt am obern Jacuhy; eine Menge Kaufleute und Handwerker siedelten sich an um die weite Landschaft ringsher, für deren Bewohner der Weg nach Porto Alegre zu weit wurde, mit allen Bedürfnissen zu versorgen. So entstanden viele ganz bedeutende Waarenmagazine.

Die sich auf dem Jacuhy entwickelnde Schiffahrt, zumal die Dampfschiffahrt, hat diesem vermittelnden Handelsverkehr einen großen Abbruch gethan. Landbesitzer und Bewohner kleiner Ortschaften, die sonst kaum daran dachten die Provinzialhauptstadt zu besuchen, können jetzt leicht und schnell den Fluß hinuntergelangen. Sie lassen Rio-Pardo liegen und gehen selbst nach Porto Alegre, um dort zu kaufen und zu verkaufen; ihnen folgten einzelne Kaufleute; sie schlugen ihren Handel in Porto Alegre auf und halfen reichlich mit an der Entwickelung und Blüte der Stadt, während Rio-Pardo vereinsamte.

Die Spur dieser Vereinsamung sieht man überall. Während die eine oder andere Hauptstraße mit vollständigen Häuserreihen besetzt ist und selbst prächtige Wohnungen enthält, sind manche Gassen nur sehr unterbrochen von Gebäuden ge-

bildet, und mehr als ein großes, massives Gebäude, viele Fenster breit, viele Fenster tief, steht leer. Im ehemaligen Waarenmagazin unten ist kein Verkehr mehr, die Zimmer oben sind von keinem Menschen mehr bewohnt; ein schönes Capital verfällt mit dem vermodernden Hause.

Daher ist es denn im Ort, trotz seiner 3500 Einwohner, außerordentlich still. Kaum da und dort sieht man eine mächtige Carrete, einen Frachtwagen auf zwei Rädern mit vier bis sechs Joch Ochsen, den Weg hinabgeschleppt kommen, kaum einzelne Trupps beladener Maulthiere ihre Straße ziehen. Dennoch hat die Stadt bei ihrer hübschen, frischen Lage ein ungemein freundliches Ansehen und die Rio-Pardenser sind vergnügte Leute, denen der Wohlstand in jeder Hinsicht eigen zu sein scheint, obwol viele von ihnen beim Beginn ihrer einzelnen Unternehmungen zum Reichwerden bestimmt zu sein schienen.

Einige Bewegung macht eine große Fabrik von Paraguaythee oder Mate. Die Mühle setzt 46 eiserne Stampfen zum Pulvern des Krautes und der kleinen Zweige in Bewegung, und das mit bedeutender Schnelligkeit, sodaß man den Lärm schon weit hört. Das Kraut, die göttliche Yerva maté der Spanier, Prometheus' Götterfunke, denn man saugt ihn glühend heiß mittels einer Saugröhre aus der Schale (bomba e cuja), kommt in ganzen Ochsenhäuten oder Bambuskörben aus den Hervães oder Matewäldern und wird nach der Pulverisirung in sehr gleichmäßig zugeschnittene halbe Ochsenhäute eingenäht, wozu ein eigenes Geschick gehört. Ueber 100 Arroben werden täglich präparirt, und der Absatz nach Buenos-Ayres geht reißend fort. Später werden wir schon Gelegenheit haben, genau von der Mate zu handeln und ihren göttlichen Mysterien.

Kirchen sind in Rio-Pardo besonders zwei. Die größere ist sogar recht stattlich. So ist auch ein neues Hospital sehr hübsch und freundlich und wird gewiß, wenn es erst ganz

fertig ist, viel Gutes stiften. Auch eine saubere Kaserne findet sich vor. Doch ist von dem allen nichts gerade frappant.

Sehr eigenthümlich ist dagegen bei Rio-Pardo die Aldea de S.-Nicoláo, ein Indianerdorf.

Als die europäische Invasion die Provinz Rio-Grande sich unterworfen hatte, trieben sich auch in der Gegend von Rio-Pardo einzelne kleinere Indianerhorden banditenartig umher, die man auf alle Weise zu civilisiren und wenigstens für die Civilisation unschädlich zu machen suchte. Man baute ihnen eine Meile von Rio-Pardo eine kleine Kapelle und legte ein Indianerdorf an, welches man der Leitung ihres Kapiquon überließ. So leben sie dort, halb im Gebüsch versteckt, ein Scheinleben hin, und ihre Zahl nimmt mehr und mehr ab.

Als ich die Aldea von S.-Nicoláo besuchte, fand ich auf dem Platze vor der Kapelle eine wirkliche Todtenstille. Auf mein Rufen vor einem Häuschen erschien eine junge Indianerin mit freundlichem, halb idiotischen Gesicht, und ihre Mutter, ein ziemlich kümmerliches Mannweib. Außer einigen befangenen portugiesischen Worten und einem verlegenen Lächeln, was mich wirklich wehmüthig stimmte, konnten die armen Menschen nichts sagen, nichts ausdrücken. Nicht einmal das konnten sie mir sagen, ob viele Menschen in der Aldea wohnten. Quem sabe isto? (Wer weiß das?) sagte die Alte verlegen. Doch fügte sie hinzu, daß hinter der Kirche im Gebüsch noch mehrere wohnten.

Bald entdeckte ich denn auch dort einzelne Hütten, aber dieselbe kümmerliche, farblose Existenz zeigte sich auch dort. Vor einer Hütte reinigte eine alte Indianerin Mais in einem Korbe von Bambusrohr. Neben ihr brannte ein Feuer; um dasselbe hockten drei Kinder und eine junge, ausgewachsene Indianerin, die Mutter der kleinen braunen Mädchen und Tochter der alten Frau. Ich wollte mit ihnen sprechen, aber

es wiederholte sich dieselbe Scene; nichts kannten, wußten, begehrten, sagten die seltsamen Phantome der Büsche.

Den kleinen Kindern kann man eine entschiedene Niedlichkeit gar nicht absprechen; freilich sind Kinder immer niedlich, von Negern, Indianern, Europäern! So ein kleiner zahmer Indianer sieht dunkelnußbraun aus, hat glänzend schwarzes Haar mit einigen Läusen, eine sehr kleine, enge Stirn, funkelnde kleine Augen in leicht schiefer Stellung, eine impertinente Stumpfnase, einen allerliebsten Mund und wohlgenährte, runde Körperformen, namentlich sind Hände und Füße sehr zierlich. So sind sie jung ganz wohlgebildete Geschöpfe und machen dennoch einen unendlich wehmüthigen Eindruck. Als Kinder hocken sie halbnackt um das Feuer, was ihnen niemals ausgehen darf; als erwachsene Bursche fangen sie einiges Wild; als Männer faullenzen sie; denn sie sind am Ende ihrer Existenz, wo die Arbeit beginnt. Daher sind sie unbedingt nur provisorische Menschen.

Wie die einzelnen, so ihre Gesammtheit! Und so ist auch die Aldea de S.-Nicoláo eine Aufbewahrungsanstalt für diese Cretinen des Südens, in welcher sie ihre Lemurenexistenz langsam abwickeln in trägem Nichtsthun, in trägem Nichtsdenken, Nichtsempfinden!

Und nun, kaum fünf Meilen hinter ihnen, wie anders dort! Dort klingt die Axt durch den Urwald, dort frißt das Feuer der Cultur um sich in den bisher ungezähmten Gebüschen: wiederum deutscher Muth, deutscher Fleiß, deutsche Sehnen haben hier einen Kampf begonnen gegen die Wildniß. Siege auf Siege feiern sie hier, Colonie reiht sich an Colonie und friedliche Wohnungen an wohlgeleiteten Picaden bezeichnen die Stellen, wo sich sonst die Horden der Bugres mit Unzen und Tapiren um die Schlupfwinkel stritten, oder nur einzelne Scharen von Brüllaffen von Baum zu Baum heulten.

Santa-Cruz heißt die ziemlich in gerader Nordrichtung sieben Leguas (4 Leguas = 3 geogr. Meilen) von Rio-Pardo am und im dortigen Gebirge liegende deutsche Colonie, deren Besuch ich gleich am 13. März vornahm, oder vielmehr mit mir vornehmen ließ, denn ich lag im Schlepptau aller nur denkbaren Freundlichkeit und Gastlichkeit. Mein junger College und bescheidener Freund Dr. Pedroso de Albuquerque, welcher von Porto Alegre mit mir gekommen war, und mir dafür, daß er als Student vor Jahren meine Klinik in der Mizericordia von Rio-de-Janeiro oft besucht hatte, durchaus zum Dank verpflichtet zu sein behauptete, machte mich im Hause seiner Mutter, der Witwe des verstorbenen Generals und Commandanten der Provinz Rio-Grande, Pedroso de Albuquerque, mit seinem Schwager bekannt, einem seit vierunddreißig Jahren in Brasilien lebenden Engländer, welcher einen schönen Landbesitz im Anfang der Colonie Sta.-Cruz hatte, mit der Entwickelung dieser Colonie genau bekannt war, und sich, da er eben zu seiner Familie zurückzukehren gedachte, mir zum Begleiter zu dienen anbot, wenn ich nur immer fortreiten wollte. Da war denn mein Entschluß sehr rasch gefaßt. Der andere, Capitän Moräes, Commandant der Stadt Rio-Pardo, an den ich einen Brief vom Präsidenten Ferraz abgegeben hatte, schickte mir auf der Stelle ein Pferd, und um 9 Uhr trabten wir beim schönsten Wetter lustig zum Ort hinaus nach Norden hinwärts, wo ein blaues Gebirge uns von fern schon das Ziel unserer Reise am reinen Himmel abmalte.

Einiges unregelmäßige Weideland, wenig fruchtbar, von einzelnen Gebüschen durchzogen, über welche einige Weihen jagend hinstrichen, brachte uns nach S.-Nicoláo, nachdem wir unterwegs einigen häßlichen Indianerinnen zu Pferde begegnet waren. In schmuzigen Kattunkleidern, wie Männer reitend, den Kopf mit einem Tuche bedeckt, worüber noch ein Mannshut mit breitem Rand sitzt, um das runzelige, farblose

Gesicht möglichst zu verstecken: so sahen sie aus wie reitende Mumien, oder, man verzeihe mir die Lieblosigkeit des Ausdrucks, wie Affen, die zu einem Jahrmarkt ziehen.

Gleich hinter S.-Nicoláo stieß ein Herr Wolfram zu uns, der sich mir als den evangelischen Geistlichen von Sta.-Cruz vorstellte, ein freundlicher, gefälliger Mann, der mich jedoch in der nächsten Viertelstunde zur Ueberzeugung brachte, daß er nicht Theologie studirt habe. Noch eine Strecke ritten wir durch Gebüsch und einige Vertiefungen, bis wir den sogenannten Campo erreichten.

Solch ein Campo ist keineswegs eine ganz flache Ebene, in der man einen erstarrten Ocean zu erkennen glaubt. Er kann ebenso flach wie hügelig, ja fast gebirgig sein. Das Wort Campo soll nur ein von der Natur gebildetes, offenes Grasrevier anzeigen, im Gegensatz zum Wald, zum Waldgebirge. So ist denn auch der Campo nördlich vom Rio-Pardo mit weiten, nicht hohen Hügeln, Cuchillos oder Cuchillas, durchsetzt, in deren kurzem Grase zerstreute Rinderheerden weiden. In den Vertiefungen ziehen sich mehr oder minder ausgetrocknete Bachbetten hin, wo sich dann einiges Gebüsch, Myrten und Melastomen angesiedelt haben. In größern Fernen wird dieses einfache Bild einer gewissen Verödung eingefaßt von dunkeln Wäldern oder blauer Serra.

Unter Führung eines kundigen Begleiters folgt man nicht der staubigen Straße, die sich auf den Hügeln hinwindet. Ungenirt reitet man durch das Grasfeld selbst, wo der Pflanzenfreund vom Sattel herab manche hübsche Syngenesisten und Leguminosen, einige anmuthige Zwergmelastomen mit gelben Antheren, zwei oder drei Rubiaceen und eine hübsche rothe Akazie erkennt, dazu einige prachtvolle Convolvulus und manche aromatisch riechende Labiaten.

Doch sei man etwas aufmerksam auf den Gaul selbst. Ueberall sind unter dem Grase halb versteckt Löcher als Ein-

gänge in die Höhlen zahlreicher Tatus oder Armadille; überall bilden Ameisenhaufen steinharte kleine Hügel, überall kann man stürzen.

Manchmal trifft man ein breites, tiefes Bachbett, und es ist eben so unbequem und selbst schwer, hinunter- wie wieder hinauszureiten. Im Grunde ist viel loses Steingerölle und unsicherer Boden. Zuweilen aber ist der Boden zwischen den Hügeln selbst unsicher. Das umherfließende Regenwasser unterminirt manchmal den harten Grasboden und bildet einen unterirdischen Bach oft auf weite Strecken. Solange solch ein Kanal vom fließenden Wasser ausgefüllt ist, hält er sich. Kommt aber trockene Zeit und wird die bedeckende Erdrinde etwas dünner, so stürzt oft ein ganzes Stück brunnenartig, fast zum Durchmesser von 16—20 Fuß und mindestens ebenso tief, in die Erde hinein. Da hat man denn, wie ich es an einer Stelle sah, den sonderbaren Anblick, höheres Gebüsch, ja selbst eine ziemlich schlanke Palme nur mit der Krone aus dem Loch herausschauen zu sehen, und kann wol selbst, wenn man dem sonderbaren Bosquet in der Erde zu nahe kommt, einmal zu demselben hinabrutschen.

Thiererscheinungen sind nicht mannichfaltig. Aus dichterm Grasbüschel oder unter einer Bromelie hervor schwirrt oft in nächster Nähe ein Rebhuhn auf. Der am Flügel gespornte Queroquero schreit fast ohne Unterbrechung, oft vom Rücken einer weidenden Kuh herab. Einzelne Habichte und Weihen streifen unruhigen Flugs umher, während hier und da ein kleiner Kauz sich zeigt auf der Spitze eines Ameisenhaufens in regloser Erstarrung.

Nachdem wir solchen Campo, ein rechtes Charakterland, in einer Ausdehnung von etwa zwei Meilen zurückgelegt hatten, begann wieder größere Mannichfaltigkeit des Lebens und Ansichten näherer Gebirgszüge mit ringsum liegendem Wald. Auf einem Hügel liegt hier das unbewohnte und deswegen

verfallende Landhaus meines englichen Begleiters William Lewis inmitten eines schönen Landbezirks. Ueber zügellosem Unkraut wuchern die herrlichsten Orangenbäume und Feigengebüsche, neben ihnen einige Pflaumen- und Aepfelbäume von geringerm Wuchse. Schon mancher Fremde hat in diesem Hause Aufnahme gefunden: am classischsten aber ist es dadurch geworden, daß auch der alte Bonpland hier oft eingekehrt ist und in der Gegend vielfach botanisirte.

Bald ritten wir über einen kleinen Waldbach und kamen endlich zu einer großen, weiten Klärung, welche an ihren letzten Enden wieder in Gebirg und Wald übergeht.

Hier beginnt die deutsche Colonie von Sta.-Cruz. Der Platz heißt das Fachinal und soll einmal der Centralpunkt, die „Villa" von Santa-Cruz werden. Ein sehr großes Viereck ist als künftiger Hauptplatz angedeutet. Bis dahin aber stehen nur drei oder vier einzelne Häuser und die im Bau begriffenen Grundmauern einer katholischen Kirche auf dem grünen Rasenplatz.

In einem dieser Häuser sollte ich bei einem Deutschen wohnen. Mein Engländer, Senhor Guilherme Luiz, wie ihn die brasilianische Uebersetzung allgemein nennt und schreibt, wollte mich aber nicht von sich lassen, sondern ließ mein Pferd absatteln.

Nach wenig Augenblicken befand ich mich im lieben Familienkreise, dessen ländlich bescheidene, gesittete Einfachheit und schöne Einheit mir unvergeßlich bleiben wird.

Ich wollte, ich dürfte aus solchem Familienkreise ausplaudern. Da könnte ich von einer keineswegs für so tiefe Waldeinsamkeit geborenen und erzogenen Frau erzählen, die noch in frischer körperlicher und geistiger Fülle gerade ihr elftes Kind stillte, während ihr erster Sohn schon als junger Offizier beim Heer am Uruguay stand, und die so unverzagt und eifrig ihren Pflichten im Hause nachkommt, als wären sie Ball und

Theater, und die nun noch den Deutschen in den Picaden auf alle Weise Rath und Beistand angedeihen läßt. Und mitten in all diesen Arbeiten und Entsagungen hatte die Frau nur einen einzigen Kummer: daß ihr nämlich hier im Wald nicht alle Hülfsmittel zur Erziehung der Kinder zu Gebote ständen. Und doch sahen eben diese Waldkinder so lieb und rothbackig aus und schämten sich so anmuthig vor dem Fremden, daß ihnen sogar der strenge Struwelpeter ausnahmsweise das Daumenlutschen erlaubt haben würde.

Freilich ist es einsam am Fachinal von Sta.-Cruz! Als ich ganz früh am Morgen des 14. März vors Haus trat, schien ein ganzes Meer von Waldwellen vor mir, besonders etwas nach links hin, dazuliegen, gerade so grünblau, so duftig ausgedehnt, wie die gewaltige Fläche des Oceans, nur in riesigern Formen und Erhebungen, aber ganz gleich in tiefer Vereinsamung und befangender Einförmigkeit. Wald, überall Wald, in den Tiefen, auf den Höhen Wald! Da schimmert kein Thurm aus der Ferne her, kein Dorf, kein Haus. Kaum eine Stelle entdeckt man, deren besondere Färbung an einen Anbau des Bodens erinnern möchte. Nur der Rauch, der in einzelnen Waldpartien langsam aufsteigt, verkündet, daß im einsamen Thale schon kühne Anbauer sich festgesetzt haben, und daß aus dem Chaos wilder Natur eine gesittete Cultur hervorsprossen wird!

Und doch kommt mir immer ein „Lederstrumpf"-Gedanke, wenn ich den wilden Wald zusammenbrechen sehe unter Axt und Feuersgewalt; gerade an jenem Morgen kam er mir. Es war ein Sonntagmorgen, eben ging die Sonne auf. Ein kleiner Pfad führte mich in den Wald hinein und bald umgaben mich all die tausend Formen, Farben und Gestalten des wildesten Forstes, botanische und zoologische. Melodisch triefte der letzte Thau von den Baumkronen herab, auf denen bunte Papageien sich das bunte Gefieder zum Sonntag put-

ten. Ganz in der Ferne eilten die Affenscharen. Lautlos dagegen schwebten große Tagfalter an lichtern Stellen auf und ab. So still war es dann, so sonntagsstill, man konnte die Pflanzenwelt athmen hören. Da saß ganz einsam auf einem umgehauenen Baumstamme das leibhaftige Bild des Cooper'schen „Lederstrumpf", dem kam es sündlich vor, daß man so gegen Gottes herrliche Urwaldswelt mit Eisen und Feuer wüthete, als ob die Natur nur da etwas werth wäre, wo man Kohl und Rüben pflanzen könnte. Ich selbst war der „Lederstrumpf", aber ein Hahn am Walde schmetterte seinen Schrei in meine Sonntagsbetrachtung, einen Hahnenschrei! Ein Schrei großer, gewaltiger Bedeutung! Er verkündet dem Wald seinen Tod, der Cultur ihr Leben!

Zwei Thierrufe kenne ich in amerikanischen Waldungen, die charakteristisch sind und mir gerade am Fachinal so erschienen. Grausig erscheint mir immer das Brüllen der Affen: es ist das Brüllen des wilden Urzustandes, des tief brutalen, hoffnungslosen; ich kann es nicht hören, ohne eine Art von Grausen zu empfinden.

Dagegen der Hahnenruf, ist er nicht das Trompetengeschmetter der andringenden Cultur? Kaum ist eine kleine Klärung gemacht, kaum eine Hütte gebaut, so sitzt auch schon der Haushahn oben darauf und kräht aus vollem Halse den Apostelruf in die Wildniß hinein. Ein Hundegebell ist gar nichts, ein Hund bellt auch im tiefen Walde, wenn er die Ante aufjagt, wenn er den Tropeiro begleitet auf einsamem Gebirgspfad. Wo aber der Hahn kräht, da kräht er auf dem Zaune des Colonisten, und da ist es zu Ende mit der Wildniß und dem ungastlichen Urwald. Welch' eine sinnige Idee setzte doch den Hahn auf den Kirchthurm, den Hahn zur Mahnung einem Petrus, als er seinen Herrn verleugnete!

Als ich aus dem Walde zurückkehrte, hatte der Platz vor dem Hause meines gastlichen Engländers einen belebten An-

strich gewonnen. Von allen Seiten her kamen deutsche Colonisten herangetrabt um ihre Wochenbedürfnisse am Fachinal zu kaufen; alle deutschen Namen hört man: Schultz, Müller, Meyer, sogar Winterfeld hörte ich über den Platz rufen.

Da kamen denn auch Leute, die Mais und Bohnen zum Verkauf brachten, beide Sachen in losen Quersäcken über den Lastthieren hängend. Oben darauf sitzt meistentheils nur ein Kind, ein Flachskopf von acht bis zehn Jahren, Knabe oder Mädchen, einerlei! Aber je kleiner, desto besser, damit das Thier leichter marschiren kann. Ganz allein kamen solche kleine Reiter ein bis zwei Meilen weit her und trieben ihre Sache mit einem so bescheidenen Ernst, solcher Sicherheit und Ruhe, daß ich wirklich lachen mußte. Waren die Thiere jedoch abgeladen, so schwang sich das kleine Lumpengesindel im Nu hinauf, galoppirte im vollsten Laufe davon und verschwand hinter Busch und Wald.

Auch Kranke fanden sich ein, und ich half so viel ich konnte, versprach auch, beim Bereiten der Picaden da und dort vorzukommen. Das arme Volk liegt so weit ab von aller ärztlichen Hülfe, daß man auf alle Weise ihnen helfen muß, wie wenig das auch oft bei einem einmaligen Besuch geschehen kann.

Gegen Mittag kam Herr Wolfram, um mich zu einem längern Ritt durch die Picaden der Colonie abzuholen.

Wir schlugen den Weg ein durch die Picada do Rio-Pardinho in ziemlich nördlicher Richtung. Gleich im Anfang liegt ein Haus, in welchem provisorisch die katholische Kapelle eingerichtet ist. Gerade war die Messe aus. Eine Menge wohlaussehender deutscher Colonisten, Männer und Frauen, kamen des Wegs daher, und ich freute mich an dem freundlichen „Guten Morgen!"

Die anfangs ziemlich flach liegende Picade und ihr ziemlich guter Weg ändern sich bald. Die Gegend wird bergiger, der Pfad schlechter, Brücken, Knüppeldämme, Durch-

gänge durch kleine Bäche u. s. w. immer mangelhafter, ob durch Nachlässigkeit der Colonisten oder der Direction, will ich dahingestellt sein lassen. Nichtsdestoweniger reiht sich hier Colonie an Colonie im glücklichsten Gedeihen; jede sogenannte Colonie zu 100 Brassen Breite bei 1500 Brassen Tiefe, ein schönes Stück Land, überreichlich groß, aber eben deswegen vortrefflich! Auf solchem Stück Land können sich Fäuste regen und um sich hauen, ohne gleich mit der Arbeit zu Ende zu sein. Alle kleinern Stücke taugen nichts. Solche Colonie von Sta.-Cruz entspricht ungefähr 300 Morgen Landes nach magdeburger Maß, wenn ich nicht sehr irre.

An vielen Stellen der Picade hängt der Anbau in diesen Colonien schon vollkommen zusammen, und man erblickt weite Abhänge, in denen der Wald ganz verschwunden ist, der Mais dagegen in üppigster Fülle wogt, hoch überragt von auffallend schlanken Palmen, die in ihrer Vereinzelung einen hübschen Effect machen. Es scheint, als ob die deutschen Anbauer vor diesem Baum des Friedens, als dem Symbol der neuen Heimat, eine Art von Ehrfurcht hätten. Man verschont sie gern beim Vernichten des Waldes, und das um so eher, da sie kaum ein Plätzchen einnehmen, kaum einen Schatten werfen. Ich traf einige dieser stehen gebliebenen Bäume, die bei $^3/_4$ Fuß Durchmesser über 80 Fuß Höhe hatten und dann nur einen geringen Blattbüschel trugen. Größere Schlankheit der Form hat die Natur kaum irgendwo erstrebt, als bei diesen Palmen, wenn es auch viel größere Arten gibt. Schnurgerade stehen die herrlichen Bäume nebeneinander und dennoch traurig und vereinsamt. Denn unter ihnen ist mitten im Bilde der frischen, grünenden Cultur alles wilde, grausige Zerstörung. Ueberall halbverkohlte Baumstämme und Asche, — das Verglimmen des verzehrenden Waldbrandes am halbgerösteten Forste! Erst nach vielen, vielen Jahren wird solch eine Colonieniederlassung das Bild eines stillen Friedens, einer

geordneten Ruhe, einer äußern Nettigkeit gewähren. Bis dahin bietet sie nur den Anblick ungezügelter Zerstörung, wie sehr sich auch im Gedeihen der Pflanzungen die Ueppigkeit und Fruchtbarkeit des gewonnenen Bodens kund thut.

Nach einem Ritt von etwa zwei Meilen kamen wir in immer steilere Bergabhänge hinein. Hier setzten wir durch den in der Tiefe fließenden Rio-Pardinho, einen kleinen Waldfluß, nach dem die ganze Picade ihren Namen hat.

Der Rio-Pardinho entspringt nördlich von der Colonie in der allgemeinen Serra. Es würde für die ganze Colonie, namentlich aber für die Picada do Rio-Pardinho eine große Wohlthat und recht eigentlich eine Lebensader werden, wenn man ihn schiffbar machen könnte. Daran hat man sehr lebhaft gedacht, als man die Colonie gründete, und hat vor kurzer Zeit 11 Contos de Reis (9—10000 Thlr.) ausgegeben, um ihn von der Masse von Baumstämmen zu befreien, die ihn bedecken und verstopfen. Doch ist das Geld verschwunden, aber nicht die Baumstämme. Beim viermaligen Durchreiten des Flusses habe ich so viele Stämme in seinem Laufe liegen sehen, daß wirklich großer Muth dazu gehört, wenn jemand behauptet, daß der Fluß gereinigt worden wäre.

Ich traf den Rio-Pardinho bei so niedrigem Wasserstande, daß mir seine Beschiffung in irgendwelchem Theile der Picade unmöglich erscheint, und das um so mehr, wenn man bedenkt, daß das massenhafte Weghauen von Waldungen auf meilenweiten Ausdehnungen die Wasserbildung verringert.

In Regenmonaten dagegen ist der Fluß ein böser, selbst höchst gefährlicher Nachbar. Er schwillt oft sehr rasch an, ja man hat ihn schon einmal zur furchtbaren Höhe von 36 Fuß steigen sehen, wo dann ein Theil der Picade ganz von allem Verkehr abgeschnitten war.

Solch zügelloses Element ist unter Umständen viel schlimmer als ein schlechter Weg. Wollte man die Wege der Co-

lonie mit ganzem Ernst brauchbar machen, so könnte man ein für allemal den Fluß aufgeben und das dort hineinversenkte Geld künftig für Straßenbau benutzen: so aber wird von beiden Verkehrswegen viel geredet, die Schlechtigkeit des einen mit dem Verbessern des andern entschuldigt und nichts ordentlich gemacht.

Bei vielen Colonisten, Schlesiern und Pommern, stieg ich ab, je nachdem ich Fragen thun und Erkundigungen einziehen wollte, oder ärztlichen Rath ertheilen konnte. Von den Leuten selbst, von ihnen allein, wenn sie ganz unbefangen reden können, erfährt man das, was man wissen will, nicht aus Relatorien- und Directorial-Aussagen. Nur so kann man sich eine richtige Ansicht verschaffen und darf ein Urtheil fällen, wie wir das später thun werden.

Tiefer in die Picade hinein wird die Gegend wieder weiter und selbst die Vegetation ist mannichfaltiger. Ungeheuer viele Solanen und Acanthaceen wuchern hier und ein hübsches weißes Jonidium, der anmuthige Repräsentant nordischer Veilchen auf südamerikanischem Boden, von welchem ich später auch eine blaue Species fand. Aber der herabsinkende Abend machte unserm ebenso ermüdenden wie interessanten Ritt ein Ende. Ohne Umstände kehrten wir in ein Colonistenhaus ein, wo man Roß und Reiter in herzlicher, derber Weise aufnahm, dem Pferde die eingepferchte Weide, Potreiro, dem Reiter erst den Abendtisch anwies und nachher noch, was ich auch dagegen thun mochte, ein Bett abtrat. Das Bett ist so gut gemeint, daß man ihm alles verzeiht, besonders die indogermanischen Wanzen, die sich nächstens über den ganzen Erdboden mit der deutschen Einwanderung verbreiten. Am meisten fiel mir das auf, daß man nirgends eine Thür zuschließt. Alles bleibt offen. So bekam ich denn nachts verschiedene zoologische Besuche; einer sprang auf mein Bett, ich diagnostisirte eine Katze. Als ein Hund kam und ich ihn fortjagen

wollte, erkannte er einen Fremden im Bette seines Herrn und bellte mörderlich. Einige Schweine kamen auch; ebenso hörte ich auch eine große Fledermaus lange über mir hin und dicht auf mein Gesicht flattern. Doch genirt das einen Reisenden gar nicht und ich schlief, trotz Katzen, Hunden, Schweinen, Fledermäusen und Wanzen recht ordentlich.

Am nächsten Morgen nahmen wir mit Kaffee und Pfannkuchen Abschied von den guten Leuten, denen man die Hand gibt für all ihre Güte, aber ja kein Geld, denn sie halten „keine Vende". Die „Vende" gibt da immer den Ausschlag; in der „Vende" bezahlt man, nicht bei Privaten, und man muß erst einige Zeit gereist sein, um zu wissen, was zu thun und zu lassen, und wie es anzufangen ist.

Der freundlichste Morgen führte uns die Picade vom Rio-Pardinho vollends zu Ende, immer längs der oben angedeuteten chaotischen Scenerien von Wald, grünem und verkohltem, von üppigem Anbau und tiefster Einsamkeit. An einer Stelle mußten wir einen sehr schroffen Abhang von etwa 800 Fuß hinaufreiten; der Anblick von oben herab auf die schweigende, herrliche Waldung läßt sich mit Worten nicht schildern.

Noch einige tiefer liegende Colonien folgten. Dann wandten wir uns zur Picade von Sta.-Cruz, nach der die ganze Colonie ihren Namen hat.

Eine schroffe Waldwand lag vor uns. Kaum die Spur eines Fußpfades führte hinauf; oft schien es unmöglich, den Weg zu verfolgen; oft ist er so steil, daß die Pferde fast hinaufspringen müssen: und dennoch liegen Baumstämme im Wege, oder er ist so schmal zwischen Bäumen, daß man die Beine nach vorn strecken muß, um ihnen neben dem schmalern Hals des Pferdes einen Platz zum Mitkommen zu sichern. Im selben Augenblick aber hängt man in einer armdicken Liane fest; man macht sich schnell los, da sitzt aber der Gaul auch fest, und nun hat man kein Terrain, abzusteigen, denn links

ist die Wand, rechts die Tiefe. Kommt man aber doch zur Erde, um alles wieder zu ordnen, so ist das Aufsteigen noch schlimmer. Im Aufschwung zum Sattel rennt man mit dem Kopf an einen Stamm, schlägt mit dem Knie gegen eine Palme, mit dem Fuß gegen einen Araçastamm und faßt beim Schließen noch einen Cipo, Schlingpflanze, während der Gaul schon fortkeucht. Da hören denn alle europäischen Reitertheorien auf, selbst die genaue Kenntniß der „Wettrennen mit Hindernissen“ hört auf, und man ist ganz auf die Turnergewandtheit aus der Jugendzeit angewiesen. Wie oft habe ich im Durchdringen südamerikanischer Wälder an meinen lübecker Turnplatz zurückgedacht! Er hat mir viel Dienste geleistet und mag mir manchmal vielleicht das Leben gerettet haben, immer aber meinen Muth, meine Ausdauer hat er aufrecht gehalten.

Nach einer vollen Stunde solcher Arbeit kamen wir mit zitternden Gäulen und selbst in zerzaustem Zustand in die Picade von Sta.-Cruz hinauf, wo allgemeine Rast gehalten ward.

Ganz das, was die Picade vom Rio-Pardinho im Thal dieses Flusses ist, ist die Picade von Sta.-Cruz für die Höhe des Bergrückens. Während man dort unten bergauf brennt und haut, streckt sich hier der Culturangriff gegen den Wald von oben nach unten. Aber noch immer liegt ein breiter Waldstreif zwischen dem Doppelangriff des Anbaues. Tief unten erkannten wir als kleine Fleckchen, Inseln im Waldmeere, dieselben Colonien, die wir besucht hatten.

Aber oben wie unten ist die Arbeit gleich gesegnet. Und dennoch erscheint oben in der Picade von Sta.-Cruz ein großer Vorzug. Mitten durch die Ansiedelung verläuft hier auf dem Bergrücken ein breiter Weg, ein Fahrweg sogar, der mit Carreten befahren werden kann. Er kommt vom Jacuhy aus Rio-Pardo und bildet den Hauptweg von dort nach dem

Norden. Durch tiefe Waldeseinsamkeiten führt er bis zum kleinen Ort Nossa Senhora da Soledade do passo fundo, „unserer Liebfrauen in der Einsamkeit an der tiefen Furt“, von wo er dann den Uruguay schneidet, um tief im Innern der Provinz Parana über die Confluenten des Paranastroms nach S.-Paulo auf einem Wege von hunderten von Meilen zu führen. Wie wenig solch ein Weg, denn er ist auch schlecht genug, auch sagen will: so ist er doch der alleinige Grund, daß die viel neuere Picade von Sta.-Cruz der ältern von Rio-Pardinho bereits nachgekommen ist und ihr vollkommen gleichsteht, ohne daß die Colonisten dieselben Subsidien, wie die im Thal, bekommen hätten.

Der verschiedene Eindruck, den beide Picaden machen, ist eben der vom Berg und vom Thal. Es ist aber eine herrliche Freude, auf dem Wege von Sta.-Cruz im schönen Nachmittagswetter hinzutrottiren, an gedeihenden Colonien vorbei, und über die endlosen Waldungen der Tiefen hinzublicken. Von einzelnen Punkten kann man sich manchmal gar nicht trennen. Ja, der am höchsten gelegene Endpunkt Boa-Vista, von wo man wol 8—10 Meilen in die Landschaft hineinschaut, gewährt dem Betrachtenden einen unaussprechlichen Reiz, wenn auch das allmächtige Werde! der Cultur noch nicht weit dort hineingedrungen ist. Einigermaßen in dieser Gegend wird eine protestantische Kapelle gebaut in Form eines wohlgefugten Hauses. Doch auch in solch einfacher Form mag es ein segensreiches Gotteshaus werden.

Eigenthümlich war es, daß ich in dieser Picade auf drei verschiedenen Colonien Bekannte antraf, Menschen, denen das Geschick in Rio ungünstig und feindlich gewesen war, bis sie denn auf der Höhe von Sta.-Cruz Ruhe, Zufriedenheit und Wohlstand gefunden hatten, weswegen ich mich vielfach freute sie hier wieder zu finden.

Wir ritten zu Thal, aber der Abend überfiel uns. Jedoch

hatte mein des Wegs vollkommen kundiger Begleiter kein Bedenken, den Ritt fortzusetzen. Eigenthümlich und selbst schaurig war er. Oft kamen wir durch so dunkeln Wald, daß ich meinen Begleiter nur noch an der Stimme erkennen konnte; oft ging es Abhänge hinunter, wo man den matten Gaul nicht lenken darf, um ihn nicht irrig zu machen; an schroffen Stellen stieg ich ab, nicht aber, ohne mit dem schrägen Boden in den allerunsanftesten Contact zu kommen.

Doch ging alles glücklich, also äußerst vortrefflich ab. Spät kamen wir nach dem Fachinal zurück zum wackern Guilhermo Luiz, aber weder zu spät für die Hausordnung noch die Herzensgüte der Bewohner. Wir hatten den Tag etwa zwölf Leguas Wegs gemacht. Wenn das auch dem eisenbahnbefahrenden Europäer sehr wenig erscheint, so ist das doch in einer rio-grandenser Gebirgspicade eine anstrengende Tour für Roß und Mann. Und trotz der herrlichen Reise gestehe ich ganz offen, daß ich mich viel behaglicher im saubern Bett am Fachinal, als in dem am obern Ende der Picade von Rio-Pardinho fühlte, mit wie gleicher Gastlichkeit auch beide geboten worden waren.

Am folgenden Morgen hatten wir einen Ritt zu einer dritten Picade vor, in der wir den Director der Colonie, Herrn Johann Martin Buff, zu treffen hofften, in der Picade de Donna Josepha. Da unser guter Engländer mitreiten wollte, so konnten wir ihm nicht zumuthen, daß wir ganz früh aufbrächen. Höchst behaglich ward erst gefrühstückt. Um 10 Uhr stiegen wir auf und trabten lustig waldwärts.

Bald kamen wir in eine breite, schnurgerade in den Wald hinein gehauene Picade, die mit der Zeit einen Fahrweg bilden wird, vorläufig aber noch ein Meisterstück von Verwirrung und Halbverkohlung ist. Mitten im Wege kann man seinen Weg nicht finden, und man muß es dem speciellen Studium und natürlichen Takt des Gauls überlassen, wie

er sich über und zwischen Baumstämmen, zum Theil noch glühenden, hindurchfindet. An vier bis fünf kleinen Palmknüppelbrücken muß man absteigen und das Pferd nachziehen, damit man nicht einbricht. Auch durch den Rio-Pardinho, der zwar ganz lustig hier durch den Wald strömt, aber immer noch nicht genug Wasser zu einer künftigen Schiffahrt hat, ritten wir hindurch und kamen dann zum Wald hinaus auf einen weiten Campo, wo eine Reihe höchst provisorischer Hütten aufgeschlagen war für eben angekommene Colonisten, denen ihr Land abgemessen ward.

Diesem Landvermessungs-Umstande allein verdanke ich es, daß der genannte Director eben dort in einem provisorischen Hause wohnte. Sonst lebt er mit seiner Familie in der Stadt Rio-Pardo und kann sich eben wegen dieser weiten Entfernung nicht um die Colonie bekümmern; — vielleicht der Hauptumstand, daß die Colonie so gut geht.

Johann Martin Buff ist ein alter Soldat, der mit den Truppen im Jahre 1829 nach Brasilien kam. Er ist ganz wie jene Zeit, ganz wie jene Truppen. Ich gab ihm meinen Brief vom Präsidenten Ferraz, mit dem er gar nichts anzufangen wußte. Nur wegen seines schlechten Hauses entschuldigte er sich, weswegen er sich auch beeilen wollte, die Vermessungsarbeit zu vollenden und dann nach Rio-Pardo zurückzugehen. Erst als ich schon wieder im Sattel saß, sagte er mir, der Präsident hätte ihm den Befehl geschrieben, mir alle möglichen Informationen über die Colonie zu geben, und es schien ihm ungemein lieb zu sein, daß ich gar nichts von ihm wollte, sondern bereits vollständig über die Colonie unterrichtet war. Nur einzelne Zahlen hatte ich zu fragen, und in heiterer Stimmung verließ ich den alten Soldaten von 1829.

Wir ritten denselben Weg zurück, den wir gekommen waren; ich hatte etwas Zeit beim Buff verloren und konnte nicht weiter die Picade von Donna Josepha besehen, — oder ich war

ärgerlich über die Art und Weise, wie Sta.-Cruz dirigirt wird. Daß den Leuten die Arbeit gelingt, verdanken sie wahrhaftig nicht der Direction!,

Am Rio-Pardinho hatte man unterdeß ein Feuer angemacht, um eine Menge umgehauener Waldbäume zu vernichten. Das schöne Nutzholz! Haushoch loderte die Glut; die Hitze riß die Flammen heftig in die Höhe und mit ihnen große brennende Fragmente, die dann weit hinein in den Wald flogen und dort knisternd erloschen. Es war eine wilde, jammervolle Mordbrennerei, welche die Cultur hier trieb.

Wir kehrten zum Fachinal zurück, ich war mit meinem Besuch der Colonie zu Ende. Große Freude hatte mir der Besuch auf dieser Colonie gemacht, einer neuen Kraftäußerung deutscher Arbeit auf brasilianischem Boden.

Etwa vom Jahr 1849 her datirt sich die Gründung der Colonie. Das Gedeihen von S.-Leopoldo forderte mit Recht zur Gründung einer zweiten Colonie auf, um so mehr, da man eine Gegend, einen Boden dazu verwenden konnte, der mit dem von S.-Leopoldo ganz ähnliche Beschaffenheit hatte und im selben Gebirgszug lag, und nicht allzu fern vom schiffbaren Jacuhy, zu dem man die kleine Wasserstraße des Rio-Pardinho benutzen zu können glaubte.

Etwa 8—10 Quadratleguas wurden dazu bestimmt, deutsche Einwanderer aufzunehmen, denen man günstige Bedingungen stellte. Doch war vorläufig die Zahl der Einwanderer bestimmt und beschränkt; ein seltsames Beginnen, denn man hemmt durch solch Eindämmen den freien Strom einer Einwanderung.

Um solchen Strom herbeizulocken, schickte man einen Agenten nach Hamburg, der für jeden Kopf eine Commission bekam. Von diesen per Stück bezahlten Menschenmäklern sprechen wir ein andermal.

Es kamen Einwanderer genug, viele vollkommen passend für den Kampf mit dem Urwald und jetzt glückliche Leute,

viele dagegen untauglich dazu und unvorbereitet auf die schwere Arbeit, welche ihnen von humanen Subagenten mit rosigen Farben geschildert sein mochte. Ich selbst habe einige von solchen Getäuschten gesprochen. Sie haben schweres Heimweh gehabt, bittere Reue gefühlt und ihre Emigrationsagenten verflucht. Aber Gottes Gnade hat sie nicht verlassen.

Unter großen Mühen und Kämpfen entwickelte sich die Colonie. Sie war ein fremdes Element und bedurfte eines besondern Beistandes. Er ward ihr. Einen Namen vor allen muß ich hier nennen, den Namen eines Mannes, den alle, besonders auch in Brasilien lebende Deutsche nie hoch genug achten und ehren können, wie viel sie das auch bereits thun: Cansançaõ de Sinimbú! Gerade in der Zeit, wo die eben aufkeimende Colonie von Sta.-Cruz eines kräftigen Arms bedurfte, ward der ebengenannte brasilianische Staatsmann Präsident der Provinz von Rio-Grande do Sul.

Mit einer deutschen Dame von der feinsten Bildung und edelsten Gesittung verheirathet und sogar selbst deutsch redend ward er gern und freudig bis zur vollkommensten Aufopferung der Hort, Schutz und Trost des deutschen Elements in der ganzen Provinz, besonders aber der deutschen Colonien. In Porto Alegre reden die Deutschen von Sinimbú's Zeit als der glücklichen. In S.-Leopoldo gedenken die Leute seines Besuches von der Villa bis zum Wasserfall des Cadêa mit herzinniger Freude und tiefer Dankbarkeit.

Am meisten aber die in Santa-Cruz! Ich glaube nach allem, was ich habe übersehen können, daß Cansançaõ de Sinimbú gerade im allerentscheidendsten Augenblick die Colonie besucht, geschützt und gefördert hat. Denn seitdem erst steht und besteht sie in eigener Kraft und hat die ursprünglich festgesetzte Zahl der Einwohner bereits überschritten. Sie ist ganz das, was S.-Leopoldo vor einem oder zwei Decennien war, und hat die volle Gewißheit, immer eine blühende,

kräftige Colonie zu sein, und beim Gedeihen der Familien in derselben mit der Zeit auch nach außen hin kräftige Abzweigungen zu liefern.

In der Coloniepicade von Sta.-Cruz sind 156 Colonien, zu denen noch 12 hinzukommen, die nicht strict dazu gehören, aber sich ihnen doch angelehnt haben, dann ein Stück Land, was dem Colonistenanwerber Klaudgen gehörte und zum Theil noch gehört. Am Rio-Pardinho sind 141 Colonien, großentheils angebaut. In der Picade da Donna Josepha sind 100 Colonien vermessen und zum Theil vertheilt und angebaut. Dazu ist noch eine Quadratmeile zu parcelliren in der Richtung derselben Picade. Eine andere Picade endlich, S.-Joaõ, wird zu 42 Colonien angeschlagen.

Ursprünglich wollte man nur 2000 Colonisten haben; doch übersteigt die Zahl der Bewohner schon 2500 Seelen. Ich erinnere mich sehr wohl, daß vor einigen Jahren dieser Umstand einige Irrungen hervorgerufen hat. Alle Colonisations-Emolumente waren den ersten 2000 Einwanderern bewilligt und konnten den diese festgesetzte Zahl überschreitenden Späterkommenden nur theilweise, nur bedingungsweise und selbst gar nicht bewilligt werden. Man sprach heftig von parteiischen Begünstigungen und Vorenthaltungen bewilligter Unterstützungen, bis das Faustrecht des Friedens und der Arbeit das herausstellte, und in einem sehr merkwürdigen Resultat klar darthat, daß die Unterstützten keineswegs weiter gekommen sind als die, welche ohne Hülfe arbeiteten. Mir ist das von Colonisten gesagt worden, die keine Subsidien bekommen haben. Das ungeheuere Subsidium der Ankommenden ist ihre Faust, ihre Arbeit; „labor improbus omnia vincit!"

Freilich, wenn man einen Mann mit der Axt und dem Zündholz vor den Urwald stellt und ihm sagt: „Das sollst du vertilgen", da begreife ich nicht, wie er den Muth hat,

den ersten Hieb zu thun! Aber noch weniger begreife ich, wie an derselben Stelle des Urwaldes schon nach einem Jahr und in noch weniger Zeit gerade das wächst, was den Mann mit Axt und Zündholz vollkommen ernährt, ihn und seine Familie. Ich habe wol zehn mal dieselbe Frage gestellt: „Wie bald nach dem ersten Hieb gegen den Wald könnt ihr vom Gepflanzten leben?" Und alle antworteten mir: „Nach einem Jahr ganz gut."

Wenn nur die rechten, nur die echten Feldarbeiter kommen, so ist dies Gedeihen wirklich merkwürdig. Ich war bei einem Pommeraner, er hieß Schneider. Der Mann lebt seit fünf Jahren in der Picade vom Rio-Pardinho, hat seitdem seinen Boden urbar gemacht und zum Werth von etwa 1000 Thlr. erhoben, hat seine Passage für sich und seine Familie bezahlt und sich sein wohlgezimmertes Colonistenhaus mit Zubehör gebaut, was alles auch auf 600 Thlr. angeschlagen werden muß. Vor 11 Jahren kannte ich den Auswanderer Peter Thès in Rio-de-Janeiro. In seinem tiefen Emigrationselend ward er krank; in meiner Hospitalsabtheilung lag er auf den Tod, während seine arme Frau mit kleinen Kindern umherbettelte und auch in meinem Hause damals bekannt war. Man brachte die Familie mit andern Colonisten nach Rio-Grande. Und nun traf ich den Peter Thès auf seiner Colonie in der Picade von Sta.-Cruz, die Familie glücklich über alle maßen; die einst so elende Frau weinte vor Freuden, als sie mich wiedersah und mich in ihr nettes ordentliches Haus aufnehmen konnte. Die Leute leben reichlich vom Besitzthum, obgleich kaum die Hälfte der Colonie angebaut ist. Die älteste Tochter hatte mit 17 Jahren geheirathet und bereits ein Kind in der Wiege. Im letzten Jahr hatte Peter über 100 Sack Bohnen, viel Mais, 30 Schweine, zwei Kühe verkaufen können: das gibt schon ein nettes Geld,

und die Leute sind mehr als wohlhabend. Wenigstens einen Tag sollte ich dort bleiben; es ging aber nicht.

Klagen kommen auch vor. Einen netten jungen Kerl traf ich mitten im Maisfeld zwischen Asche und Kohlen — ein Marius zwischen den Ruinen von Karthago; seit einem Jahr trieb er die Mordbrennerei und konnte bereits vom Ertrag seiner Arbeit leben. Aber „allein im Urwald hält es kein Teufel aus" war seine Klage. Er konnte keine Frau finden; es gibt keine Mädchen in der Colonie. Kaum sind sie flügge, so fliegen sie davon. Die Klage über Mangel an jungen, kräftigen Mädchen ist allgemein; ich sage an jungen, kräftigen Mädchen, solchen, die Magd und Herrin in einer Person sind, Mutter und Amme zu gleicher Zeit. Einigermaßen exportirt S.-Leopoldo von dem Artikel, und man trifft manche S.-Leopoldenserin in den Picaden von Sta.-Cruz, die das Geschäft ihrer Mutter mit dem besten Glück fortsetzt.

Allgemeiner noch als diese Klage ist die Klage über schlechte Wege. In S.-Leopoldo ritt ich bei und nach Regenwetter in den Picaden und fand schlechte Wege. In Sta.-Cruz ritt ich bei und nach schönem Wetter umher und fand zumal in der Picade do Rio-Pardinho herzlich schlechte Wege. Wie müssen sie erst nach anhaltendem Regen sein! Oft sollen sie wochenlang nicht zu passiren sein. Niemand will sein gutes Lastthier riskiren. Deswegen wird der Transport der Producte auch ungeheuer theuer; ja es gibt Sachen, z. B. Bohnen, die durch den Transport aus den fernern Colonieenden bis zum Fachinal schon den dritten Theil ihres Werthes kosten.

Und doch sind die Colonisten komische Gesellen angesichts ihrer schlechten Wege, so urdeutsch wie nur möglich. „Ja, wenn der Director uns einmal beföhle, den Weg zu machen, so thäten wir es alle; von selbst aber entschließt sich keiner dazu", sagten mir einige, mit denen ich darüber redete.

Die Brücken werden von der Regierung, respective Direction gemacht; es soll aber vieles, was von oben bewilligt und bezahlt ist, nicht richtig ausgeführt werden. Am Ende aber sollten sich alle möglichst selbst zu helfen suchen. Das thun sie aber nicht; sie haben keinen schlechten Willen, sondern gar keinen Willen; befehlen muß man ihnen!

Und wahrhaftig, so ist es mit den Schulen auch! Einen Schullehrer in der Picade von Sta.-Cruz gleich auf der Boa-Vista sprach ich, der über die Aeltern klagte. Die Aeltern klagten über die weiten Entfernungen und entschuldigten sich mit Arbeiten, daß die Kinder nicht zur Schule geschickt würden. Steht die Schule einmal still aus Mangel an Schulbesuch, so klagen alle über den Mangel an Schulen. Wenn die Direction den Leuten beföhle, die Kinder zu schicken, so thäten sie das ganz gewiß.

Und nun Seelsorge? Und ärztliche Hülfe? Zeter möchte man da schreien! Aber auch das würde sich alles ganz vortrefflich ordnen, wenn die Leute nicht die kolossalste Indolenz hätten. Wegen der Pastorenfrage befand sich Sta.-Cruz bei meinem Aufenthalt dort gerade in einem Wendepunkt. Wolfram war als Nichttheologe erkannt worden und sollte Schullehrer werden. Als katholischer Pastor fungirte der Pfarrer Traube, den man als intolerant in der Colonie S.-Pedro de Alcantara nicht gewollt hatte. Ueber einen evangelischen Prediger war nichts bestimmt worden, wie denn jegliche Kirchenfrage in Brasilien noch außerordentlich verwickelt daliegt und man sich scheut sie ernstlich anzufassen!

Von ärztlicher Hülfe sind die Colonisten erst ganz verlassen. Wie gesund die Leute auch meistens in den Picaden sind, so kommt doch so manches vor, was, wenn nicht gleich von vornherein Hülfe geleistet wird, zu ernstern Verwickelungen Anlaß gibt, z. B. Augenentzündungen, Herzaffectionen, Geschwüre u. s. w. Um einen Vaccinator war gerade eine Discussion

gewesen. Am Rio-Pardinho ist ein Colonist, der ein Arzt, ein halber, ist, aber kein ganzer, der zum Vaccinator ernannt werden sollte.

Das alles ist nicht gut; es hemmt, stört, macht mismuthig, abgespannt. Ein tüchtiger Director könnte volle Elasticität in die Colonie bringen und sie zum vollsten Blühen gedeihen lassen, der jetzige Director nimmermehr!

Was aber auch noch Hemmendes sein mag in Sta.-Cruz: wir müssen der Colonie eine glückliche Prognose stellen. Wie gesagt, die ganze Physiognomie des Landes ist die von S.-Leopoldo. Freilich fehlt der Rio-dos-Sinos, freilich ein nahes Porto-Alegre, was Rio-Pardo niemals wird. Aber davon hängt doch nicht alles ab, wenn auch gewiß gar manches, gar vieles!

Ein Hauptunterschied zwischen beiden Colonien liegt in den Menschen. In Sta.-Cruz ist immer noch allein der ursprüngliche deutsche Stock, mit all seiner Herzensgüte, aber immer auch mit all seiner Unbehülflichkeit und zeitweiligen Roheit. Hier fehlt die Kraft und Blüte von S.-Leopoldo, die zweite, im glücklichern Klima geborene, ich möchte sagen genialere Generation, die jungen, frischen, selbständigen Männer, die kräftigen, schlanken Mädchen voll Leben und Selbstbewußtsein, wie wir sie in S.-Leopoldo gesehen haben. Dort sind sie veredelt worden und besser als ihre noch von der Last der fruchtlosen Heimatsarbeit und dem Druck mancher Vorurtheile entmuthigten Aeltern. Sie sind frei auf freiem Boden der Aeltern. Und das liegt auch in ihrem Handeln, in Gang, Bewegung, Kleidung; sie thun alles mit dem Ausdruck der Entschlossenheit und Sicherheit und einer gewissen Abrundung, die man schon in einiger Hinsicht Erziehung nennen muß, wenn auch keine reellen Schulkenntnisse sich daranreihen.

Solch eine emancipirtere Generation — man verkenne

nur meinen Ausdruck nicht — kann in Sta.-Cruz erst mit der Zeit entstehen. Aber sie wird entstehen, kann gar nicht vermieden, nicht unterdrückt werden. Das Privileg der weißen Haut, die Ehre und das Recht der Arbeit steht dem jungen Volk zu klar vor Augen, als daß es Privileg, Ehre und Recht nicht zur vollsten Geltung bringen sollte. Ja es kommt mir vor, als ob ich bei vielen halbgroßen Kindern in den Picaden von Sta.-Cruz schon so eine Selbständigkeit durchschimmern sähe, eine eigenthümliche Entschlossenheit, einen Muth besonderer Art. Der Wald hat für sie keinen Schrecken, trotzdem, daß Unzen in demselben hausen. Sie bekämpfen muthig ohne blinde Angst und Furcht Schlangen, oder gehen ihnen besonnen aus dem Wege. Sie reiten, Knaben und Mädchen von zehn Jahren, große Strecken allein durch die Picaden und bringen Bohnen und Mais zum Fachinal; allein kehren sie nach vollführtem Geschäft nach Hause zurück oder besuchen wol gar unterwegs einen kleinen Bekannten, ohne sich jedoch lange aufzuhalten. Bei einem Colonisten trafen wir ein Mädchen von neun Jahren, die in der zweitägigen Abwesenheit der Mutter den Hausstand führte. Als wir kamen, blies die Kleine ganz von selbst Feuer an, mahlte Kaffeebohnen, kochte Kaffee, beruhigte dabei einen kleinen eben entwöhnten Bruder, und fing zuletzt noch ein Pferd am Abhang, das fortgelaufen war. Das kleine stämmige Kind, nur im Hemd mit einem Unterröckchen um die Hüften geschlagen, hatte wirklich etwas Komisches an sich. Sie handelte wie eine Frau von dreißig Jahren, mit einer Einfachheit und Sicherheit, und einer Offenheit im Antworten, wie man sie nie bei einem Landkinde in Deutschland gefunden haben würde. „In der Roça arbeite ich auch schon mit", sagte sie nach allem Thun noch, aber ohne alle Prätension; sie wollte nur bemerken, daß sie kein unnützes Kind wäre.

So sind sie aber, diese Kinder; statt des Nürnberger

Spielzeugs fällt ihnen eine kleine Arbeit zu; sie macht ihnen Lust und Freude; sie werden groß an derselben und brauchen sich auch später des Spielzeuges nicht zu schämen. Mit welcher ernsten Miene legte z. B. ein kleiner Junge die Blätter seiner kleinen Tabackspflanzung zusammen. „Was thust du da?" fragte ich. „Ich arbeite!" war seine Antwort.

Man denke ja nicht, daß solche Kinder keine Jugend hätten. Mehr frische, fröhliche Jugend haben sie vielleicht im Wald, als andere Kinder in den Städten; das ist wenigstens meine volle Ueberzeugung.

Von Bugres hat die Colonie nie zu leiden gehabt. Desto häufiger kommen aber noch jetzt nachts und selbst am Tage manchmal die Unzen und fallen die Thiere an. Oft findet man eine Kuh, ein Kalb halb zerrissen und todt, oft gelähmt vom feindlichen Ueberfall. Besonders haben die Hunde viel von ihnen zu leiden; die Unzen scheinen diese ganz nach Art der Katzen bitter zu hassen. Es ist vorgekommen, daß in einer Nacht und in einer und derselben Colonie drei bis vier Hunde zerrissen wurden, ja die Hunde sollen ungemeine Furcht vor ihnen haben. Fast ebenso fürchten letztere wiederum den Menschen und gehen ihm scheu, aber immer langsam aus dem Wege, sodaß einzelne Personen, wie man mir erzählt hat, eine Unze oft vor sich her getrieben haben eine ganze Strecke und bis in die Nähe der Colonie, wo man sie erschießen konnte.

Keinen einzigen Fall habe ich in Sta.-Cruz erfahren, in welchem eine Unze einen Menschen angefallen hätte. Einem alten Sattler aber ist es einmal begegnet, daß er nachts aufwachte von einem heftigen Druck auf den Kopf; eine Unze hatte ihm die Tatze auf den Kopf gesetzt. So wie er sich bewegte, sprang das Thier sogleich davon.

Und so springen sie alle davon, diese großen Katzen, wo nur die Cultur sich bewegt. Ihnen folgen auch Jacarés und

Schlangen, und selbst die giftige Jararaca (Lachesis rhombeata) wird schon seltener in den Picaden. Von einem notorischen Todesfall nach Schlangenbiß hörte ich. Doch kommt der Biß öfter vor und die Colonisten wissen schon damit umzugehen. Sie schneiden quer mit einem Messer über die Wunde und machen sie stark bluten, unterbinden die Extremität, streuen Asche auf die Wunde und trinken einen Aufguß der Raiz de mil homems (Tausendmannswurzel), einer häufig vorkommenden Aristolochie. Ich sprach selbst mit einer jungen Frau, die von einer Jararaca gebissen und so behandelt worden war.

Am 17. März nahm ich von Sta.-Cruz und der lieben Familie am Fachinal Abschied. Mein unermüdlicher William Lewis ritt mit mir, er wollte mich selbst wieder an Ort und Stelle begleiten.

Am Nachmittag war ich wieder in Rio-Pardo und ich nahm Abschied von allen guten Leuten, die ich dort kennen gelernt hatte. Am 18. März besorgten wir Pferde und sonstige zur Reise nöthige Angelegenheiten, und ich gab meinem Spahi den Auftrag, am nächsten Morgen ganz früh zu satteln.

Drittes Kapitel.

Abmarsch aus Rio-Pardo. — Cruz-alta. — Cachoeira. — Die deutsche Colonie von S.-Angelo. — Ritt nach dem Passo von Jacuhy. — Der Rincon da Tronqueira-Santa-Maria da Boca do Monte. — Deutsche Niederlassung im Pinhal. — S.-Martinho. — S.-Bernardo. — Sta.-Thecla. — S.-Joaõ-mirim. — Die Missionen von S.-Miguel, S.-Laurenço, S.-Luiz-Gonzaga und S.-Nicolaó; die Ostertage daselbst.

Nach einem dichten Morgenregen des 19. März trabte ich mit frischem Muthe zum Städtchen hinaus und über die hohe Holzbrücke des Rio-Pardo, eines Nebenflusses vom Jacuhy. Zu einem Bächlein schien der Rio-Pardo zusammengeronnen zu sein, weil die letzten Monate ungemein regenarm gewesen waren. Bei starkem Regen aber soll der Fluß über 30 Fuß anschwellen und eine solche Höhe erreichen, daß die Brücke nicht mehr zu passiren ist. Dann sind aber auch alle Flüsse geschwollen. Man hatte mir schon früher in Rio-Pardo nach der Seite zum Jacuhy hinab ein Haus gezeigt, bis zu welchem der Fluß hinaufgestiegen war, eine Höhe, an deren Möglichkeit man kaum glauben sollte. Da ist denn im eigentlichsten Sinne des Wortes die ganze Landschaft am

Jacuhy ein ungeheuerer Landsee, und das Dampfboot fährt zuweilen über Waldungen hinweg. Inselförmig ragen nur die höhern Cuchillos aus dem Süßwassermeer hervor, und in Scharen zusammengedrängt harren die Heerden der Rinder und Pferde des zweifelhaften Ausgangs auf schmalem Gras-rücken.

Wenn man die Gegend gleich hinter der Brücke vom Rio-Grande übersieht und sie im Verfolg eines längern Rittes beobachtet, kann man sich den klarsten Begriff machen von der Zeit der hohen Wasser. Ganz im Norden zieht sich eine blaue Serra hin, auf der fast alle zum Guaiba zusammen-strömenden Flüsse entspringen. Von ihr südlich ist alles Land eine mit langen Hügelwällen besetzte Ebene. Zwar trifft man von Rio-Pardo westlich und nordwestlich noch Waldungen von Ausdehnung, doch meistens nur solche, die mit der Serra zusammenhängen und dieselbe überziehen. Was sonst an Wäldern auf Hügeln und in manchen Gründen zwischen den-selben erscheint, ist immer nur beschränktes Gehölz ohne Ausdehnung, nur ein einzelner Zug im Charakterbild des Landes.

Der Hauptcharakter der ganzen, oft unabsehbaren Land-schaft ist Campo, Grashügelwirthschaft, ohne Ortschaft, fast ohne alles Haus, fast ohne Menschen, eine zwar nicht todte, aber dennoch befangende Einöde, die um so eigenthümlicher erscheint, je mehr man sich von der sogenannten großen Land-straße entfernt.

Man nehme mich nur nicht zu ängstlich beim Wort, wenn ich die Gegend eine ortschaftslose nenne. Allerdings gibt es Ortschaften genug im Westen der Provinz Rio-Grande, aber eben doch so selten, so einsam, so versteckt, daß sie unbedingt kein Charakterzug des Campo von Rio-Grande sind. Ebenso-wenig kann man einen Weg als einen nicht zu verkennenden Hauptweg bezeichnen. In der nächsten Nähe eines Ortes

darf man das: im weitern Felde aber ist am Ende alles Weg, aber der rechte Weg ist nicht kenntlich, wenn man ihn nicht schon vorher kennen gelernt hat.

So ging es auch mir, wie ich eben aus Rio-Pardo fort war. Der breite Weg löste sich in viele kleine Fußwege auf, und ich ritt irgendeinen beliebigen Fußsteig im Curs von Nordwest. In der Verlassenheit zwischen Grashügeln, zeitweiligen kleinen Morästen und Wäldern konnte ich stundenlang keinen Menschen fragen. Nur zerstreut weidende Rinder und Pferde trifft man; unverkennbar verwundert blicken sie den Reiter an, denn ein Reiter mitten im Felde ist eine seltene Erscheinung.

Endlich kam indeß doch ein Mensch zu Pferde, der aber, als ich ihn fragte, sich in sehr schlechtem Portugiesisch entschuldigte, daß er mich nicht verstände; natürlich war er ein Deutscher, und uns beiden machte das Begegnen im weiten Campo eine gewisse Freude.

Einigermaßen orientirte er mich, und nach einem einsamen Ritt einiger Stunden kam ich an ein kleines, hüttenartiges Haus, vor welchem ein hübsches Fachwerk zu einem neuen Wohnhause fertig stand. Schweine und Hühner liefen in Menge umher, aber keine Menschenseele ließ sich sehen. Im Hause hörte ich Frauen und Kinder flüstern; offenbar hatte man Furcht vor zwei Reitern, die querfeldein kamen.

Endlich steckte ein Mädchen den Kopf zur Thür hinaus. Ich fragte auf Portugiesisch nach dem Weg. Aber im tiefsten pfälzer Dialekt antwortete mir der Kopf, er verstände mich nicht. Da fragte ich deutsch, und nun kam eine ganze Familie heraus, eine Mutter mit großen und kleinen Kindern. Die Leute waren von S.-Leopoldo hierher gezogen, um mit einigen Verwandten besonders Viehzucht zu treiben, wozu sie sich ein ansehnliches Stück Campo gekauft hatten und sich nun ein ordentliches Wohnhaus bauten, denn es ging ihnen gut.

Ich sollte absteigen. Doch hatten wir Eile. So zeigte man mir denn den Weg und wir gingen weiter.

In der nun folgenden Ebene lag vor einem Wäldchen ein Haus. Ich ritt darauf zu; wieder ein deutsches Haus voll Leben und Thätigkeit, ein Lederarbeiter mit rüstigen Söhnen, ebenfalls aus S.-Leopoldo. Ich verweilte etwas; es war mir interessant, ein deutsches Leben so auf dem einsamen Campo zu finden. Und, es war vollkommen deutsch. Jeder der Söhne machte sein Stück Arbeit mit Gewandtheit und Sorgfalt, und stand freundlich jeder Frage Rede. Vollkommen deutsch war es auch, daß mir die gute Ehehälfte des Sattlers einen dicken Eierkuchen und einen irdenen Topf voll Milch hereinschickte, wofür aber der Mann keine Bezahlung wollte. Aber hinter dieser ganz deutschen Weise kam gleich ein Stück Gauchowirthschaft. Einer der Knaben sollte mir den Weg zeigen. Während der nun seinen Laço oder Fangriemen zurecht holte, trieb der Bruder einen Trupp Pferde herbei. Mit der vollsten Sicherheit eines Alten fing der Kleine sich ein Pferd mit dem Laço, warf seinen riograndenser Sattel auf das Thier und trabte vorwärts, ohne eine Miene zu verziehen; der Junge von zwölf Jahren war jeder Zoll ein Gaucho, ein angehender Centaur!

Nach einer halben Meile hielt er an und orientirte sich selbst. Dann gab er mir mit seltener Genauigkeit von einer Höhe eine Reihe von Kennzeichen zum Verfolgen meines Weges an und jagte dann in vollem Galopp den Hügel hinab nach Hause. Nach einer Stunde war ich in Cruz-alta.

Cruz-alta, nicht die weiter nördlich nach den Missionen hin liegende Villa, ist unter den mannichfachen Hügeln der Campos, die zwischen Rio-Pardo und Cachoeira vom Jacuhy nach der Serra sich hinziehen, einer der höhern. Aber kaum einige Häuschen findet man, oder eigentlich nur ein Haus, an dessen Besitzer ich mit einem Brief adressirt war und dessen

Waarenlager zugleich eine Venda für alle Lebensnothwendigkeiten ist. Trotz der kleinen Räumlichkeiten erhielt ich und der Spahi dennoch eine abgesonderte Lokalität zum Schlafen mit zwei ordentlichen Betten. Für das meine hatte die Frau des Hauses sogar eine gestickte Oberdecke und ein gesticktes Kopfkissen hinlegen lassen, wie denn die Brasilianerinnen gar zu gern eine gewisse Nettigkeit in allen zur Wäsche gehörenden Artikeln zeigen.

So einsam, so ganz einsam liegt Cruz-altá, und dennoch hat es seine Nachbarn. Ein wundervoller Abend war es mit vollem Sternenglanze und Silberschein des ersten Mondviertels. Da kamen aus den Gründen einzelne Erscheinungen herauf, erst ein freier Neger mit seiner schwarzen Frau, beide beritten, wie alle folgenden. Dann ein alter Brasilianer von fast kindischer Einfachheit und Bescheidenheit, dann zwei Halbindianer, ein paar frappante Erscheinungen, beide hoch und kräftig gebaut, mit dichtem, langen, schwarzen Haar, krausem Bart, vollkommenen, aber frechen Indianerphysiognomien, in kurzen Ponchos (Reitermantel) und furchtbaren Sporen. Sie betrugen sich sehr ungenirt und selbst frech, und insultirten den alten Brasilianer, sodaß er sich fortschlich. Wirklich abschreckend sahen die beiden Männer aus, wie echte Banditen, und eben deswegen mir höchst interessant. Wie wilde Centauren kamen sie mir vor, die ihren Pferdeleib draußen vor der Thür angebunden hatten. Bis 1 Uhr lärmten sie umher. Dann trabten sie fort, und noch aus der Ferne hörte ich ihr wieherndes Lachen.

Ganz früh ward gesattelt am 20. März. Mein guter Wirth zeigte uns einen Richtweg, dessen geringe Kennzeichen meilenweit auseinander lagen. Bei der eigenthümlichen Bildung des Landes und dem Mangel einer dichten Bevölkerung finden sich auch wirklich keine Kennzeichen. Kein Kirchthurm eines Dorfes ragt heraus, kein bestimmter Weg ist kenntlich,

höchstens ein Graben, ein ferner rother Thonabhang, ein Stein dient als Merkmal. Man muß in Rio-Grande vollkommen „vaqueano", der Kuhsteige kundig sein, wenn man reisen will auf den kürzesten Wegen. Bei gutem, trockenem Wetter kann man sehr hübsch mit dem Compaß reisen, wenn nicht ein schroffes trockenes Bachbett oder ein weicher Moorboden zum Umkehren zwingt. Anpflanzung oder ein eingehegtes Feld tritt wirklich kaum irgendwo dem Reisenden als Hinderniß entgegen.

Wenn ich die Camposnatur am letzten Tage noch nicht aus dem Vollen erlebt hatte, so bekam ich auf dem Ritt von Cruz-alta nach Cachoeira dazu volle Gelegenheit. Ein mächtiger Grashügel neben dem andern, eine Ebene neben der andern, oft halb gelb mit welkem Grase, oft schwarz infolge von eben vorgenommenem Abbrennen, oft hellgrün, wenn das Abbrennen schon einige Zeit vorüber war.

In diesen gewaltigen Ausdehnungen nun trifft man prächtige Thiergruppen, glatte Kühe mit kleinen Kälbern, die im vollen Genuß ihres Naturrechts an der Mutter saugen soviel sie nur wollen, und dicht an dieselbe sich andrücken, wenn man ihnen nahe kommt! Nicht weit von ihnen steht ein gedrungener Stier, mit rauher Brust und trotziger Miene, aber in offensivem Betragen. Muntere Fohlen traben neben schlanken Stuten, als ob sie von ihnen das rechte Laufen lernen sollten. Oder es kommt im vollsten Galopp ein Trupp wiehernder Hengste den glatten Grashügel herab gesprengt, weil sie in der Ferne den Peaõ, den berittenen Hirten, mit dem Laço erblickten, und sich nicht dem Sattel und Zaum unterwerfen wollen. Da ist denn alles Leben, Flucht und Feuer bei den springenden Thieren, wenn auch die Rasse selbst keineswegs schön genannt werden kann.

Faul und indifferent, und fast lächerlich aussehend neben diesen frischen Bewegungen weiden hier und da einige Esel-

hengste etwas gesondert von der Heerde, gehaßt und verachtet von den Pferden, besonders von den Stuten. Förmlich eingegraben müssen letztere werden, wenn sie den fremdartigen Hengst dulden sollen, und besonders sollen die jungen Stuten heftig erregt scheinen, wenn ihrem schlanken Leibe zum ersten mal solche Unnatur geschieht.

Eine eigenthümliche Physiognomie gaben der Hügelebene nun auch eine Menge Vögel. Ununterbrochen schreit der Queroquero, paarweise oder in ganzen Schwärmen, längs der Fläche, besonders an nassen Stellen umher, unerhört dreist, ja förmlich frech dem Durchreitenden kaum aus dem Wege gehend. In dem Geschrei liegt eine sonderbare Unverschämtheit. Ich möchte die Vögel wol die Papageien der Campos nennen, die Papageien aber die geflügelten Affen des Urwaldes. Zu 80—100 Stück zusammen habe ich die Queroqueros getroffen. Ihr Geschrei war, wenn man den Schwarm zum Auffliegen zwang, wirklich ohrzerreißend.

Alle Augenblicke schwirren Rebhühner in der nächsten Nähe auf, um nach kurzem, raschen Flug sich gleich wieder niederzuwerfen. Ein nur halb geschickter Jäger müßte an einem Morgen eine glänzende Beute davon tragen. Es scheint aber, als ob hier niemals eine Flinte abgefeuert würde. Wie dreist ist z. B. nicht neben dem Queroquero jener Bussart, Circaëtus Brasiliensis, den man alle Augenblicke zwischen dem dürren Gras der Campos umherschreiten sieht! Zwar fliegt er auf, wenn man ihm ganz nahe kommt, nicht aber ohne einen unverkennbar trotzigen Blick auf den Kommenden zu werfen aus dem kühnen Auge unter dem dunkeln Scheitel. Auch fliegt er nie weit, sondern setzt sich bald nieder, um ungescheut seiner Treibjagd nachzugehen auf dem Boden. Sein häufiges Vorkommen mag der Grund sein, daß ich auf den fünf Leguas langen Morgenritt keine einzige Schlange, nur einige kleine Eidechsen und einen ein-

zigen Teguinin, die große, eßbare, sogenannte Lagarte, bemerkte.

Um 9 Uhr ritten wir durch den kleinen Fluß Butucarahy; er war keine drei Fuß tief und sehr ruhig. Bei einigem Regen ist die kleine Furt, wo ich ihn passirte, leicht eine gefährliche Stelle.

Nach zwei Stunden war ich in Cachóeira. Die Stadt liegt freundlich auf sonnigem Hügel, ziemlich kahl nach der Nordseite, gegen Süden dagegen nach dem Jacuhy zu, an dem es in der Entfernung einer halben Stunde liegt, in freundliche Gärten auslaufend, unter denen einige sich durch üppige Fülle der Vegetation auszeichnen. Zwischen den dunkeln Orangenbäumen sah ich die hellgrüne Bananie kräftig wachsen, was ich deswegen hervorhebe, weil ich glaube, daß der Pisang hier ziemlich an seiner brasilianischen Südgrenze steht. Ueber Gärten, Orangen und Pisang hinaus schweift das Auge gern über die fast endlose Fläche der Gegend hinweg; Wald und Campos, Cuchillos und Tiefen, alles wogt förmlich durcheinander, anmuthig durchsäet von zerstreuten Rinderheerden und vielfach durchtrabt von muntern Rossen.

Außer der gastlichsten Zuvorkommenheit mehrerer freundlichen Brasilianer, an die ich adressirt war, kann ich vom Oertchen von 2500 Einwohnern nicht viel sagen. Während Rio-Pardo zurückgeht, entwickelt sich Cachoeira immermehr und mehr; es ist recht eigentlich eine Campos-Hauptstadt. Das wohlhabende, lebenslustige Völkchen hat sich sogar ein kleines hübsches Theater gebaut, das in den nächsten Tagen eröffnet werden sollte.

Vom Tempel der neckischen Muse ging ich in das demüthige Haus der blonden Göttin, in ein Depot für die deutschen Auswanderer, die nach der eben angelegten und kaum angefangenen Colonie von S.-Angelo nördlich von Cachoeira gehen sollten. Sonderbarerweise war das erste

Kind, das ich anredete vor der Thür des Hauses, aus meiner Vaterstadt Lübeck gebürtig, und ward so die Ursache einer langen bittern Wehklage der Mutter gegen mich über Familienunglück, welches die bedauernswerthen Menschen infolge längst abgebüßter Irrthümer und Vergehen noch hier am Jacuhy im fernen Südwesten nachschleppen und mit sich in das Gebirg der Colonie schleppen müssen, in welchem frischer Muth, frische Kräfte und frische Gesundheit an Leib und Seele vor allem nothwendig sind. Ich bot der armen Landsmännin alle Hülfe, allen Beistand in allen Beziehungen an; sie aber behauptete, ihr könnte in diesem Leben nicht mehr geholfen werden, auch wenn ich ihr zur Rückkehr nach Lübeck verhelfen wollte.

Mich beschäftigte das arme Weib den ganzen Abend, ein wie freundlicher Familienkreis mich auch umgab, und mit gespannter Erwartung ritt ich am folgenden Morgen von meinem gütigen Wirth fort, nicht aber, ohne mir eine wunderliche Ehrengarde des höchst zuvorkommenden Subdelegaten des Orts, an den ich einen Brief des Präsidenten abgegeben hatte, verbitten zu können. Diese Ehrengarde war ein Landgensdarm, ein „zahmer Indianer", der sehr „vaqueano", wegekundig, sein sollte, und höchst pikant mit seinem Schleppsäbel auf magerm Gaul aussah. Zwischen meinem Spahi, der neun Jahre von zwanzigjährigem Soldatendienst sich am Atlas gegen die Kabylen geschlagen hatte, und dem zahmen Indianer ritt ich beim schönsten Sonnenschein zum Dinge hinaus und ließ mir im Freien, wo wir bei einigen Erinnerungskreuzen vorbeikamen, von Mord und Todtschlag erzählen zur Zeit der letzten Revolution. Mit großer Ruhe sagte der Zahme seinen Text her und wiederholte mit außerordentlichem Phlegma bei jedem Kreuz die Worte: „Hier haben sie auch einen todt geschlagen", bis der Spahi, etwas gelangweilt vom Küsterton des Braunen, mir verschiedene Kabylengefechte und

die Eroberung des Zeltes vom marokkanischen Prinzen Abderrhaman erzählte, und „von seinen Wüsten hör' ich gern".

Immer Campos und Waldgebüsch! Schwirrende Rebhühner, schreiende Spornflügler, Erdeulen und jene Bussarte oder Weihen (Circaëtus Brasiliensis), und überall Heerden, aber nur kein Haus, kein Mensch! Einen herrlichen Trupp von schwarzen Geiern mit grünem Halse, bedeutend größer als die Urubus bei Rio, konnten wir kaum zum Auffliegen zwingen. Die starken Flügelschläge um uns machten ein förmliches Wehen und verriethen die Kraft der fliegenden Raubvögel.

Da kam denn auch ein Carretenzug daher. Wie die Kinder Israel ziehen die einzelnen Familien in ihren ungeheuern zweiräderigen, fast haushohen Karren einher, jeder mit vier bis sechs Joch Ochsen bespannt, durch die hügelige Landschaft. Schon aus weiter Ferne hört man das Knarren der sich mit den Rädern drehenden Holzachsen und das Rufen der berittenen Treiber. Oft sieht man so einen ganzen Hausstand angefahren kommen. Vorn am Giebel der Carrete hängen Kessel und Kochgeschirr, und wenn man im flüchtigen Vorbeireiten hineinschaut, so kann man die ganzen Familienverhältnisse überschauen.

Viel leichter und lustiger machte sich eine Reiterschar von einer auffallenden Eleganz, drei Herren und vier junge Damen, letztere in kurzen weißen Kleidern wunderhübsch zu Pferde seitlich sitzend, die bunten Shawls um die Hüften geschlagen, mit kleinen seidenen Sonnenschirmchen, so eilten sie in raschem Paßgang der reich angeschirrten Pferde dahin, eine hübsche flüchtige Gruppe voll Anmuth, Jugend und Lebensfrische. Solche riograndenser Reiterin könnte ganz direct, ohne auch nur die geringste Aenderung mit der eigenen Toilette, oder der Aufzäumung des Gauls vorzunehmen, in den Circus von Franconi und Renz hineinsprengen, um Furore zu machen!

Die Carreten waren fortgeknarrt, die leichten Reiter verschwunden; einsam und allein ritt ich mit meinen Gesellen über die Cuchillos! Eine hübsche Iris vertrieb mir die Zeit; ein blaues, veilchenduftendes Jonidium, eine saubere Amaryllis kamen zum Vorschein, einer Menge von Syngenesisten gar nicht zu gedenken. Wenn man bei so mancher dieser so eigenthümlich nordischen Formen sich die Mühe geben wollte, die zahlreichen Zwergmyrten für Vaccinien zu nehmen, so vergäße man in den Campos von Rio-Grande Brasilien und fände sich in einer holsteinischen Prairie. Der Queroquero wird zum Kibitz, einzelne Mycterien zu Störchen und ferne Uruben zu großen schwarzen Raben. Freilich darf dann auf dem Rand des Cuchillo sich kein Ema, kein südamerikanischer Strauß zeigen; ich wüßte wenigstens keinen Vogel im Norden, für den man ihn halten könnte.

Nach einem Ritt von vier Meilen in solchen Einsamkeiten schnitten wir wieder einen Weg, an welchem eine Vende stand. Hier traf ich einen deutschen Pferdehändler aus S. Leopoldo, der von einem durchgehenden Gaul geschleift und recht arg contundirt war. Doch schien er keine wesentliche Verletzung zu haben. In der Vende war außer Wein, Branntwein und andern „generos", Lebensmitteln, auch ein Schrank mit Arzneien, Kampher, Ammonium, Arnica u. s. w., und der junge Mann war seltsam überrascht, daß er beim ganz unvermutheten Unglück ebenso unvermuthet einen Arzt und eine Apotheke traf, und in ersterm nun gar einen Landsmann fand!

Ganz in blauer Ferne zeigte man uns im Gebirg einen Pik, an dessen Fuß S. Angelo liegen sollte. Wir ritten wieder hinein in das Meer von Campos und Waldwellen; stundenlang ritten wir; kein Haus, kein Mensch zeigt sich! Heerden und immer Heerden weithin zerstreut, eine liebe, grüne Einsamkeit, und dennoch fast zu einsam. Je näher

wir den Gebirgen kamen, desto mehr nahm der Wald zu; immer dunkler erschienen mir die grünen Kuppeln der weiten Forste, wenn ich sie von einer Höhe übersehen konnte, immer dunkelblauer duftete das Gebirge darüber hin. Die Sonne sank unter und machte die Waldspitzen aufglühen. Eine Menge Araucarien von seltsamer Physiognomie ragten über den Laubwald hinaus. Halb nur zu ihrer Höhe schwingen sich zahlreiche Palmen neben diesen Fichten des Südens empor über den Laubwald — ein Wald über dem Walde. In beiden Bäumen rauscht der Abendwind schaurig-liebliche Melodien.

Erst spät kamen wir zu einem Häuschen, einer deutschen Vende, einer Art von Propyläen zur Colonie von S.-Angelo. Wir hatten fast 11 Leguas auf dem mannichfachsten Terrain gemacht und sehnten uns nach Ruhe und Essen. Essen und Trinken war im Hause genug. Aber Raum zum Schlafen konnte nicht ermittelt werden. Da nahm denn jeder Reiter seinen riograndenser Sattel und zerlegte ihn in seine verschiedenen Elemente. Die beiden Lederdecken bilden eine Unterlage, dann kommen zwei wollene Decken darauf, der Reitbock ist Kopfkissen, die obere Decke und der Poncho dienen zum Zudecken.

Der „Gezähmte" legte sich damit in eine Carrete; der Spahi machte mir und sich unter dichten Orangenbäumen unsere Lager, hart neben Urwald und Wildniß; dazu flimmerte der Mond durch das Laubdach, Nachtvögel und Grillen riefen und zirpten seltsame Weisen, Pferde weideten um uns; hinter dem nächsten Wald rauschte der Jacuhy im Grunde; es war eine eigenthümliche Nacht, schaurig und entzückend zu gleicher Zeit.

Auf der vortrefflichen Karte von Rio-Grande, die dem Werke des Vicomte von S.-Leopoldo über die genannte Provinz beigegeben ist, befindet sich nordwestlich von der Stadt

Cachoeira und am linken Ufer des vom Norden kommenden Jacuhy ein District unter der Bezeichnung: Campos habitados pelos Indios e descobertos 1807. Auf der Karte von Martius, wie fleißig sie auch in ihren Details ist, ist diese Gegend am Jacuhy von Rio-Pardo an gänzlich falsch dargestellt, ein voller Beweis, wie unbekannt, wild und einsam jener District bis in die neuern und selbst neuesten Zeiten geblieben ist.

Auf diese Gegend, die ganz besondere Vortheile für Ackerbau bietet, hat nun die Provinzialregierung ihr Auge geworfen und dort Ländereien zu einer deutschen Colonie nach Muster und Vorgang von S.-Leopoldo und Sta.-Cruz angewiesen.

Der Name dieser neuen Colonie ist S.-Angelo, natürlich kaum mehr als ein Name, denn die Anlage ist eben erst begonnen und kaum schon irgendwo besprochen worden.

Ganz früh am folgenden Morgen ging ich zur beginnenden Colonie hinaus. Der Weg führte durch einigen Wald und über etwas Campo, gerade wie die Gegend auf der Karte des Visconde von S.-Leopoldo bemerkt ist, bis zu einem Colonistenhause, wo es bereits von Menschen wimmelte.

Hier war noch alles ein rechtes Tohuwabohu, der volle Wirrwarr eines Colonieanfangs ohne gehörige Vorbereitung. In einem großen Erdgeschoß von höchst einfachen, architektonischen Bedingungen wohnten zahlreiche Familien in kleinen Hausabtheilungen unmittelbar aneinander und spielten Deutschland, d. h. sie waren sich uneinig, zankten sich und machten sich gegenseitig das Leben nach besten Kräften sauer.

Meine Erscheinung machte, da ich ganz unerwartet und ohne alle Begleitung kam, einige Sensation unter den Leuten, und bald kam man mir mit einer Menge Desiderien, selbst Klagen und Beschuldigungen.

Die einen wollten keine Nahrungsmittel geliefert haben,

sondern Geld, um sich selbst zu beköstigen. Andere wollten mehr Bohnen und weniger Reis; dort verlangte man Kartoffeln statt der farinha de manioca, hier wollte man immer frisches Fleisch statt der carne secca. Einigen kam die Ration zu klein vor, andere wollten für mehrere bejahrte Personen besonderes Essen. Und so kam von allen Seiten Vorstellung und Klage.

Ich untersuchte, so genau ich nur immer konnte, und suchte alle Parteien zu beschwichtigen. Ueber Quantität und Qualität der Nahrung war absolut keine gerechte Klage zu führen. Aber über den Geschmack läßt sich nun einmal nicht disputiren. Die Colonisten konnten nur darüber klagen, daß man ihnen die übliche Volksnahrung lieferte, während sie europäisch gespeist sein wollten. Die Volksnahrung in Brasilien ist aber ausgezeichnet. Als ich die Leute fragte, ob sie denn in Europa bei sich zu Hause so gut gegessen hätten, schwiegen alle, aber auch alle mit einem male still, und der Stille folgte ein allgemeines Gelächter. Nur einer kam noch mit der Vorstellung, daß es besser wäre, wenn man den Leuten Geld gäbe, damit sie sich selbst Essen kaufen und kochen könnten. Er hatte eine rothe Nase, leicht inflammirte Augen und einen nach Zucker riechenden Athem, also nach meiner alten Hospitalspraxis ein Trinker! Ich sagte ihm mit großer Bestimmtheit, daß solche Geldunterstützungen zur Anschaffung von Branntwein führten, und damit hatte ich auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen. Ueberhaupt war es ungemein leicht, mit wenigen Worten den Leuten ihre provisorische Lage auseinanderzusetzen. Und da gerade eine ziemliche Anzahl von Leuten schon in den nächsten Tagen nach den ihnen zugemessenen Colonieparcellen abgehen sollten, wo sie an dem reißenden Fortschritt der Feldarbeit Freude haben, so legte ich auf das, was ich hörte, durchaus kein ernstes Gewicht.

Nicht so aber, wenn ich die Leute ansah! Es befanden sich unter ihnen Menschen, die doch um Gottes willen nicht auf eine Colonie, zumal auf eine eben beginnende hätten gehen, ja überhaupt nie hätten auswandern sollen! Dort eine steinalte, zitternde Frau, hier eine lange, hektische Putzmacherin, gleich dabei eine Gruppe weggelaufener Matrosen und noch manche andere unangenehme Erscheinung.

Freilich sah ich auch köstliche Colonie-Elemente unter den Leuten, junges, frisches Volk, blühende Ehepaare mit gesunden heranwachsenden Kindern, jedes schon eine schaffende, mithelfende Kraft, denn ein Kind von sechs Jahren ist schon eine nützliche Kraft, die durch das, was sie schafft, sich schon selbst erhalten kann und nach wenigen Jahren schon erübrigt!

Da wird die Colonie, wenn nur erst die Anfangsgährung vorüber ist, schon ihren Weg finden und rüstig fortschreiten. Außer der Vortrefflichkeit des Bodens hat sie noch eine ganz besondere, pulsirende Lebensader in sich, den schiffbaren Jacuhy, der in seinem ziemlich südlichen Laufe das Coloniegebiet schneidet. Darauf lege ich ganz besonderes Gewicht, so sehr, daß ich glaube, S.-Angelo werde nicht lange mehr hinter Sta.-Cruz zurückbleiben.

Die bisher noch sehr geringen Angriffe zum Ackerbau sind ganz wie in Sta.-Cruz: Axt und Feuer sind die Culturmittel, und aus der Asche wächst herrlich Mais, Bohnen, Kartoffeln u. s. w. Daher brauche ich keine Einzelheiten hier anzuführen.

Daß bei solchen Anfängen auch manche Schattenseiten vorkommen, ist leider kaum zu vermeiden. Den neuen Anbauern fehlt der Arzt und der Geistliche. Und darin fehlt ihnen sehr viel. Ich machte eine gründliche ärztliche Visite und that, was möglich war. Unverkennbar waren einige Typhuserscheinungen im Depot. Ich halte sie eher für Folgen

der Seereise und für nachhaltende Schiffseinflüsse, als für Neuentwickelungen am Orte selbst. Wie dem aber auch sei, immer ist es rathsam, solche Menschen-Agglomerationen auseinander und ins Freie zu bringen.

Ernstere Sorgen machte mir übrigens kein Kranker. Tiefe Wehmuth erregte mir aber eine Kindergruppe.

Ein Ehepaar hatte sich mit fünf Kindern auf das Auswandern begeben. Auf der See starb die Mutter und ward ins Meer versenkt vor den Augen der Kinder. Der Vater kam mit den Kindern nach S.-Angelo. Zwei Tage vor meinem Besuch auf der Colonie schlug dem Mann ein von ihm gefällter Baumstamm den Kopf zusammen. Lautlos sank der Arme hin und blieb mit zerschmettertem Schädel unter dem Stamm liegen, bis man letztern durchsägen und die Leiche hervorziehen konnte. Vor wenigen Stunden hatte man den Mann im Wald begraben. Die fünf Kinder waren keine Stunde ohne Pflegeältern geblieben, sie waren die Kinder sämmtlicher Colonisten geworden. Besonders die beiden ältesten Mädchen machten einen wehmüthigen Eindruck. Als ich in ihre Wohnung trat, saß die älteste da und schrieb einen Brief über das traurige Ereigniß nach Deutschland; sie sah wohlerzogen aus und lieblich im Schmuck ihrer funfzehn Jahre. Die zweite wollte gerade zu Mittag essen und hatte ihren Teller vor sich und die Gabel in der Hand. Sowie man mir aber vom Tode des Vaters erzählte, legte sie ihre Gabel nieder und fing bitterlich an zu weinen.

Der Baron von Kalden kam gegangen, der junge, rüstige Director der neuen Colonie, ein ehemaliger Offizier der letzten deutschen Legion. Mein ganz unerwarteter Besuch überraschte auch ihn. Ich war bei seinem Hause vorbeigegangen und hatte es gesehen, ohne es für die Directorwohnung zu halten. Ein bescheidenes, mit Stroh bedecktes Lehmhaus war es, und dennoch bot es mir bei der Herzlichkeit seiner Be-

wohner ein gar freundliches Asyl. Ich blieb mehr als gern den Rest des Tages in der Gesellschaft des freundlichen Directors und seiner jugendlichen, feingesitteten Frau, einer geborenen Brasilianerin aus guter Familie. Bei Sonnenuntergang wollte ich denn wieder nach der deutschen Vende zurückkehren, um mein Nachtquartier unter dem Orangenbaum wieder einzunehmen, aber ich war ein Gefangener geworden und durfte nur unter der Bedingung aus dem Hause zu einem Spaziergange mit dem Hausherrn hinausgehen, daß ich wiederkehren und mein Nachtquartier im Directorialhaus nehmen wollte.

Ich ging mit meinem norddeutschen Landsmanne zu Roß im schönsten Mondschein nach dem Jacuhy hinab, der hier breit, still und tief zwischen geheimnißvollen Wäldern durchfloß und einen wundersamen Reiz an sich hatte, der durch das späte Bad, was wir in der kalten Flut nahmen, noch erhöht ward. Gerade an dieser Stelle soll, wenn die Colonie S.-Angelo erst kräftige Wurzeln geschlagen hat, der Hauptlandungsplatz für die Colonie werden. Während acht Monaten im Jahr hat das Flußdampfschiff, das auf dem Jacuhy fährt, Wasser genug, um bis nach S.-Angelo zu gelangen, wie denn auch für große Kähne hinreichende Fahrgelegenheit ist. Das verspricht denn den Anbauern allerdings eine schöne Zukunft.

Wie angenehm und belehrend mir nun auch im Hause des Baron von Kalden die Stunden verstrichen, so mußte ich dennoch sehr ernstlich am folgenden Morgen (23. März) an meinen Abmarsch denken. Aber mein Aufbruch und Abschied ward mir schwer gemacht durch die Freundlichkeit des jungen Ehepaars in ihrer Waldwohnung und — durch mich selbst. Wirklich anziehend war die Situation! Ganz einsam, ganz tief einsam liegt das Haus, keine Straße führt daran vorbei; hinten ist der Wald, vorn eine Klärung. Die grauen

Lehmwände ohne Kalkbeleg, die Lichtluken ohne Glasfenster, das Strohdach, das alles läßt vermuthen, daß hier vielleicht ein Einsiedler, ein Misanthrop hergerathen sei, der nichts mehr von der Menschheit, deren fröhlichem Treiben und Thun und Lassen wissen will. Und nun findet man das Haus von frischer Jugend bewohnt; ein junges Ehepaar hat hier am Wald sein Nest gebaut, nicht auf einige Tage, nicht für die kurzen Wochen des Honigmonats, nein, die Geschichte ist bitterer Ernst, für immer wohnen sie hier, für viele Jahre, für die beste Zeit ihres Lebens. Mag es sein! Für den schaffenden Mann ist das wol eine herausfordernde Stellung, in welcher er zum Schöpfer einer kleinen Welt werden kann. Für ein duldendes Weib ist es aber anders. Der Blumenreiz des geselligen Lebens, der gewiß nicht leicht von einer jungen Frau ohne einen Seufzer aufgegeben wird, hat hier im Wald alle seine Blüten abgestreift. Ich mußte wirklich lächeln, als ich die jugendlich schöne Frau Baronin im feinen, saubern Morgenanzuge im Hause mit grauen Lehmwänden umherwalten sah. Mir fielen dabei Kindermärchen ein aus alter Zeit, wo eine junge Prinzessin fortgeholt wird vom Zauber im Wald, und nun ganz tief in der Wildniß lebt und immer weinen muß. Aber das paßte wieder nicht ganz. Denn die junge Frau vom Hause war das liebliche Bild der unbefangensten Fröhlichkeit, und die Honigmonate des Lebens schienen im grauen Waldhause zu zusammenhängenden Jahren, ja zu einem ganzen Lebenslaufe werden zu wollen.

Auf der Fahrt von Porto Alegre nach Rio-Pardo hatte ich einem der Mitreisenden auf dessen Einladung versprochen, ihn am Uebergang des Jacuhy, Passo do Jacuhy, zu besuchen, um seine seit Jahren kranke Frau zu sehen. Der Passo von Jacuhy liegt westnordwestlich etwa fünf Leguas von Cachoeira und südlich von S.-Angelo. Da nun der Ort Santa-Maria

da Boca do Monte, wohin ich von S.-Angelo wollte, viel dichter bei dieser Colonie in fast westlicher Richtung liegt, als vom Passo von Jacuhy, so hatte ich mir dadurch, daß ich nicht über diesen Passo nach S.-Angelo und von dort nach Santa-Maria gereist war, einen bedeutenden Umweg gemacht von etwa 14 Leguas.

Doch wollte man mir einen Privatübergang über den Fluß zeigen, sodaß ich auf dem rechten Ufer des Jacuhy bis zu seinem Passo gelangen und damit eine Menge Umwege und Biegungen des Flusses abschneiden konnte. Aus dem gewöhnlichen Wege von 10 Leguas sollten so nur 7 Leguas werden.

Um 11 Uhr ritten wir in hellem Haufen fort; der Baron führte den Zug; der Deutsche aus der Vende und ein Reitknecht, der den Weg kannte, folgten; hinterher kam ich mit meinem Indianer und dem Spahi. So ging es eine gute Weile durch Campos und Wald. Aber der gute Baron mußte wieder umkehren. Mit herzlichem Dank schied ich von ihm.

Durch Sumpfwiesen und Waldesdunkel ritt ich mit den andern weiter. Wir erreichten ein einsames Gehöft, auf dessen Grund und Boden der Privatübergang über den Fluß war. Aber die Bewohner waren so frappirt über die Ankunft von sechs Reitern, daß sie offenbar Furcht hatten und lange nicht wußten, ob sie uns durchlassen sollten durch die Besitzung. Sie sagten weder „ja" noch „nein". Ich ward ungeduldig, hielt ihnen ihre Ungefälligkeit vor, und wollte umkehren, als sie uns den Weg bis zum Jacuhy hinabgestatteten.

Am Ufer wohnte hier ganz einsam eine nußbraune, aus afrikanischen und indianischen Elementen zusammengesetzte Familie in einer kleinen Hütte. Ohne alle Scheu und mit einer gewissen Heiterkeit schickten sich die Menschen an uns überzusetzen. Ihnen schien meine Ankunft ein unerhörtes Ereigniß zu sein. Die Thiere wurden abgesattelt und hinter sehr

schmalen Canots schwimmend durch den Fluß geführt. Wir Menschen wurden einzeln nachgefahren, denn die beiden Canots, deren man sich bediente, waren so schmal und klein, daß sie außer dem Rudernden nur noch einen Menschen aufnehmen konnten, der sich platt auf den Boden setzen mußte. Kaum ragt der Rand des kleinen Canots aus dem Wasser, und man darf kaum athmen, geschweige sich bewegen. Da ist denn solche Ueberfahrt über einen breiten, tiefen Fluß von einiger Strömung ein höchst fatales Stück Arbeit. Doch kamen wir glücklich hinüber und machten einen kleinen Halt am Ufer, wo in einer stillern kleinen Einbuchtung das Wasser mit der zarten weißen Blüte einer Hydrocharidee bedeckt war.

Dann strich ich wieder allein mit meinen beiden Camaradas, wie man freie Reisebegleiter jeglichen Standes und jeglicher Farbe zu nennen pflegt, durch den Wald. Wir kamen hinaus aus der Hyläa des Flusses und geriethen auf sonnige Campos, welche an einer Seite malerisch schön von dunkeln Waldungen eingefaßt waren, sonst aber in langsamen Erhebungen aufsteigend bis zum Horizont sich ausdehnten. Mein zahmer Indianer ritt voran; aber trotz seines gepriesenen „Vaqueanismus" verlor er den Weg, oder fand ihn vielmehr nicht. Und so hieß es denn wie auf dem Meer: „compas y arte", denn Menschen trifft man nicht. Wir ritten südlich, konnten uns aber oft einander selbst nicht treffen, denn das Pampasgras ist manchmal höher als Roß und Mann. Dazu verbirgt eine Grasschlucht die einzelnen oft auf Minuten, oder der Weg, wenn man einige zusammenhängende Spuren von weidendem Vieh so nennen will, liegt um ein Gebüsch und macht das Zusammenbleiben mehrerer, wenn sie sich nicht in der allernächsten Nähe halten, recht schwierig. Eine Zeit lang war mein Indianer ganz verschwunden, während ich mit dem Spahi Süd zu Ost steuerte.

Dann sahen wir den Braunen wieder oben auf einem Cuchillo halten und sich umschauen. Nicht weit von ihm standen einige höchst ernsthafte Mycterien, ganz mit dem Ausdruck unserer Störche. Eine kleine Gruppe Emas, Strauße, floh den Hügel hinab, welchen der Indianer hinaufgeritten war. Ringsher weideten Viehheerden, in die weite Ferne hinaus Grashügel, immer und immer wieder Grashügel; ich erlebte einen echt südamerikanischen Nachmittag in seinen einfachen Umrissen und doch so ganz eigenthümlichen Gestaltungen.

Endlich geriethen wir zu einer hochliegenden Estancia; wüthende Hunde fielen uns an, und die Bewohner mußten erst einen Kampf mit ihren eigenen Doggen führen, um uns den Weg zeigen zu können. In einem fernen Waldstreifen zeigte man uns einen kleinen Fluß, den Baccacahy-Mirim, den kleinen Baccacahy, durch den wir reiten sollten. Weiterhin zeigte man uns die Hügel am Passo von Jacuhy; wir hatten einen Irrweg von mindestens zwei Leguas gemacht.

Wir ritten hinab in die Ebene und kamen durch den Baccacahy-Mirim. Die Sonne war untergegangen. Dicke Gewitterwolken verbargen den Mond; es war rabendunkel, denn die Tausende von Leuchtkäfern, die umherschwirrten, waren kein hinreichendes Surrogat für den Mondschein. Doch erkannte mein Indianer bei jedem Blitzstrahl den näher kommenden Hügel; diese stillen, befangenen Menschen benutzen instinctmäßig jede Naturhülfe zum Durchfinden in einsamen Gegenden.

Sehr spät kam ich zum Passo, und kaum waren Männer und Rosse gut untergebracht bei meinem freundlichen Reisegefährten vom rioparbenser Dampfboot, als ein furchtbares Gewitter losbrach und im Vorbeibrausen den schwülen Abend in eine liebliche kühle Nacht verwandelte.

Die ambulatorische Klinik am folgenden Morgen hinderte

mich am frühen Fortreiten. Aber die Gesunden hielten mich ebenso wie die Kranken; ich sollte mindestens doch den einen Tag bleiben. Das war nun aber unmöglich. Indeß wollte ich doch einen kleinen Abstecher von einer halben Stunde Weges bis zum Ufer des Flusses machen, um in der allernächsten Nähe den berühmten Passo von Jacuhy zu sehen.

Der lebhafte Verkehr, der von Porto Alegre mittels Schifffahrt auf dem Jacuhy nach Rio-Pardo und selbst Cachoeira geht, muß von den genannten letzten beiden Orten an den Landweg zum fernen Westen der Provinz und den am Uruguay liegenden Handelsplätzen mittels großer Carreten benutzen. Die lebhafte Straße nach Santa-Maria unterhalb der Serra von S.-Martinho geht zwischen den beiden, vom Westen kommenden Vaccacahyflüssen hin, dem Großen und dem Kleinen, südlich und nördlich, während der Jacuhy vom Norden kommt und sich, nachdem er den Vaccacahy-Mirim aufgenommen, mit dem Großen Vaccacahy vereinigt. Zwischen den beiden Vaccacahyflüssen geht nun die große Straße über den Jacuhy und bildet dort einen ungemein lebhaften Punkt.

Vom grünen Hochufer hatte ich einen hübschen, frischen Morgenanblick. Von links her kam der reine, breite Fluß dahergerauscht zwischen den hohen acht Pfeilern der kühn aus behauenem Sandstein errichteten Brücke, die noch unvollendet ist. Zu beiden Seiten des Stromes harrten Carreten und Reiter des Ueberganges. Die Fähre kam und ging in ununterbrochenem Zuge und hielt beide Ufer in Verbindung; doch sind die großen schweren Carreten sehr lästig zu transportiren. Eine Heerde breitgestirnter Rinder kam und ward unter wildem Rufen von den nachsetzenden Reitern in die Flut getrieben. Langsam und vorsichtig gingen die Thiere hinein, bis der Boden unter ihnen wich und der Strom sie fortriß. Prächtig kämpften und schnoben die Stiere gegen

das ihnen minder geläufige Element an. Umsonst suchten einige das eben verlassene Ufer wieder zu gewinnen; immer wurden sie von wildem Rufen und spitzen Ochsenstecken wieder zurückgejagt, bis sie denn alle in langem Zuge hinüberschwammen. Die wilden trotzigen Stierhäupter mit gewaltigen Hörnern ragten wirklich imposant heraus aus dem nassen Element, und das laute Geschrei der tief ins Wasser ihnen nachreitenden Treiber gehörte vollkommen zum Uebergang der schnaubenden Bestien über den Passo von Jacuhy. Schnaubend und sich schüttelnd kletterten die Rinder drüben ans Ufer. Die Treiber fuhren mit den Rossen über den Fluß in der breiten Fähre.

Die acht Brückenpfeiler im Fluß von höchst stattlichem Ansehen, über welche noch keine hölzerne Ueberlage geworfen ist, haben ein wunderliches Geschick. Ihr Bau war von meinem Gastfreund für 250 Contos (etwa 200000 Thlr.) übernommen worden. Nach ihrer Vollendung schienen sie, da sich auch allerlei Intriguen sonstiger Art bewegt haben mochten, einigen inspicirenden Ingenieurs nicht fest genug für alle Stromeventualitäten, und man faßte den sonderbaren Entschluß, sie ohne alle obere Verbindung frei und einzeln zwei Jahre stehen zu lassen. Wenn sie bis dahin nicht einfielen, wollte man die Brückenbalken u. s. w. darüber hinwerfen.

Erst um 11 Uhr konnte ich bei 26° R. meinen Camposritt fortsetzen, nachdem mein Indianer nach Cachoeira zurückgekehrt war. Ich ritt allein mit dem Spahi sechs Leguas den Tag; immer herrlicher kamen mir die Heerden vor, die wir trafen, immer mächtiger die Ausdehnung der Grashügel, immer ungestörter das Treiben der einfachen und doch in solchen Massenzügen sich darstellenden Natur.

Am Abend blieb ich bei einfachen, ungemein zuvorkommenden Leuten, die auf einer Anhöhe wohnten. Eine wahre

Freude war es, von dieser Höhe aus die unabsehbaren Triften nach allen Seiten hin zu beobachten. Ganze Landseen sieht man von Hügeln und Waldungen; aber Menschenwohnungen entdeckt man sehr wenige auf einzelnen Erhebungen oder in stillen Buchten am Waldesrand.

Aber ihr Aufsuchen und Besuchen macht Freude. Im kleinen, bescheidenen Raum findet man meistens gute, herzliche Menschen. Ich war an demselben Tage, um die Pferde in der Hitze etwas ausruhen zu lassen, neben einem kleinen Häuschen abgestiegen, wo unter dunkeln Orangenbäumen ein älterer Mann rüstig an einer Carrete zimmerte. Neben ihm saß auf einer Matte seine Frau mit zwei prächtigen Zwillingskindern; elf lebende Kinder hatten die Leute schon; die beiden wundervollen Zwillingsknaben schienen ihnen eine Art Belohnung für die neun schon existirenden Kinder zu sein. Wirklich, man braucht die Menschen nur auf die Campos zu jagen, um sie gedeihen zu machen.

Kein vergnügteres Völkchen konnte man finden, als die unter dem Orangenbaum. Der ganze Ton, worin die Leute von ihren Kindern sprachen, klang ganz nach der alten, guten Zeit, wo der Mann das Glück und den Segen einer Ehe nach der Menge der Kinder abschätzte. In der freien Natur der Campos und des Waldes, in der die alma mater in ihrer vollsten Kraft und Fülle ihre Einzelwesen hervorbringt und für alle Raum hat, kehrt auch die Menschheit zur ersten Stufe ihres Ursprungs zurück und bewahrheitet den Segen, den damals der Herr der Natur über dem ersten Menschenpaar aussprach, daß sie fruchtbar sein sollten, und viel, und die Erde füllen.

Am 25. März gelang es mir schon vor Sonnenaufgang aufzubrechen. Der Halbnebel, der die Erde bedeckte, ward bald von der Sonne und einem frischen Nordostwind zertheilt, und ungehindert konnte ich die Gegend überschauen. Offen-

bar neigt sich die Campos-Beschaffenheit schon wirklich einer Bergnatur hin. Die Hügel bilden einen vielfach geschlängelten, aber fast ununterbrochenen Höhenzug, auf dem die Carretenstraße zunächst nach Santa-Maria sich hinwindet und deswegen manchen Umweg machen muß. Für den, der deswegen reist, um möglichst viel Meilen am Tag zurückzulegen, ist solch ein Weg lästig genug. Wem es aber gleich ist, ob er morgen oder übermorgen ankommt, der wird sich freuen an so mancher tiefen Waldschlucht links und rechts, aus der die purpurne Akazie, glänzend gelbe Cassien, und die fast apfelbütenartigen Blumen des Canellabaums hervorschimmern, während mitten zwischen dem Gewirr kryptogamischer Parasiten manche kleine purpurfarbige Orchidee vom Ast halb verdorrter Myrten herabhängt. Am Rand des Waldes, wo mehr Feuchtigkeit sich findet, trifft er reichlich eine hübsche Iridee — ich denke eine Ferrarie und das veilchenduftende blaue Jonidium —, ein hyacinthfarbige Salvia, kleine rothe Oralis, Lantanen, blaue Commelynen, und an einzelnen Wasseransammlungen dichte Ponteberien und mit schwimmenden runden Blättern Menyanthes nymphaeoides oder Villarsia. Neben diesen stillen Bewohnern der Einsamkeit freut sich der Reisende immer wieder an den herrlichen Formen der weidenden Rinder, der Pferde und dem ganzen Getümmel der Vögel: Falken, Eulen, Circaëten und Rebhühner.

Vor einer sehr einsam gelegenen Venda machten wir einen Mittagshalt. Eben bei der Seltenheit solcher Krambuden für alles trifft man um Mittag allerlei Leute dort, theils fernwohnende Nachbarn (freilich eine contradictio in adjecto, aber doch für den Westen von Rio-Grande ein richtiger Ausdruck), theils Reisende. Ein europäischer Reisender ist da immer für die ersten Augenblicke etwas Befremdendes; alles genirt sich vor ihm. Wenn er aber nur erst einige Worte der Landessprache geredet hat und sich unbefangen und anständig

beträgt, so ist gleich alle Schwierigkeit gehoben; es dauert keine Minute, so hat man das Symbol des Friedens, der Eintracht, des vollsten Einverständnisses im Munde — die Mate!

Die ganze anwesende Gesellschaft nahm Mate. Doch darf man deswegen ja und ja nicht glauben, daß nun ein jeder seine eigene Comba und Cuja bekommen hätte, ja nicht! Die Mate würde da all ihre erste, heilige Bedeutung verlieren. Es geht der Mateschale, wie es der Schnupftabacksdose geht. Letztere geht von Nase zu Nase, die Cuja de Mate von Mund zu Mund. Erst sog ein alter Capitaõ etwas. Dann kam ein junger, anständiger Pardo — denn den Namen Mulatte darf man nicht hinschreiben —, dann kam ich, dann der Spahi, dann ein Halbindianer, ferner ein Portugiese, und so alle nach der Reihe. Es ist dabei kein Rangstreit, kein Herr und Diener, es ist eine Art Gottesdienst, ein frommes christliches Werk, ein gesitteter Communismus, ein wahrhaft edeles, vergeistigtes Fraternisiren! Alle Menschen werden Brüder, sie — nehmen zusammen Mate!

Wer das zum ersten mal mitmacht, der glaubt in einer Freimaurerloge zu sein. Der classische Gelehrte sieht in der kleinen Cuja die Duodezausgabe der mystica vannus vorchristlicher Zeiten und die Herrschaft der blonden Ceres.

Leider aber herrscht die nicht in Rio-Grande, soweit sie sollte, und dennoch etwas mehr, als man gewöhnlich glaubt. Einer aus unserer polymorphen Gesellschaft war ein Pflanzer aus der Serra, und ich äußerte mich, daß man den Kornbau so gänzlich liegen ließe. Da erfuhr ich denn, daß sowohl der alte Capitaõ wie der Serralandmann Hafer und Gerste bauten mit dem besten Erfolg. Leider ward der Weizen vom Rost verfolgt. Allen diesen Halblandleuten ist das deutsche Colonisiren ein Gegenstand des größten Interesses

und unbedingter Anregung. Es ist nicht nur der Ackerbau der Deutschen, der die guten, oft wirklich kindlich einfachen Leute interessirt, sondern auch alle jene kleinen Industrien, die der deutsche Landmann mit sich bringt, z. B. das Spinnen mittels des Spinnrades. Und dabei findet man denn fast durchweg eine große Freundschaft und ein gutes Vorurtheil für die nordischen Einwanderer vor, das nur von einigen Leuten aus den untersten Volksschichten nicht getheilt wird. Wenn man sich auch individuell mit den Fremden nicht befaßt wegen der Sprachverschiedenheiten, so sieht man doch das Treiben ihrer Massen in der Serra gar zu gern, und es würde ein unbedingter Irrthum sein, wenn deutsche Einwanderer fürchten sollten, Geringschätzungen oder gar Feindseligkeiten ausgesetzt zu sein.

Ich hatte von meinem Gastfreund am Passo von Jacuhy zwei Briefe an seinen Bruder mitbekommen, der nicht eben weit von jener Vende, aber abwärts vom Wege wohnen sollte in einem Waldcampo, dem sogenannten Rincon da Tronqueira. In der Venda nahm ich einen Mann, der den Rincon kannte. Nach kurzem Ritt wies er mir den Weg in eine Waldschlucht hinein und ging dann seiner Wege. Kaum waren wir etwas durch den Wald geritten, als wir auch schon wieder ins Freie kamen. Ein prächtiger Campo dehnte sich über den Hügel hinaus und aus einem dichten Orangenhain schaute ein allerliebstes Wohnhaus hervor. Ein sauber gehaltenes Gehöft lag vor mir, umgeben von einer Menge von Feldabtheilungen und Einzäunungen, in denen hier und da Rinder weideten — ein urechtes Bild einer rio-grandenser Estancia.

Senhor David Pereira Soares war nicht zu Hause, sollte aber bald kommen mit der Familie, die zu einem Nachbarn gefahren war. Unterdeß brachte eine Negerin mir die Mateschale; ich nahm sie und that einen Zug aus der Bomba

und hatte damit erklärt, daß ich bleiben wollte. Nun that sich mir ein hübsches, sauberes Fremdenzimmer mit drei weitläufigen Betten auf, gerade als ob das Wohnhaus eines Estancieiro zugleich ein Hotel wäre. Dicht neben dem ersten Fremdenzimmer entdeckte ich noch zwei andere Fremdenzimmer —, wahrhaftig, Senhor David hätte im Augenblick aus seiner einsamen Estancia in Rincon da Tronqueira ein hübsches Chambres garnies von Montmorency und Enghien machen können —, freilich würde man aus den Fenstern kein Paris gesehen haben.

Ich besah mir das Gehöft etwas: eine mit allem versehene Insel im weiten Meer von Wald und Hügel. Maniocmühle, Backofen, Schlachterei, Gemüsegarten, Stallungen für Mastvieh, alles in sauberster Ordnung! Dicht dabei ein Bach mit fließendem Wasser und ein sauberer Brunnen mit ganz vortrefflichem Trinkwasser; dazu ein Orangenwäldchen, welches von Tausenden reifender Orangen voll hing; nach der andern Seite hin das offene grüne Weideland, auf dem nah und fern die Rinder behaglich weideten.

Bald darauf kam die Familie nach Hause. Die Frau und Tochter zogen sich sogleich zurück nach der eigenthümlichen Sitte des Landes, einer Sitte, die für den ankommenden Fremden nicht interessant und für die weggehenden Frauen auch gewiß recht langweilig ist. Der Hausherr aber empfing mich sehr freundlich und war nach einer Stunde offenen Gesprächs mit Herz und Seele mein Freund. Im schönsten Mondschein saßen wir vor der Thür; ich mußte dem Mann von Europa, Paris, Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen erzählen, und habe selten einen so aufmerksamen und begeisterten Zuhörer gehabt wie ihn. Sein Endausruf: „Wie glücklich müssen Sie sein, daß Sie das alles erlebt haben!" kam ihm aus innerstem Herzen, und seine Freude am Gehörten machte ihm wirklich Ehre. Wie gern hätte der ältere

Mann noch gelernt, wenn er nicht eben im einsamen Rincon da Tronqueira gewohnt hätte!

Nach dem Abendessen ging ich in mein Zimmer. Der Himmel hatte sich bedeckt, von fern her rollte der Donner in ununterbrochenem Grollen. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so brach ein Wetter los, so wild und furchtbar, wie ich es fast nie erlebte. Die elektrischen Entladungen folgten so Schlag auf Schlag, daß fortwährend ein greller Lichtstrom alles erhellte. In schwefelgelber Färbung lag der ganze Rincon da, gegeißelt vom heftigsten Orkan. Man vernahm keine einzelnen Donnerschläge, sondern ein fortwährendes Rollen, welches ebenso tief in der Erde wie unter dem Himmel zu sein schien. Kaum zwanzig Schritte vom Hause fuhr der Blitz ins Feld hinein, ein ungeheurer Donnerschlag erschütterte das Haus, in welchem alles laut aufschrie. Im selben Augenblick ergoß sich ein strömender Regen und im wildesten Kampfe suchten sich alle vier Elemente zu vernichten, bis der Wolkenbruch zu siegen schien und während der ganzen Nacht das Feld behauptete.

Daher erschien denn auch der nächste Morgen recht eigentlich grau in grau, und selbst die göttliche Mate vermochte kein anderes Colorit hervorzubringen zur Freude meines Wirthes, der mich gar zu gern noch einen Tag oder, wie er meinte, noch vier Wochen bei sich behalten hätte. Aber um 8 Uhr kam ein frischer Wind; einige blaue Tinten kamen zwischen den Wolken zum Vorschein, und um halb 11 Uhr, nach einem Frühstück, das für vierzehn Tage berechnet schien, ließ mich mein guter Soares fortreisen.

Frisch und kühl war der Ritt über den Rincon zur Landstraße zurück. Die Wasser zerrannen nach allen Seiten, und wunderbar erfrischt erschien die Natur, wenn auch noch mit etwas zerzaustem Haar. Einzelne Waldbäume waren umgeworfen, Aeste losgebrochen, Erdschollen fortgerissen, Sand-

strecken aufgewühlt, aber das Grün der Campos und Waldungen war unvergleichlich; alle nur denkbaren Modificationen der Vegetationsfärbungen waren überall zu sehen.

Einen höchst eigenthümlichen Parasitismus bot manche Waldstrecke, durch welche ich kam. Ich meine hier nicht jenen Parasitismus von Pflanzen, welcher aus eigener Wurzel aus der Erde kommend sich hinaufrankt in den Wald und dann erst sein Parasitenrevier einnimmt; ich meine hier nicht Schlingpflanzen, welche, nachdem sie von unten hinaufgekrochen sind, von oben ihre langen Stolonen u. s. w. herabsenden, oder in gewaltigen Biegungen, Hebungen und Senkungen wie erstarrte Riesenschlangen sich hinlagern um Bäume, Wurzeln und ganze Waldgruppen: ich meine zunächst jenen, der alleinig auf fremdem Stamm haftend und wurzelnd in wirklich epiphytischem Dasein grünt und blüht.

Auf dicken, halberstorbenen Stämmen wuchern Usneen in ungeheurer Menge, neben ihnen Moose und Farrenkräuter im lieblichsten Grün, die um den luftigen Wohnsitz kämpfen mit größern und kleinern Bromeliaceen, namentlich der hübschen Tillandsie in sinnigem, wenngleich zur Herbstzeit schon seltenerm Blütenschmuck. Alles übertrifft aber die Orchideenflora. Zwar sah ich im Vorbeireiten nur zwei verschiedene Orchideen blühen an jenem Morgen, die eine purpurfarbige aber in solcher Menge, daß einzelne alte Waldstämme mit Blüten förmlich wie mit rothen Schmetterlingen übersät erschienen. Aus einiger Ferne weiß man sich die liebliche Färbung kaum zu deuten.

Und doch ist ein anderer Pflanzenparasitismus noch seltsamer. Ein alter Stamm scheint von unten bis oben fast ganz todt. Dürre ragen seine Zweige in die Luft hinaus; kaum an einigen entdeckt man noch ein Blatt, eine Knospenbildung. Desto frischeres Leben scheint dagegen in andern Zweigen zu wuchern. In üppiger Blattbildung und reich-

licher Fülle kleiner, grüner Blüten hängen dichte Partien weidenartig schlanker Zweige von scheinbar ganz erstorbenen Aesten herab und bilden Miniaturwaldungen auf dem Wald. Vergleicht man dieses neue frische Laub mit dem kümmerlichen des alternden Baumes, so findet man beide ganz verschieden; ein ganz neues Pflanzenleben hat sich herausgebildet.

Das ist das wuchernde, echt epiphytische Leben der Loranthaceen, namentlich von Struthantus und Psittacanthus, deren einfache, wunderlich gablige Urform in unserm nordischen Viscum dargestellt ist, jenem eigenthümlichen Parasiten, der in manchen Gegenden eine recht schlimme und dennoch im Volksglauben geheiligte Baumplage ist, wie ich ihn als eine solche z. B. in der Normandie gesehen habe.

Sowie sich die Orchidee der nordischen Wiese unter südlichem Himmel zu luftigerm Standpunkt und entwickelterer Form und Färbung erhebt, entwickelt sich aus dem nordischen Viscum das dichte Gebüsch jener Loranthaceen mit schlanken Zweigen, mannichfach modificirter reichlicher Blattform und zahlreichen, wenn auch nur kleinen Blüten. Von einem oft nur dünnen, dem ursprünglichen Stamm wirklich angehörigen Zweig gehen oft quirlförmig drei bis vier Parasitenzweige wie aus einem gemeinsamen Knotenpunkt aus, ein jeder zuweilen noch einmal so dick wie der umfaßte Urzweig, sodaß es dem Parasiten Mühe gemacht zu haben scheint, nur einige Holzfasern zum Anhaften in denselben hineinzutreiben. So hängen die frischen, grünenden Schmarotzer in dichtem Gewirre über andere Aeste und Pflanzen hinweg, und ziehen unter ihrem Gewichte den umfangenen Ast tief hinab. Die Blattflächen der Parasiten sind, welche auch immer die Biegung und Lage der Parasitenzweige sein mag, immer so gelagert, daß die wirklich obere Fläche immer nach oben, nach dem Licht, hingewandt ist, die untere Fläche dagegen auch wirklich immer nach unten gewendet bleibt. Dadurch gewinnt

der Parasit einen ganz eigenthümlichen, gleich zu erkennenden Habitus.

Wo solche Loranthaceen sich einmal hingehängt haben, da umwuchern sie bald ganze Bäume, ja selbst ganze Waldpartien, und mancher gesunde Baum ist schon von ihnen ausgesogen worden, wie sie ja denn in den Orangengärten als Herva de Passarinho gefürchtete Gäste sind und die besten Bäume tödten. Oder ist es auch hier, wie so häufig in der Natur, daß der Parasit Folge der Krankheit, nicht ihre Ursache ist? Haftet das vegetabilische Ungeziefer auf den Bäumen, weil diese bereits erkrankt sind und einen gleichsam schon zersetzten, von verfallenden Pflanzenstoffen fruchtbar gemachten Boden dem Parasitismus darbieten? Das ist gewiß, daß man neben einzelnen, vom Pflanzenparasitismus vollkommen bedeckten Bäumen andere vollkommen gesund und ohne die geringste fremde Vegetation antrifft, wenn auch beide in dichtester Nachbarschaft ihre Aeste durcheinander schlingen und selbst zu einer und derselben Species gehören, bei gleicher Altersentwickelung des Baumes. Eine Uebertragung des Parasiten findet hier nicht statt, solange der noch nicht befallene Baum sein gesundes, festes Ansehn bewahrt.

Je näher mich der frische Tag und die herrliche vom Nachtregen erquickte Gegend an das Gebirge im Nordwesten hinanführte, desto saftiger ward der Kräuterwuchs der Campos und die Belaubung der Waldpartien. Eine große, wegen des gefallenen Regens etwas nasse Fläche, die zum Theil selbst überschwemmt war, trennte mich noch von der Serra de S.-Martinho, welche schon von fernher hübsche Thäler, Abhänge und fast einzelnstehende Vorhügel zeigte. Das Treiben der Carreten nahm zu; man entdeckte einige Wohnungen hier und dort, als ob man sich einer nahen Ortschaft gewärtigen dürfte. Und wirklich lag, als ich eben um einen kleinen Waldberg geritten war, ein hübsches schweizer Kirch-

dorf, ein großer Marktflecken vor mir, umgrünt von dunkeln Orangenbäumen, recht am Eingang in das Gebirg hinein.

Santa-Maria da Boca do Monte heißt das liebe kleine Nest aus weißen Häusern mit rothen Ziegeldächern bestehend. Vor ihm bildet um einen grünen Platz ein Doppelbogen von Orangenbäumen eine kleine Promenade, um die manche nordische Hauptstadt den rio-grandenser Kirchflecken beneiden möchte.

Ich hatte eine Reihe von Briefen abzugeben und konnte, da man kein Hotel trifft, mein Quartier auswählen, was mir von drei oder vier Leuten angeboten ward. Ich ging zu einem biedern Deutschen von festem Schrot und Korn, von dessen Haus und Familie ich einige Worte sagen muß.

Gleich beim Eintritt kam mir eine einfache ältere Frau in tiefer Bewegung entgegen. Als ich beim Kommen mit dem Hausherrn gesprochen hatte, hatte sie mich, ohne mich zu sehen, aufs schärfste an der Stimme erkannt, womit ich sie in Zeiten tiefer Noth und vielen Elends oft getröstet hatte. Das waren freilich vierzehn Jahre her; sie lebte damals in Rio-de-Janeiro mit ihren Kindern in sehr dürftigen Verhältnissen und hatte oft meinen ärztlichen Beistand nöthig gehabt. Mich frappirte dieses Zusammentreffen aufs lebhafteste, und das Erkennen an der Stimme war, da die Frau wol nie daran dachte, mich einmal hier im fernen Süden zu treffen, wirklich merkwürdig. Sie hatte ein kleines Stückchen Land am Gebirge und war zur Villa gekommen, um etwas zu kaufen, denn zur Familie meines Wirthes gehörte sie nicht.

Diese Familie beginnt ganz antik mit einem alten deutschen Ehepaar, der Mann 87 Jahre, die Frau 73 Jahre alt. Ihre Tochter ist die Frau des treuherzigen Hausherrn Johann Peter Jäger oder Jähr, der gerade am Tage meiner Ankunft, am 26. März, seinen dreiundfunfzigsten Geburtstag

feierte und seinerseits seine alte Mutter von 77 Jahren ebenfalls bei sich hat. Er hat mit seiner Frau neun Kinder, von denen zwei bereits verheirathet sind; die eine verheirathete Tochter hatte schon wieder ein Mädchen von 11 Jahren. Der älteste Sohn steht bei der Nationalgarde im Felde am Urugay; dann kommt eine Reihe bildschöner junger Männer von ruhiger, merkwürdig selbständiger Fassung und Haltung, die trotz großer Jugend schon selbständig sind. Das jüngste Kind, ein Mädchen von 11 Jahren, ist demnach gerade so alt wie die Nichte, ist aber ein formidables Kind, so groß wie ein ausgewachsenes Mädchen, halb blöde, halb wild; kaum hatte sie mir „guten Tag" gesagt, als sie auch schon im Hof war und mit zwei großen Kälbern ein Stiergefecht hielt.

Als ich am Abendtisch mit den Urgroßältern, Großältern, Aeltern und Kindern saß und mit ihnen an ihrem reichlichen Essen theilnahm, da war mir wirklich andächtig zu Muthe. Bis hierher hatte Gott, bis in diese fernen Campos von Rio-Grande hatte er die deutschen Auswanderer an seiner Hand geführt und sie in vier Generationen so wunderbar gesegnet, daß man seine Gnade an jedem grauen Haar des Alten von 87 Jahren und auf den rothen Backen der Urenkel in deutlichen Schriftzügen lesen konnte. In echt patriarchalischer Weise und tiefer Einigkeit wohnen diese Menschen in drei verschiedenen Häusern zusammen; Gott mag wissen, wie viele ihrer sind, wenn man die einzelnen aufzählen wollte.

Ich bekam mein Nachtquartier im Hause des zweiten Sohnes, eines schon ganz selbständig arbeitenden Silberschmiedes von 18 Jahren, der hier unter dem Schutz seiner siebenundsiebzigjährigen Großmutter wohnt. Die alte Großmutter brachte mich hinüber ins Haus und benutzte noch „einen Augenblick", um mit mir zu plaudern, woraus fast zwei Stunden wurden.

Diese Großmutter war mir eigentlich etwas Unbegreifliches; sie war von der Rüstigkeit einer jungen Frau. Und dennoch welchen Lebenskampf hatte sie durchgemacht!

Arm wie Jakob, da er über den Jordan zog, war sie im Jahr 1829 nach Brasilien gekommen mit einer alten silbernen Taschenuhr und 11 hamburger Schillingen und war nun ein großes Heer geworden. Ihre beiden Söhne sind reich geworden unter rüstiger Arbeit, einer in Porto Alegre, einer in Santa=Maria. Und nun erzählte sie mir so viele Lebensschicksale, daß sie mich tief rührte. Aber wer erkennte nicht in den Schicksalsfügungen anderer das gütige, gnädige Walten der Vorsehung auf dem eigenen Lebenswege?

Ueber zweiunddreißig deutsche Familien wohnen, nach ihrer Erzählung, in Santa=Maria am Eingang zum Gebirge. Allen geht es gut, alle sind vollkommen zufrieden. Alle Thätigkeit im Ort ist deutsch: Handwerker, Kaufleute u. s. w. Die meisten Leute sind von S.=Leopoldo nach und nach gekommen; viele von ihnen wohnen schon wieder in der Serra als fleißige Landleute und sind zum Theil bis an den Uruguay vorgedrungen.

Am folgenden Morgen (27. März) konnte ich das wunderlich deutsche Santa=Maria erst recht übersehen. Aber zu beschreiben brauche ich es gar nicht. Man denke sich einen reichen Marktflecken an der Bergstraße oder sonstwo am Eingang ins Gebirge, und man ist mitten in Santa=Maria. Sogar der pfälzer Dialekt klingt als Landessprache hier in den Straßen umher und treibt hier wie dort im fröhlichen Leben sein Wesen. Und doch drängt sich in das Pfälzerthum die Originalität des rio=grandenser Lebens überall hinein. Die Sporen und der leichte, gestreifte Poncho werden kaum auf Augenblicke von den jungen Deutschen abgelegt. Durch die deutsche Gasse knarren alle Augenblicke große Carreten; acht wohlgenährte Rinder glänzen in den vorgespann=

ten Jochen. Diese klotzigen Lastwagen mit zwei Rädern sind mit Landesproducten oder Importartikeln beladen, für deren Fortschaffung und Verkauf Santa-Maria ein höchst wichtiger Punkt ist. Daher gibt es denn unter den deutschen Kaufleuten in Santa-Maria reiche Leute, wie wenig man ihnen das auch ansieht bei ihrer ersten Erscheinung. Der reichste Mann unter diesen Deutschen besitzt ein Vermögen von 150000 Thlr. Von solchen, die über 50000 Thlr. besitzen, gibt es mehrere im Ort.

Und wie sind alle diese Leute vor Jahren nach Brasilien gekommen? Arm wie Jakob, da er über den Jordan zog.

Einer der deutschen Kaufleute, der vor neunzehn Jahren mit nichts nach Santa-Maria kam, zeigte mir sein Haus, seine Magazine, seinen Garten; alles so wohlgebaut, so räumlich, so gut geordnet, daß man die Campos von Rio-Grande ganz vergißt und sich in einem europäischen Kaufladen glaubt. Und wenn man nun die großen Pappschachteln aufmacht, so findet man theure Shawls, Tüllstoffe, elegante Kleider darin. Die Käuferinnen wohnen in Santa-Maria, in der Umgegend, im Gebirge; sie haben Geld genug, um solche Werthsachen ohne Mühe zu zahlen. Hinter dem Waarenmagazin war dann das Salzdepot, neben diesem das Lager von trockenen Häuten, und das alles in einer musterhaften Ordnung.

Und in dieser Weise findet man unsere Deutschen im Ort; ja, fast sieht man es für eine Nothwendigkeit an, daß ein Deutscher in Santa-Maria reich werden müsse.

Soviel hat man in Deutschland hin und her disputirt, ob deutsche Einwanderer in Brasilien gedeihen könnten. Zu Tausenden fand ich sie gedeihen im Gebirge und hier in Santa-Maria da Boca do Monte, von dem man in Deutschland kaum je den Namen gehört hat, sind sie seit Jahren reiche angesehene Leute geworden und haben längst das ganz

klar und deutlich beantwortet, warum man sich noch immer ängstlich kümmert und quält im deutschen Norden. Ich will das aber keinem Theoretiker zum Vorwurf machen, sondern selbst ganz gern eingestehen, daß ich bisher von dem so merkwürdig und urkräftig entwickelten Leben und Gedeihen der Deutschen in Rio-Grande nur sehr dürftige Kenntnisse gehabt habe und Santa-Maria da Boca do Monte vor meiner Reise nicht einmal dem Namen nach kannte.

Den Nachmittag machte ich einen Spaziergang ganz gegen den Eingang des Gebirges, eine Gegend, die wirklich reizend ist. Der herrliche Hochwald glänzte im Sonnenschein, während nach Süden hin die Campos in weite Ferne hinaus sich hinerstreckten. Verschiedene hübsche Landhäuser am Fuß des Gebirges machen einen freundlichen Eindruck; der dunkele Orangengarten darf keinem fehlen. Einige Riesencactus stehen hier umher. Bis zu 16 Fuß Höhe erheben sich die säulenartigen Schafte, bedeckt mit hunderten von strahlenden Purpurblüten und vielen reifen, angenehm schmeckenden Früchten. Solche Gruppen sind freilich in Europa bekannt. Wenn man sie aber in ihrer riesigen Fülle und Massenhaftigkeit im freien Felde sieht, so kann man sich, wenn man auch mit der Erscheinung längst vertraut ist, dennoch einigen Erstaunens nicht ganz erwehren.

An einem Abfall des schmalen Pfades fand ich auch hier, wie überhaupt von Cachoeira an, eine Menge kleiner, eirunder, selbst vollkommen kugelrunder Silicate, die selbst ungeschliffen, wie sie sind, ungemein klar und durchschimmernd erscheinen und gewiß zu mancherlei Verarbeitungen zu benutzen wären. Auch viele gestreifte Achate lagen umher, die Charaktersteine der ganzen Provinz, namentlich nach dem Uruguay zu. Ich bin überzeugt, daß bei gehöriger Zeit und nach genauem Untersuchen die Gegend vieles Interessante liefern würde. Ein schönes Stück Goldquarz und ein hübsches

Stück reines Gold, was sich in der Nähe der Villa gefunden hat, zeigte mir mein Gastfreund am Abend. Doch hat man bisjetzt, soviel ich erfahren habe, das Goldsuchen noch nicht ausgedehnt, denn der deutsche Fleiß findet im Handel und Ackerbau einen sicherern Erwerb, als alle Goldwühlerei.

Große Stücke versteinerten Holzes, ja ganze Baumstämme fand ich ebenfalls hier und dort im Felde liegen, Blöcke, an denen noch die Holztextur sehr gut zu erkennen war. Einige Fragmente befanden sich im Zustand einer Halbversteinerung, ja die äußere Bildung eines Blockes erinnerte mich an die Form einzelner großer Myrtenstämme, wie sie noch heute in den rio-grandenser Waldungen umherstehen.

Spät abends zog noch junges deutsches Volk im Mondschein unter voller Musik durch den Ort; für Dilettanten inmitten einer südamerikanischen Provinz war das Orchester, etwa zehn Mann stark, hübsch genug; sämmtliche Einwohner waren auf den Beinen, und Santa-Maria sah originell genug aus am Sonnabend vor Palmsonntag.

Die Musik war zu Ende; die hübschen Menschengruppen verliefen sich, eine Thür nach der andern knarrte zu, ein Licht nach dem andern löschte aus. Da kam noch durch den hellen Mondschein ein edeles Künstlerpaar geritten, ein Violinist und ein Posaunist, gerade als eben mein guter Jäger sein Haus schließen wollte. Sie hielten still auf ihren Rößlein und handelten mit meinem Amphitryon um eine halbe Flasche Wein, wofür sie den berühmten „Lauterbacher" spielten. Die Pferde, spindeldürre Mähren, mußten solch Stillhalten schon kennen, sie standen reglos da, aber das Duo von Violine und Posaune war höchst komisch. Nach dem ersten Vers wollten, da ja eine Musikantenkehle, zumal eine deutsche, immer durstig ist, und zu einer halben Flasche Wein nothwendig die andere Hälfte gehört, die beiden noch eine Dosis Wein haben, aber Pedro Joaõ Jäger wollte nicht.

Da griff der Musikant zu seiner Geige — oh tempora, oh mores! — und fing allegro furioso darauf an zu streichen: aber vergebens — mein Wirth war kein Krokodil, und die Immerdurstigen trabten auf ihren Rößlein durch die thauige Mondnacht nach Hause.

Der freundliche und zuvorkommende Subdelegat von Santa-Maria, Senhor Joaquim Edolo de Carvalho, Schwiegersohn des reichsten Deutschen im Ort, versah mich mit einem Vorrath von Briefen durch die Missionen. Ich hatte ursprünglich meine Reise von Santa-Maria nach dem Uruguay direct auf Santa-Boya machen wollen. Doch machte mir das günstige Wetter und die unendliche Zuvorkommenheit aller Leute, mit denen ich zusammenkam, so große Lust, noch einen Umweg durch selten besuchte Gegenden zu machen, daß ich meinen Curs nordwestlich zu suchen mir vornahm, wozu mir Herr Joaquim Edolo, wohlbekannt in den Missionen, allen Vorschub that. Zugleich hatte ich einem Deutschen, Michael Kröff, der im Gebirge nicht weit von Santa-Maria Land besaß und dort eine kleine deutsche Colonie angelegt hatte, einen Besuch seiner Anlage versprochen. Die Gegend heißt das Pinhal, Fichtelgebirge, wie die Deutschen jenen District scherzhaft nennen nach den vielen Pinheiros, den Araucarien oder brasilianischen Fichten, die dort zum Theil die Waldungen bilden.

Um 8 Uhr des folgenden Palmsonntagmorgens (28. März) ritt ich, begleitet vom biedern Deutschen Jäger, aus Santa-Maria fort. Wir trabten den Hügel hinab und befanden uns bald im Eingang zum Gebirge. Ein nach mehreren Seiten sich hinziehendes Thal nahm uns auf; überall fanden wir beginnenden Anbau und den Anfang einer wohlangelegten Fahrstraße, welche von hier aus in einsamen Gegenden, die ehemaligen Missionen bis an den Uruguay führt.

Freilich führt sie anfangs durch ein böses Schlachtfeld!

Vom Eisen und Feuer hat hier der Wald entsetzlich gelitten. Links und rechts stehen und liegen verkohlte Stämme und bieten das grausige Bild jener wilden Zerstörung, womit in den brasilianischen Wäldern fast überall der Ackerbau beginnt. Wohlthuend ist freilich unmittelbar daneben das junge Grün, das zwischen Aschenhaufen und Kohlenbergen als sorgfältig gepflegte Culturpflanze hervorsproßt.

Sieben mal ritten wir über einen und denselben Bach, der mit klarem Wasser das untere Thal durchströmt und dann in die Ebene hinausfließend den Vaccacahy-Mirim bildet. Dann steigt die breite Straße, gegen den Thalabhang hinwärts aufgemauert, ziemlich steil in die Höhe, doch nicht zu steil, um nicht von Wagen befahren werden zu können. An dunkeln, schroffen Waldpartien blickt man aufwärts und abwärts, bis man zur Höhe der Serra gelangt.

Eine mächtige Aussicht hat man von dem Kamm des Gebirgs. Ueber schöne Waldthäler und Schluchten hinweg blickt man auf das freundliche Santa-Maria hin und weit drüber hinaus durch die unermeßlichen Flächen der Provinz, deren Hügelwellen, von oben gesehen, fast ganz verschwinden und zu einer scheinbar vollkommenen Ebene werden, in der man Grasflächen mit Waldungen wechseln sieht. Wie leuchtende Punkte sieht man einzelne weiße Estancias aus dem erstarrten Meere herausschimmern, welches, gerade wie das Meer von einer Höhe gesehen, bedeutend gegen den Horizont anzusteigen scheint, und das Raumverhältniß noch größer erscheinen läßt.

Kaum hat man sich von dem schönen Bilde, dem freilich jeder Ausdruck von Anbau und Cultur gebildeter und bildender Menschheit noch fehlt, abgewandt und den Weg längs der Höhen fortgesetzt, so macht man, wenn man die zu beiden Seiten in der Tiefe liegenden Waldungen hinter sich hat, gar bald die Bemerkung, daß man sich kaum noch in einem Gebirge, sondern vielmehr in einem Hochlande befindet, dessen

Boden zwar noch ziemlich bewegt und ungleich erscheint, aber kaum etwas mehr, als die Natur der Campos und Cuchillos im Unterlande vorstellt. Waldungen und natürliche Grasebenen wechseln hier oben wie dort unten, wenn man auch, und zwar schon auf den ersten Blick hin, eine kräftigere Entwickelung des Graswuchses oben sich nicht ableugnen kann. Erfreulich ist im obern Lande ebenfalls der beginnende Ackerbau: erfreulich und überraschend zugleich der deutsche Gruß, der in diesem scheinbar so entlegenen Erdwinkel von den Vorüberziehenden den Kommenden entboten wird.

Wir machten einen Abstecher durch den Wald zu einem deutschen Anbauer, um dessen Häuschen Mais, Kartoffeln, Bohnen und Kürbis vortrefflich gediehen, während man uns augenblicklich ein kleines Frühstück aus Fleisch, Brot, Butter, Käse und Marmelade extemporirte, und so neben der Kärglichkeit der Wohnung ein gewisses Wohlleben in derselben zeigte.

Bald kamen wir dann von dort zum Hause des Deutschen Kröff, der mich in Santa-Maria gebeten hatte, ihn zu besuchen. Die Nettigkeit des Hauses und des kleinen Geschäftslocals war wirklich überraschend, aber ganz im Einklang mit den Bewohnern. Ich blieb den Tag dort und verlor gewiß keinen Tag damit.

Die Gegend, in der ich mich befand, heißt, wie ich schon angegeben habe, das Pinhal. Einen hübschen Landstrich hat der eben genannte Deutsche dort angekauft und parcelliren lassen zu einzelnen Colonien. Elf Familien sind bereits dort hinaufgezogen und haben den Grund und Beginn einer deutschen Niederlassung gelegt, deren ferneres Gedeihen außer allem Zweifel zu liegen schien, wenn nicht einige Ungunst verschiedener Grundbesitzer in der Nachbarschaft dem Unternehmen in den Weg getreten wäre. Ja, es hat sich sogar eine Ansicht erhoben, Kröff habe in Regierungsland hineingemessen. Wenn diese Unsicherheiten einmal beseitigt sind, so wird der Fleiß

der Anbauer und die Fruchtbarkeit des Bodens schon die beste Zukunft herbeiführen. Nach sechsmonatlichem Arbeiten haben mehrere Familien schon eine hübsche Ernte gethan und ihre Producte zu sehr guten Preisen verkauft. Neben ihnen haben sich schön zwei Ledergerbereien und eine Sägemühle gebildet, beide Industrien sind im vollsten Betrieb.

So ist ein sehr lobenswerther Anfang gemacht worden. Und dennoch erregt mir die Niederlassung, wie alle unter Privatauspicien angefangene Unternehmungen der Art, manche Besorgniß.

Noch ist alles im Gebirge oben ohne einen festen Zusammenhang. Noch ist keine Schule dort, noch keine Kirche, welcher Confession sie auch sein möge. Kröff hat daran allerdings gedacht, aber woher sollen die Mittel kommen, um alle zur Förderung einer Colonie nothwendigen Einrichtungen zu treffen? So viele derartige Privatunternehmungen werden angefangen und können zu keiner Reife gelangen ohne große Beihülfen der Regierung. Und selbst dann, wenn große Opfer der Regierung gebracht sind, werden dennoch solche Sonderunternehmungen nicht stark und jugendfrisch. Sie machen eine Verwelkungsperiode durch, bis sie, losgelöst vom Privatunternehmer, langsam sich ausdehnen.

Nächst dieser kleinen Colonialanlage erregte ein naher Araucarienwald mein volles Interesse. Pinho, pinheiro, Fichtenholz, Fichtenbaum; pinhal der Ort, wo Fichten wachsen; die Endung al ist hier das Zeichen eines Collectivbegriffs, wie in arrozal, bananal, berval. Also Pinhal von Santa-Maria wäre ein Fichtenwald bei Santa-Maria.

Am Nachmittag machten wir einen Ausflug nach dem Walde. Eine halbe Stunde ritten wir durch Camposgegend. Viel Syngenesisten sah ich, ferner eine hellrothe Mimose, dunkelrothglühende Verbenen und zweifarbige Lantanen, einige Labiaten und eine Iris; aber schon düsterten die gewaltigen

[illegible] Kronen. [illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible], bis an den letzten Zweigen [illegible] Blätter [illegible]. Während die Hauptäste horizontal vom Stamme abgehen, oder gar eine leichte Richtung nach unten nehmen, [illegible] die [illegible] Zweige in die Höhe, sodaß der Baum, wie mannichfaltig auch sein Umriß sein mag, immer das Ansehen eines großen Candelabers an sich hat. In seiner Jugendzeit ist der Baum manchmal, ja meistens wie eine Tanne pyramidenförmig. Ist er aber ausgewachsen, so erreichen seine Aeste alle gleiche Höhe, und die Krone einer großen Araucarie ist meistens eine vollkommen horizontale Fläche, wodurch der Baumschlag eines Pinheirowaldes ein horizontal gestreifter wird mit dem Ausdruck einer gewissen Steifheit, die aber in der Natur zum düstern Ernst wird.

Als echte Pinaceen haben die Araucarien getrennte Geschlechter auf verschiedenen Bäumen. Die männliche Blüte ist ein wirkliches Amentum, mit einer Menge Staubfäden unter jeder Schuppe. Die Frucht ist ein kugelrunder, kopfgroßer Strobilus, der an der Spitze der Zweige an den Halbnadeln liegt. Seine Oberfläche ist bei der Anordnung der Schuppen, welche in schrägen, oblongen Vierecken nach außen enden, ungemein zierlich von gebogenen Linien umgeben. Zwischen einem Nest von Schuppen liegt die längliche Mandel

mit einem Haken anhaftend an dem Zapfen. Ein mäßig großer Zapfen enthielt 85 Mandeln und über 600 einhüllende Schuppen.

Hundert bis hundertundzwanzig Fuß ragten die mächtigen Fichten empor. Der große Eindruck, den sie auf mich machten, ward noch erhöht durch schlanke Palmen, welche zwischen ihnen standen. Ich sollte sagen: unter ihnen, denn vergebens suchen sich die Palmen auf dem Pinhal zur Höhe der Araucarien zu erheben. Kaum die halbe Höhe der finstern Fichten erreichen die lieblichen Nachbarbäume.

Gern gibt sich der nordische Wanderer in diesem Pinetum und Palmetum den Empfindungen hin, die ihm im Süden lebhafter von ersterm als von letzterm hervorgerufen werden. Besonders gern lauscht er dem Winde, der im Walde weht. Während die Palmenfoliolen in geschwätziger Weise aneinander flüstern, saust es hoch oben in den Kronen der Araucarien in melancholischer Nordlandsweise, und vergebens versucht es die goldene Nachmittagssonne mit lieblichem Farbenduft die Töne ernsterer Schwermuth hoch oben im dunkeln Halbnadelholz verstummen zu machen.

Gerade als wir mit Ernst hinaufblickten in die Waldkronen nordischer Erinnerung, ward uns ein echt südliches Schauspiel zu Theil. Zehn bis zwölf Affen schlichen sich lautlos durch den Wald. Die langen, horizontalen und blattlosen Aeste der Araucarien, deren eßbaren Früchten sie nachgehen, dienten den gewandten Thieren zu trefflichen Brücken. Die Weibchen hatten jedes ein junges Aeffchen auf dem Rücken, welches sich dort mit Sicherheit festhielt. Mit meinem kleinen Fernglas konnte ich jede Bewegung, ja jede Miene der Thiere beobachten. Manchmal hielten einzelne auf ihrem luftigen Marsche still und schauten zu uns herab, um zu lauschen. Offenbar glaubten sie sich ungesehen. Nicht das leiseste Geräusch machten sie, ja nicht einmal eine Bewegung in den so schlanken

Aesten verursachten sie. So wanderte der stille Zug über uns hin und verlor sich dann im dichten Gewirr des tiefen Waldes.

Vom Araucarienwalde heimkehrend, besuchten wir noch eine anziehende Stelle der Gegend. Der Bach der Schneidemühle stürzt sich, wenn auch nur in einem kleinen Wasserstrahl, in einen Felsenschlund, der nicht weniger als 300 Fuß Tiefe haben möchte, aber ziemlich unnahbar ist, wenn man nicht das Schicksal der Waldbäume theilen will und hineinstürzen, oder in der Schwebe darüber hinaushängen bleiben. An solchen tiefen Einrissen und Felsenschlünden wird man daran erinnert, daß man sich im Gebirge befindet, während sonst der ganze Anstrich um die anwachsende deutsche Colonie der einer etwas bewegten Camposgegend ist.

Von der wilden Partie wandten wir uns zu einer viel zahmern in der nächsten Nähe. Die Musikanten vom Abend vorher schienen eine Kunstreise vorzuhaben; sie waren ebenfalls zum Pinhal geritten und spielten in einem benachbarten Colonistenhause zum Tanz. Sechs Paar junger Leute tanzten urkräftig Schottisch und Polka, und der feste Boden dröhnte nicht undeutlich vom synchronischen Stampfen der kräftigen Füße. Bei Sonnenuntergang ritt der Ball auseinander. Zwei junge Frauen nahmen ihre Kinder vor sich auf den Sattel, und jubelnd zogen sie über alle Berge unter dem Nachhall der Musik. Als wir nun ebenfalls nach Hause gingen, bliesen die Musikanten meinem Spahi die Marseillaise nach. Hinterher kamen sie selbst noch und machten einen schauderhaften Musikscandal vor dem Hause, bis sie verschiedenes geistiges Getränk bekamen; darauf nur war die ganze Kunst abgesehen. Ganz offen aber muß ich hier gestehen, daß der deutsche Ball mit deutschen Tänzern und Tänzerinnen unter deutscher Musik in einem deutschen Colonistenhause keineswegs zu den ästhetischen Eindrücken gehört, die ich empfangen habe.

Besonders rochen die Tänzer stark nach Schnaps und die Tänzerinnen stark nach Schweiß.

Schauderhaftes Gebrüll der Affen im nahen Walde, allseitiges Geschrei von Papageien, krähende Hähne, Hundegebell und grunzende Schweine, kurz die ganze Disharmonie eines deutschen Lebens auf einer brasilianischen Waldcolonie weckte mich am nächsten Morgen, mit dem die Stille Woche anfing.

Gar zu gern ritt ich denn da allein mit meinem Spahi in die stille Welt hinein, die mit der Stillen Woche auch gerade hier eine kirchlich-historische Färbung annahm. Bis in diese Gegenden hinein gingen die letzten Landbesitzungen der Jesuiten in den sogenannten Missionen, diesem aus 30—32 Priesterburgen wundersam zusammengesetztem Priesterreiche, von dem ein Theil, der vom Uruguay östlich lag, später an Brasilien kam, die sogenannten „Setle povos", die Sieben Völker oder Ortschaften, von denen wir das Weitere noch hören und sehen werden.

Ganz mit der Stillen Woche stimmte die Gegend überein. Wenn man eben aus dem Unterland von Santa-Maria ins Gebirge hineingeritten ist und nur einigermaßen nordwestlich reist, kann man sich oft eines Erstaunens nicht erwehren, wie hier das Land, was man doch unbedenklich ein Oberland nennen möchte, mit dem Unterland Zug für Zug übereinstimmt. Man ist aus dem Erdgeschoß des Naturpalastes in den ersten Stock gezogen, der nach ganz gleichen Principien construirt ist wie jenes. Anfangs erschien noch einiger Wald, bald aber hörte dieser fast absolut auf, und ein Grashügel reihte sich an den andern an; eine Rinderheerde weidete neben der andern, und muthige Rosse, von viel besserm Ansehen, als die Thiere vom Campo im Unterland, trabten und galopirten an den Abhängen umher. Auch dieselben Vögel finden sich, wiewol in geringerer Menge als unten. Die Rebhühner

aber sind im Oberland ebenso dreist wie häufig: ja mein Spahi, den die Dreistigkeit der Thiere oft verdroß, schlug eins vom Pferde herab mit einem Regenschirm todt; eine Rebhuhnjagd, die sehr einfach und billig ist.

Von den vielen Erscheinungen in der auf den ersten Blick so monotonen Graspampa angezogen und gefesselt, verlor ich die Straße und wir irrten in der tiefsten Einsamkeit umher. Ueber Bäche ritten wir, über Hügel und Ebenen; endlich trafen wir ein Haus, von wo man uns den Weg nach S.-Martinho wies. Dorthin hatte ich nun freilich gerade nicht gewollt, doch lag es mir einigermaßen im Wege nach den Missionen. Und so ritt ich darauf zu.

S.-Martinho ist eine sehr bescheidene Villa; sie hat 28 Häuser und vielleicht an 250 Menschen, unter ihnen vier Deutsche. Die kleine Kirche liegt auf einem Hügel und ist sehr bescheiden. In einer Vende machte ich halt und nun fand es sich, daß ich auf der letzten halben Meile denselben Weg gekommen war, den ich jetzt wieder zurückreiten mußte. Der Subdelegat des Ortes, den ich sprechen wollte, wohnte beinahe zwei Leguas vom Orte. Die bewaffnete Macht bestand aus einem Unterlieutenant und zwei Mann, von denen der eine auf eine Commission ausgeritten war. Der andere zeigte mir genau die Gegend, wo das weiße Haus des Subdelegaten Capitão Machado liegen sollte. Ich nahm die Richtung mit dem Compaß; wir ritten um 4 Uhr fort und waren gegen Sonnenuntergang beim Capitão, der uns mit Freundlichkeit aufnahm.

Die ganze Gegend ist merkwürdig wegen der Höhe. Hier ist eine Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Jacuhy und des Uruguay. Vom Hügel, worauf das Haus des Subdelegaten lag, konnte man, wie in ein Meer, fast nach allen Seiten in die unermeßliche Grashügelwelt hinausschauen, über welche fühlbar kalt der Abendwind hinwehte. Ja, mit dem aufgehenden Mond

fing auch ein scharfer Südostwind an zu blasen, sodaß mich mitten im Hause fror. Meine Reisekleidung wärmte mich keineswegs, und ich freute mich von Herzen, nicht unter freiem Himmel, sondern im Fremdenbett des guten Capitäa Machado schlafen zu dürfen.

Beim ersten Frühroth ward gesattelt. Unser einsam wohnender Kapitän entschuldigte sich, daß sein Haus nicht besser gewesen wäre, und ich fühlte, wie bei dem einfachen Manne wirkliche Herzensgüte diese Entschuldigung machte.

Von seinem Hause aus deutete der Kapitän mir meinen Weg an. Aber in diesen Flächen und Grashügeln gibt es so wenig Anhaltspunkte, daß man nur von Meile zu Meile ein Zeichen findet, ein Gebüsch oder Capão, eine Hügelbildung, eine rothe Erde, einen Bach, wonach man sich richten kann. Abgeschmackt ist es bei solchen Reisen, wenn man einen europäischen Diener hat. Mit solchen Leuten ist in Südamerikas Graswelten nichts anzufangen. Keiner hat das so genau gefühlt wie ich. Mein Spahi war mir oft ein höchst unnützes Möbel; ein zahmer Indianer wäre mir viel lieber gewesen.

Wir ritten der aufgehenden Sonne und einem scharfen Nordostwinde entgegen, wie uns der freundliche Kapitän angedeutet hatte. Bald erreichten wir denn auch die sogenannte Straße, d. h. eine Wegespur, und zogen darauf weiter. Um 11 Uhr ritten wir durch den Kleinen Guassupi; ich nicht ohne eine lebhafte Freude, denn ich passirte das erste Wasser, was zum Uruguay läuft. Es lag mir darin der Ausdruck eines gewissen Fernseins von der cultivirten Menschheit; ich kam mir einsamer als bisher vor.

Und allerdings war ich auch einsamer als bisher, ja so einsam, wie ich noch auf der ganzen Reise nicht gewesen war. Hinter dem Guassupi verlor ich die Straße wieder und war bald in der tiefsten Grasöde. Nirgends ein Haus, nirgends

ein Mensch, immer nur weithin zerstreute Rinder und scheue Pferde, und selbst diese bald in geringerer Anzahl. Zu diesem fernabliegenden Leben gesellten sich neue Erscheinungen, an denen die Menschenferne noch mehr sich kund gab. Ein Rudel junger Rehe schritt links von uns ruhig im Grase umher, gerade als ob sie noch nie einen Menschen gesehen hätten, der ihnen Gefahr bringen könnte. Gleich darauf schoß dagegen ein Paar großer, ausgewachsener Pampashirsche längs eines Hügels dahin in eben so kühner wie edler Bewegung; kaum schienen die schlanken Thiere die Grashalme mit den Füßen zu berühren. Und nun trabte noch ein Ema vor mir auf, laufend halb und halb fressend. Dazu schwirrten Rebhühner überall aus den Grasbüscheln auf und zahlreiche Raubvögel schwebten spähend um die Hügel; nicht mehr, aber auch nicht weniger bot die heiße Mittagsstunde, denn es war heiß geworden und nirgends war ein Baum, ein Busch zu sehen in dieser einsamen und doch so viel belebten Welt, welche mit wunderbarer Gewalt auf das Gemüth des Wandernden einwirkt, zumal wenn er so allein, wie ich, in ihr Gebiet hineingekommen ist.

Endlich erblickten wir ein kleines Haus auf einem fernen, hohen Hügel. Wir ritten darauf zu. Eine Auswahl von Rindern hatte sich darum versammelt; einige Stiere unter ihnen waren wirklich Meisterstücke, hoch, stark, gedrungen, mächtig rauh an Brust und Nacken. Unser Kommen und unsere Nähe schien sie sehr wenig zu kümmern; nur einer fing tief an zu brummen, ohne aber irgendetwas Feindliches zu unternehmen. Unsere Hauptabsicht, warum wir zur Hütte hinaufgeritten waren, ward nicht erfüllt, es fand sich kein Mensch in derselben.

Mit einem scharfen Fernrohr durchlief ich die Gegend. Auf fernem Cuchillo im Osten entdeckte ich zwei Häuser mit etwas Gebüsch, mindestens zwei Meilen weit und ganz außer mei-

ner Richtung. Aber auch nach Nordwest, in der Richtung meines Reisezieles nach den Missionen zu sah ich ein Haus liegen. Durch hohes Gras, Hügel und Tiefen führte mich mein Kompaß nach einer starken Stunde zu einer kleinen Estancia, wo wir nur zwei Frauen trafen, beide offenbar keineswegs erfreut über unsern Besuch. So wie es aber schien, waren wir ganz auf dem richtigen Wege, wenn auch kein Weg zu sehen war. Wir kamen genau, wie uns der Kapitän Machado am Morgen gesagt hatte, über den Toropi, einen zweiten Zufluß zum Uruguay, der treffliches Wasser, aber kein Essen bot. In einem soeben erst verlassenen Häuschen im Grunde trafen wir einen Portugiesen, der dort eine Vende anlegen wollte; für wen? kann ich nicht sagen. Bis zum selben Morgen meines Besuchs hatte ein Deutscher im Hause gewohnt. Er hatte aber kein Essen dort zurückgelassen und der neue Bewohner noch nichts mitgebracht. Da wollte ich denn wenigstens den Thieren Rast und Futter gönnen und ließ auf eine Stunde absatteln.

Während die Gäule sich wälzten und im hohen Grase weideten, sah ich von meinem Standpunkte mich ringsher um. Wie ungeheuer weit liegt doch die Cultur einer europäischen Welt von diesen rio-grandenser Rindertriften in den fernen Missionen!

Unverzagt ging es weiter. Der Tag war herabgesunken. Im Halbdunkel kamen wir zu einer einsamen Estancia, wo ein alter Mann mit vielen Kindern wohnte. Er schien befangen und mistrauisch durch mein Kommen. Was will auch ein Europäer in diesen Gegenden? Er bot mir zwar sein Haus an, aber in einem Tone, als ob er mich lieber weiter reiten sähe. Das war aber unmöglich.

Da ließ ich denn die Thiere im Grase anbinden, wo sie reichlich Futter hatten, und legte mein Sattelzeug auf den Boden. Mein Zelt hatte ich in Porto Alegre gelassen; Gebüsch

war nirgends, so mußte es denn unter freiem Himmel auch gehen. In wunderbarer Klarheit war der Mond hinter den fernen Grashügeln aufgegangen und bestrahlte die weiten, einsamen Gefilde. Zwar schlief ich ein, aber immer weckte es mich wieder. Bald schritt eine Schar von Kühen langsam vorüber; bald kamen einzelne Pferde langsam und schnaubend heran, um den dunkeln Klumpen im Grase auszukundschaften. Schnarchend und entsetzt fuhren sie im Mondschein davon, wenn ich mich plötzlich regte und sie jagte.

Dann aber ward es thauig und kalt und beim ersten Morgendämmern fuhr ich naß vom Thau und zähneklappernd vor Kälte in die Höhe. Doch brachte der goldene Morgen all die kleinen Mishelligkeiten solcher Bivouaknacht wieder ins Gleiche. Wir ritten fort. Ein Strauß und zwei Rehe liefen querfeldein; die hatten auch im Freien bivouakirt und schienen sich mit mir am jungen Tage zu freuen.

Da hatten wir noch das Glück, einen Weg, d. h. einen Fußsteig, zu treffen; an ihm lag eine kleine Spelunke, wo ich etwas Käse und Farinha, beide so alt wie der alte Bewohner der Hütte, kaufen konnte. Zu meiner Freude aber deutete er mir in der Ferne einen Punkt an, Santa-Lucia, wo der Kapitän Jozé Joaquim Rodrigues wohnte; mein Subdelegat aus Santa-Maria hatte mich mit einem Briefe an ihn versehen. Ich erreichte das hübsche, hochliegende Häuschen, aber der Kapitän war abwesend. Eine gute Alte indeß, ein Urtypus von Herzensgüte, nahm uns freundlich auf, wir bekamen Käse, Milch, Mate und Farinha genug. Besonders war Käse und Milch wundervoll. Ich trank letztere in übermenschlichen Quantitäten. Denn genau genommen hatte ich in sechsunddreißig Stunden nichts zu essen gehabt.

Aus der Thür des Hauses zeigte mir eine junge indianische Frau das vier deutsche Meilen fern auf einem Hügel liegende S.-Bernardo, Nord zu West nach meinem Kompaß,

wohin ich zunächst reiten mußte. Dabei machte den guten Leuten der kleine Kompaß an meiner Uhr, groß wie ein Maiskorn, ein mächtiges Erstaunen; die Frauen wollten sich halb todt lachen über den kleinen unverdrossenen Wegweiser.

Es ward heiß in der Fläche und zwischen den Hügeln, durch die wir ritten. Eine kleine Camposflora beschäftigte mich: Oxalis, Jonidium, eine Tabernämontana, Salvien und ungeheuer viel Syngenesisten. Viele Oestrùs plagten unsere Pferde und zuletzt uns selbst, einige herrlich glänzend, fast weiß mit grünen Augen. Eine hübsche Mantis kam auch hinzu, lang wie ein Phasma, mit kurzen, strohgelben Flügeln und endlos langem Hals. Sie schlug böse um sich mit den bewaffneten Beinen, bis ich sie wieder fliegen ließ.

An einer Stelle brannte das trockene Gras. Jeden Herbst, wenn es heiße, trockene Tage gibt, brennt man das hohe, welke Gras ab. Mit förmlicher Gier frißt sich das einmal entzündete Element vorwärts mit tausend kleinen Flämmchen; überall züngelt, knistert und lodert es in schlangenartigen Windungen, kaum kann man dem Feuer ausweichen. Summend flüchten sich Bienen, Grashüpfer und Bremsen davon, um vom nachfolgenden Feuer weiter gejagt zu werden. Hat sich aber das Feuer und der dichte weiße Rauch verzogen, so bleibt ein traurig schwarzes Feld zurück. Doch schon nach wenigen Tagen kommt wieder junges Gras zum Vorschein und grüner als zuvor wuchert die noch halb schwarze Hügelfläche.

Ehe ich nach S.-Bernardo kam, sah ich noch einen kleinen Erdfall, wie man deren so manche zu sehen bekommt. Ob durch eigenes Unterminiren, ob geleitet von den tausend Gängen der überall hier vorkommenden Tatus oder Gürtelthiere, unterspült das Regenwasser oder ein verborgener Bach ein Stückchen Land, bis es, oft kreisrund abgeschnitten, in sich selbst zusammensinkt. Schon ganz früh am Morgen hatte ich solchen Erdfall gesehen. Er war gewiß 50 Fuß im Durch-

Araucarien über unsern Köpfen. Wir stiegen von den Pferden und gingen in den Wald hinein.

In voller Majestät standen die Waldfürsten um uns, wie viele von den größten auch schon gefällt und zum Hausbau und zu Bretern consumirt waren. Drei bis vier Fuß und darüber mißt der mächtige Stamm im Durchmesser, und steigt, ohne einen Ast abzugeben, 50—70 Fuß in gewaltigem Säulenschaft in die Höhe. Dann kommen dicht aneinander gedrängt und in fast quirlförmiger Anordnung zahlreiche Aeste aus dem Stamm hervor, in rechten Winkeln von ihm ausgehend und ohne alles Laub, bis an den letzten Zweigen sich die nadelartigen, langlanzettförmigen Blätter zusammendrängen. Während die Hauptäste horizontal vom Stamm abgehen, oder gar eine leichte Richtung nach unten nehmen, stehen die blattragenden Zweige in die Höhe, sodaß der Baum, wie mannichfaltig auch sein Umriß sein mag, immer das Ansehen eines großen Candelabers an sich hat. In seiner Jugendzeit ist der Baum manchmal, ja meistens wie eine Tanne pyramidenförmig. Ist er aber ausgewachsen, so erreichen seine Aeste alle gleiche Höhe, und die Krone einer großen Araucarie ist meistens eine vollkommen horizontale Fläche, wodurch der Baumschlag eines Pinheirowaldes ein horizontal gestreifter wird mit dem Ausdruck einer gewissen Steifheit, die aber in der Natur zum düstern Ernst wird.

Als echte Pinaceen haben die Araucarien getrennte Geschlechter auf verschiedenen Bäumen. Die männliche Blüte ist ein wirkliches Amentum, mit einer Menge Staubfäden unter jeder Schuppe. Die Frucht ist ein kugelrunder, kopfgroßer Strobilus, der an der Spitze der Zweige an den Halbnadeln liegt. Seine Oberfläche ist bei der Anordnung der Schuppen, welche in schrägen, oblongen Vierecken nach außen enden, ungemein zierlich von gebogenen Linien umgeben. Zwischen einem Nest von Schuppen liegt die längliche Mandel

mit einem Haken anhaftend an dem Zapfen. Ein mäßig großer Zapfen enthielt 85 Mandeln und über 600 einhüllende Schuppen.

Hundert bis hundertundzwanzig Fuß ragten die mächtigen Fichten empor. Der große Eindruck, den sie auf mich machten, ward noch erhöht durch schlanke Palmen, welche zwischen ihnen standen. Ich sollte sagen: unter ihnen, denn vergebens suchen sich die Palmen auf dem Pinhal zur Höhe der Araucarien zu erheben. Kaum die halbe Höhe der finstern Fichten erreichen die lieblichen Nachbarbäume.

Gern gibt sich der nordische Wanderer in diesem Pinetum und Palmetum den Empfindungen hin, die ihm im Süden lebhafter von ersterm als von letzterm hervorgerufen werden. Besonders gern lauscht er dem Winde, der im Walde weht. Während die Palmenfoliolen in geschwätziger Weise aneinander flüstern, saust es hoch oben in den Kronen der Araucarien in melancholischer Nordlandsweise, und vergebens versucht es die goldene Nachmittagssonne mit lieblichem Farbenduft die Töne ernsterer Schwermuth hoch oben im dunkeln Halbnadelholz verstummen zu machen.

Gerade als wir mit Ernst hinaufblickten in die Waldkronen nordischer Erinnerung, ward uns ein echt südliches Schauspiel zu Theil. Zehn bis zwölf Affen schlichen sich lautlos durch den Wald. Die langen, horizontalen und blattlosen Aeste der Araucarien, deren eßbaren Früchten sie nachgehen, dienten den gewandten Thieren zu trefflichen Brücken. Die Weibchen hatten jedes ein junges Aeffchen auf dem Rücken, welches sich dort mit Sicherheit festhielt. Mit meinem kleinen Fernglas konnte ich jede Bewegung, ja jede Miene der Thiere beobachten. Manchmal hielten einzelne auf ihrem luftigen Marsche still und schauten zu uns herab, um zu lauschen. Offenbar glaubten sie sich ungesehen. Nicht das leiseste Geräusch machten sie, ja nicht einmal eine Bewegung in den so schlanken

zu durchziehen. Und so schied ich denn am Morgen des 1. April von der Estancia von S.-Bernardo.

Von dort bis nach Santa-Thekla ist es eine starke Meile. Seitwärts zwischen beiden liegt S.-Ignacio, alles einst Landschaften der Jesuiten, welche hier die Indianer zu frommen Zwecken arbeiten ließen, jetzt verschollene Namen! S.-Ignacio ist im eigentlichsten Sinne des Worts nur ein Wäldchen. Santa-Thecla besteht aus zwei Estancias, von denen die eine vom Major Rafael de Vianna bewirthschaftet wird. Im Vorbeireiten gab ich dort einen Brief ab. Zwischen beiden Estancias steht auf einer Höhe ein Kreuz unter einem halbverdorrten Baume. Die es aufgepflanzt haben, sind längst davon gezogen und haben das Terrain einer andern Generation überlassen müssen, die wol das heilige Kreuz ehrt und achtet, aber sich ohne Jesuitenherrschaft zu rüstiger Kraft und freiem Handeln unter milden Staatsgesetzen fortentwickelt.

Am warmen trockenen Tag hatte man überall das trockene Gras in Brand gesteckt, um so dem jungen Nachwuchs Luft und in der Asche Nahrung zu gewähren. Ueberall stieg der weiße Rauch auf; ganze Hügelabhänge standen in knisterndem Feuer und gierige Flammen leckten bis zu den Firsten der Höhen hinauf, ein wunderliches, dem europäischen Reisenden ganz fremdartiges Phänomen. An einer fernliegenden Stelle mußten festere Stoffe in Brand gerathen sein; höher auf loderten dort die Flammen und die sich entwickelnde Hitze riß den Rauch schneller auf gen Himmel. Stundenlang sah ich es in der Richtung brennen.

Unter einem mächtigen wilden Feigenbaume machte ich Halt, um die Pferde etwas verschnaufen zu lassen. Eine Heerde Rinder kam sogleich angegangen, um die Pferde zu lecken. Es fehlt nämlich dort im obern Lande des Uruguaygebiets den Pflanzen an einem gewissen Salzgehalt, den sie unten in den Ebenen im weiten Gebiet des Jacuhy aus dem Bo-

den in sich aufnehmen. Daher suchen denn die Thiere im obern Lande gierig jede Spur von Salz auf, und es ist eine nothwendige Vorsorge des Estancieiros, an gewissen Stellen der Weiden Salz auszustreuen, damit die Thiere es lecken. So verfolgen denn die Rinder auch gierig die schweißigen Pferde, die sich dann manchmal kaum vor ihnen retten können.

Schon um 3 Uhr kam ich nach S.-João-Mirim, nach Klein-St.-Johann, fälschlich auf den meisten Karten S.-Jozé-Mirim genannt. S.-João-Mirim heißt: Klein-St.-Johann, im Gegensatz zu der etwa sieben Meilen nördlicher gelegenen ehemaligen Mission von S.-João-Baptista. Aber auch in S.-João-Mirim sieht man, daß die Heiligen mit den Jesuiten fortgezogen sind! S.-João-Mirim ist mehr eine Gegend als eine Niederlassung. Kein Dorf, keine Häuseransammlung bezeichnet die Stätte. Eine einzige Venda liegt am Wege, ferner hin sieht man eine Estancia: das ist alles, gerade wie bei Santa-Thecla, S.-Bernardo, S.-Ignacio, Santa-Lucia.

Der Vendenwirth sprach mit einem gewissen Accent portugiesisch; augenblicklich fand ich den Deutschen in ihm heraus, einen Mann aus Oberstein in Birkenfeld, der vor vierunddreißig Jahren als Kind nach Brasilien gekommen war und später von S.-Leopoldo nach den Missionen ging. Unter demselben Dache neben ihm an wohnte sein Bruder, ein Schuster, beide mit dem allerbesten Erfolg verheirathet. Eine Unzahl rüstiger, rothbackiger Flachsköpfe tummelten sich vor dem Hause umher, die der gute Schuster vergebens mit dem Knieriemen zu bändigen suchte.

Die ebenso unerwartete wie urkräftige Scenerie zog mich an. Und da ich als Reisender überall mich hinbetten kann, ließ ich, obwol es noch sehr früh war, absatteln und beschloß im berühmten S.-João-Mirim, der ehemaligen Indianerestancia und nunmehrigen deutschen Vende mein Quartier zu nehmen, um so mehr, da beim Obersteiner alles zu haben

war, was zu einem Leben in einfachen Umrissen nothwendig war.

Das begann mit einem Mittagsessen von kindlicher Naivetät. Die Leute schlachten nicht jeden Tag, sondern alle drei bis vier Wochen ein Rind. Da wird denn das Fleisch mit Salz eingerieben und in die Luft gehängt. Es bleibt halb frisch, sieht aber höchst verdächtig aus. Als ich es sah, glaubte ich erst, es wäre das eingeweichte Leder des Schusters. Diese Charque, eine jugendliche Carne secca, schmeckte aber ausgezeichnet gut, zumal mit der Aipiwurzel. Ich verzehrte mein Mahl am Verkaufstische stehend. Höchst vornehm ward hinterher Kaffee getrunken.

Dann setzte ich mich auf das Bauholz vor der Thür. Der Obersteiner ließ sich nämlich ein neues Haus bauen, um aus dem S.-João-Mirim ein S.-João-Açu, ein Groß-St.-Johann zu machen. Reglos war die Luft und schwül. In förmlicher Todtenstille lagen die nahen und fernen Cuchillos da; überall stiegen gerade, weiße Rauchsäulen gen Himmel; wenn sie manchmal heftiger aufloderten, hörte man bald darauf auch ein fernes Knistern des fressenden Elements.

Einige Reiter sprengten den Hügel hinab. Zwei von ihnen glichen wilden Bestien, Halbindianer von festen Formen, mit frechen Gesichtern und krausen Bärten. Ihr ganzer Aufzug verrieth Lumpigkeit und dennoch Originalität. Im Gürtel hatten sie ihre langen Messer, ihr ein und ihr alles, ihr Liebling und Abgott, recht der malayische Cris dieser Grenzer, die ich die Kosacken von Rio-Grande nennen möchte. Auf der Schwelle der Thür wetzten sie ihre guten, elastischen Klingen und prüften die Schärfe mit den Fingern, es war ein Salvator-Rosa-Bild. Am ungeheuersten waren, wie bei all diesen Gaucho-Kosacken, ihre Sporen. Solche Ungethüme wiegen einige Pfund; die Räder sind bis vier Zoll im Durchmesser und rasseln mächtig auf der Erde beim Gehen; fast

möchte man sie für eine Art Draisine halten, auf der diese Glücksritter umherrutschen.

Unterdeß blieben die keuchenden Gäule mit gesenktem Haupt vor der Thür stehen, außer dem complicirten Sattel noch mit einem kleinen Hausstand bepackt. Denn diese Tataren vom Uruguay haben kein Haus; ein freies Leben führen sie; ein indianischer, dickbauchiger Junge und ein Neger waren die Begleitung. Sie kauften einiges Brot und etwas Mate. Alles ward in einen Quersack gesteckt, den der indianische Junge schüchtern hinter den Halbwilden hertrug: denn diese Halbbestien sind immer noch Adliche gegen die Vollblutindianer; sie sind echte Cavaliere, Ritter, die aus Stegreif und Bügel leben und deswegen keinen festen Wohnsitz haben dürfen. Trotz, Frechheit und gemeine Redensarten sind ihr Troubadourgesang und das Rasseln ihrer Sporen ist ihr Guitarrengeklimper. Aber echt classisch sind diese Gaviãoes, Habichte, wie man sie nennt, und ich ergötzte mich von meinem Bauholz herab an den frechen Grenzern. Im wilden Galopp jagte die Gruppe davon und Staub hüllte die Bestien ein.

Ebenso wunderlich, aber viel zahmer präsentirte sich in demselben Augenblick ein Zug großer Carreten, der von den Missionen herkam. Schon hinter dem Cuchillo hörte ich das Knarren der Achsen, das Rufen der Treiber. Ein Ochsenrelais von vierzig bis funfzig Stück geht langsam vorauf; ich habe solchen Zug schon einmal beschrieben. Nirgends kehren diese Carreten ein. Sie machen fünf bis sechs Leguas am Tage, dann spannt man die Ochsen aus und läßt sie frei umher weiden, wo man sich gerade befindet. Die Deichsel der Carrete wird so gestützt, daß der Wagen horizontal stehen bleibt. Neben der Carrete wird Feuer angemacht zum Kochen des Essens und Besorgung der Hausstandsangelegenheiten. Wenn es regnet, macht man das Feuer unter dem Wagen an, ohne

Furcht vor Feuer. Lebensmittel bringt man immer mit sich, meistens auch Brennholz. Oft sah ich auf Hügeln eine ganze Wagenburg stehen und ergötzte mich an dem originellen Treiben des Zuges. Unwillkürlich kam mir dann wol der Gedanke an die sauromatischen Scythen mit ihren Hamaxas, die Hippokrates so vortrefflich beschreibt. Gerade so mochten wol einst ungeheure asiatische Volkszüge mit ihrer Gesammthabe hereingebrochen sein in Europa zur Zeit der welterschütternden Völkerwanderung.

An fünf verschiedenen Stellen brannten am Abend die Hügel; eine dunkelrothe Glut ergoß sich über die Umgegend. Hinter der Bende des Obersteiners lag ein Wald; hinter dem Walde brannten sämmtliche Grashügel und auf der dunkeln Glut malte sich jeder Baum, jeder Zweig aufs schärfste ab. Während wir dem seltsamen Feuerwerk zuschauten, kam es uns von einer andern Seite näher als uns lieb war. Schon seit einigen Stunden hatte der breite Hügel seitlich von dem Hause auf seiner von uns abgewandten Seite gebrannt. Jetzt aber kamen die Flammen oben auf den Hügel hinaufgeleckt und stiegen langsam in einer vielgewundenen brennenden Schlachtlinie von beinahe einer halben Meile Breite den Hügel herab, wo ein feuchter Graben die Campos trennte. Wirklich gewaltig sah das aus. Etwa 600 Schritte von uns knisterte das losgelassene Element den Abhang hinunter; ungeheure Rauchwolken stiegen auf und zogen in dichten Massen über die Campos dahin. Ein blutiger Schein leuchtete am Himmel, als ob eine Feuersbrunst von furchtbarer Ausdehnung sich entwickelt hätte. So kam das Feuer an die feuchte Niederung und zog sich längs derselben hin, um am nassen Gras langsam abzusterben.

So hätte ich denn ohne Sorgen an die Nachtruhe denken können: aber im Schloß Oberstein war so wenig Platz und so viel heterogene Elemente von Geruch, Schmuz und

Beklommenheit, daß ich eben keine Lust hatte im Hause zu schlafen. Der Mond brachte eine so klare, heitere Nacht mit sich, daß ich ein Bivouak im Freien vorzog. Wir legten einige Stäbe über das Bauholz und deckten eine trockene Ochsenhaut darüber. In dieser Kirgisenhütte machte ich mein Lager und schlief bis zum Morgen wundervoll.

Um 6 Uhr früh schon dankte ich den beiden Herren von Oberstein herzlich für ihre Güte und ritt weiter. Ein Brasilianer ritt mit uns. Nach wenigen Minuten kamen wir zur Stelle, wo früher die Jesuitenestancia S.-João-Mirim gewesen war. Nur einige Pfirsichbäume und Ricinusgebüsche bezeichnen noch den Ort, wo einst die frommen Väter die Heerde der zahmen Indianer auf die Weide ihrer materiellen Interessen führten.

Pechschwarz, reglos und todt ragten ringsher die abgebrannten Cuchillos zum Himmel empor, gleich einer von einem Vulkanausbruch verkohlten Erdkruste. Kaum ist die Erde wieder kühl geworden, so kommen zahlreiche Rinder, um die Asche zu lecken, in der alkalinische Substanzen sich concentrirt finden. Dieses Aschelecken wird von den Estancieiros sehr hoch geschätzt als ein ausgezeichnetes Präservativ gegen faulige Krankheiten, und ersetzt ihnen zum Theil das Salz, was bei der Schwierigkeit des Transports ein recht theurer Artikel ist.

Mein brasilianischer Begleiter erzählte mir indessen eine Menge von Verhältnissen und Vorkommnissen, die ein eigenthümliches Licht auf diesen fernen Erdenwinkel werfen. Da wir durch das ehemals den Jesuiten gehörende Land ritten, so kam auch die Rede auf die geistliche Pflege in der Gegend. So ewig weit liegt diese von den Leuten entfernt. Für eine eigentliche Seelsorge scheint absolut gar nichts gethan zu werden: ja selbst die zur einfachsten Kirchenmechanik herabgezogenen Acte der Taufe und Trauung können eben nur bei ein-

zelnen ganz besondern Gelegenheiten vorgenommen werden, wenn einmal der mit dem heiligen Kirchenrecht betraute Priester gerade hier durchreist. Dazu sind die Preise enorm. Eine Trauung kostet vier bis sechs Unzen, und wenn die Kirche sich einmal mit einer Unze begnügt, so begeht sie damit einen Almosenact an dem jungen Paar. Ein Kind wird nicht leicht unter einer halben Unze getauft (eine Unze ist ungefähr 24 Thaler preuß. Crt.); ja mein Begleiter wollte einen Fall wissen, wo das Kind ungetauft blieb, weil man wegen des Taufschillings nicht einig geworden war.

Mit dem Arztthum sieht es ebenso weitläufig aus. Glücklicherweise haben die Leute bei ihrem reichlichen und dennoch einfachen Leben in einem gesunden Klima so gute Constitutionen, daß sie nur selten ärztlicher Hülfe bedürfen: tritt aber einmal ein Krankheitsfall ein, so fehlt alle wissenschaftliche Hülfe und die Leute fallen den wunderlichsten Curandeiros und den seltsamsten Encheiresen in die Hände.

Wir kamen nach Carajasinha, ein „kleines Carajá", d. h. Gebüsch, wo eine Vende und Waarenniederlage am Wege sich befindet; eine Estancia eben daselbst liegt etwas abwärts von der Straße; das ist der ganze Ort.

Im Waarenmagazin, wo ich einen Augenblick abstieg, herrschte eine auffallend hübsche Ordnung; ja es war wirklich alles dort zum Kauf, was zu des Lebens, selbst des Campos-lebens Nothwendigkeiten gehört, vom kleinen pariser Schuh und seidenen Sonnenschirm bis zum colossalen Eisensporn des Peons, und in dieser mannichfachen Auswahl Sachen, von denen man nicht begreift, daß sie bei ihren hohen Preisen Käufer finden können. Und doch finden sie dieselben ohne Mühe. Im pariser lackirten Schuh steckt morgen oder übermorgen der Fuß einer Mulattin, einer Indianerin, einer deutschen Emigrantin, und auf Spazierritten schützt der blauschillernde Sonnenschirm ebenso gut einen europäischen Flachs-

kopf wie die Haut einer afrikanischen Negerin oder einer südamerikanischen Guarani.

Der Inhaber des hübschen Magazins war wieder ein Deutscher, wieder ein Obersteiner, Friedrich Kruel, ein bescheidener, freundlicher Mann von einer recht ordentlichen Erziehung. Erst seit vier Jahren wohnte er in Carajasinho und hatte sich doch schon ein recht hübsches Vermögen erworben. Ich wünschte ihm denn auch ferner Glück zum Geschäft und ritt mit meinem Spahi allein weiter, denn mein brasilianischer Reisegefährte blieb beim Senhor Friderico im Carajasinho zurück.

Ich wollte noch den Tag nach S.-Miguel, der einst so berühmten Mission, gelangen, gerieth aber nach einem Ritt von zwei Stunden auf den Weg nach S.-João-Baptista, der nördlichern Mission, die mir etwas aus meinem Plane lag. Vor einem kleinen Hause zeichnete mir ein Indianer, den ich um den Weg nach S.-Miguel fragte, höchst praktisch eine Kreuzwegfigur in den Sand, von wo aus ich den alten Thurm von S.-Miguel schon liegen sehen würde. So ritt ich denn fort, nicht aber ohne mich noch einige male im Weg zu irren. Doch sind hier schon mehrere kleine Ansiedelungen von Indianern, den schwachen und matten Resten der einst so bedeutenden Sette-Povos, zunächst von S.-Miguel.

Auf einer Anhöhe in einem Wäldchen erkannte ich im Kreuzweg dieselbe Figur, welche mir vorher der Indianer im Sande gezeichnet hatte; bald erkannte ich auch im Gebüsch, eine kleine Meile vor uns, einen Thurm, der offenbar der von S.-Miguel sein mußte.

Bald war ich vor dem dichten Gebüsch. Einige Fußsteige führten in dasselbe hinein, aber auf den ersten Blick erkannte ich, daß dieser kleine Wald nicht von der Natur angelegt, sondern ein von Menschenhand vor vielen Jahren gepflanzter und jetzt unordentlich wuchernder Garten wäre.

Plötzlich befand ich mich auf einem ziemlich freien, einige

hundert Fuß breiten und langen Platze, und hatte einen Anblick, der in diesen Gegenden ebenso überraschend wie wehmutherregend sein mußte.

Vor mir lag eine prachtvolle, aus rothem Quadersandstein gebaute, aber auch schon total wieder in Ruinen liegende alte Kirche von ebenso großartigen wie edeln Verhältnissen.

Sechs breite Stufen führten zu den fünf Eingangsbogen eines herrlichen Peristyls von 64 Fuß Breite und 28 Fuß Tiefe, mit einem Seitenbogen auf beiden Seiten.

Dann folgt die Vorderwand der Kirche selbst, etwa 80 Fuß hoch mit Nischen und sechs Halbpilastern und mannichfachen Sandsteinarbeiten geziert.

Drei Vordereingänge führten in die Kirche. Das Mittelschiff war 132 Fuß lang und 30 Fuß breit, und war durch sieben Bogen, jeder Bogen sechs Fuß breit, mit den beiden Seitenschiffen verbunden, von denen jedes 20 Fuß breit war. Zwischen den Bogenverbindungen standen viereckige Pfeiler von acht Fuß Dicke und Breite, alles auf das sauberste ausgehauen und verziert. Das alles steht noch, aber die Decke oben ist eingefallen.

Der Thurm auf der rechten Seite der Kirche ragt noch in drei Stockwerken etwa 110 Fuß hoch hinaus bei 40 Fuß Breite und Dicke. Halbsäulen und mannichfache Sandsteinarbeiten nebst hübschen Vorsprüngen zieren ihn überall und geben ihm ein herrliches Ansehen.

Rechts von dem einst so stolzen Tempel ist ein großer, von hoher Quadersandsteinmauer eingefaßter Platz. Hinter demselben sowie hinter der Kirche hindurch zog sich das in großartigen Verhältnissen gebaute Jesuitercollegium. Hinter dem Ganzen lag dann wieder ein anderer, jetzt vollkommen verwilderter Garten.

Und dieser so sinnige und dennoch so riesige Bau lag in den traurigsten Ruinen da! Die Decke der Propyläen und

das Kirchengewölbe ist total eingestürzt. Auf dem Boden des Gotteshauses wuchert ein kleiner Wald, durch welchen schmale Fußsteige von Bogen zu Bogen, von Pfeiler zu Pfeiler führen. Der Thurm ist gerissen an vielen Stellen, und Säulen und Eckpfeiler liegen hoch überwuchert von Farrenkräutern am Boden, während oben auf den Gesimsen, in den Steinrissen, aus den Schnörkeln Riesencactus, ein Kryptogamenwald und ganze Bäume in der üppigsten Fülle hervorwachsen und den Schwebenden Gärten der Semiramis wenig nachgeben mögen. Wundervolle Schmetterlinge umflattern die Ruine und oben auf den höchsten Spitzen zwitschern Waldvögel ihr Abendlied über die tiefe, ernste, mahnende Einsamkeit hinweg.

So lag am 2. April, am Charfreitag, das einst so berühmte Jesuitercolleg von S.-Miguel vor mir, eine der früher so viel besprochenen und jetzt nur noch wie fast verklungene Mythen tönenden Sieben Missionen, Sette-Missãoes oder noch geläufiger Sette-Povos am linken Ufer des obern Uruguay.

Als Südamerika entdeckt war und im Verlauf der folgenden Decennien jeglichem Unternehmungsgeist Raum zu geben schien, zogen auch die frommen Väter aus der Gesellschaft Jesu den Uruguay und Parana hinauf, und gründeten auf den Ufern dieser beiden Flüsse etwa vom 29.° südl. Br. aufwärts, inmitten der damals ungemein zahlreichen und eine ziemlich mannichfach gegliederte Sprache redenden Guarani und anderer Indianer nach und nach ihre gewaltigen Missionen, deren feste Gebäude bald zu wirklichen geistlichen Zwingburgen wurden und solche blieben, bis sie mit dem einst weltgebietenden Glanze des Ordens ebenfalls zusammensanken.

Völkerschaften, Povos Povoaçãoes, spanisch Pueblos, nannte man die um diese Zwingburgen zusammengetriebenen und zusammengehaltenen Indianer, die von ihren

geistlichen Hirten wie Schafe von ihren Treibern bewacht wurden, um für das geistliche Geschenk der Väter Mark und Kraft und allen Erwerb hinzugeben, wie das ja fast noch in derselben Form, nur statt des Kreuzes mit dem Säbel und dem Stock, in Paraguay unter Francia und heutigen Tages unter General Lopez in einer allem Zeitfortschritt, aller Gesittung und Menschenentwickelung Hohn bietenden Weise geschieht. Da hielt denn nach Verjagung der Jesuiten auch kein geistliches Band mehr die Guaranis und Charruas zusammen. Die Povos gingen auseinander. Einige suchten den Urzustand der Vorfahren wieder auf, andere blieben in einer Halbcultur fortvegetirend auf kleinen Estancias in der Umgegend, und finden sich noch dort, rein und vermischt, sodaß man von S.-Miguel an alle nur denkbaren, aus Europa, Afrika und Amerika zusammengesetzten Elemente einer dünnen Bevölkerung findet, in der das indianische Element stark hervortritt. Ja fast möchte man hier von einer weißen Bevölkerung als Masse kaum reden dürfen, wenn nicht zahlreiche Deutsche aus S.-Leopoldo als Pionneers überseeischer Cultur nach Westen hin bis zum Uruguay vorgedrungen wären und sich dort wohnhaft gemacht hätten, ganz besonders Deutsche, wenn auch einige Descendenten aus andern europäischen Stämmen sich vorfinden.

Die bedeutende Fraction des Jesuitenreichs, welche mit der Provinz Rio-Grande an Brasilien gefallen ist, enthielt die sieben Missionen S.-Borja, S.-Nicolão, S.-Luiz-Gonzaga, S.-Laurenço, S.-Miguel, S.-João-Baptista und S.-Angelo, letztere beide nördlicher, sodaß ich sie nicht aufsuchen konnte, sondern meinen Besuch mit S.-Miguel anfing, dessen Kirchenruinen wir eben bezeichnet haben.

Tritt man heraus aus diesen herrlichen Tempeltrümmern und durchsucht man die Wildniß des ehemaligen Parks, so stößt man überall auf ungemessene Mauerwerke aus behaue-

nem Sandstein, wirkliche pelasgische Mauern, denn die sie erbauten, kamen über Meer und zogen wieder fort über Meer mit Hinterlassung der gewaltigen Baumonumente. Geht man diesen Mauern, soweit das möglich ist im Gewirr der Bäume, einigermaßen nach, so entdeckt man, daß sie ein weites regelmäßiges Viereck bilden, eine sorgfältig angelegte Citadelle darstellten und eine wirkliche Festung formirten, die selbst in unsern Zeiten nur mittels Artillerie einzunehmen gewesen wäre.

Wol überkam mich eine tiefe Wehmuth, als ich die weite Ruine, ein geistliches heidelberger Schloß, durchforscht hatte. Der Charfreitag, die Waldesruhe, die Nachmittagsstunde des klaren Tages, der Vogelruf überall aus dem verfallenen Gestein, und die liebliche, von allen Gesimsen aufwuchernde Pflanzenwelt erhöhten in wundersamer Weise die tiefen Mollaccorde, die an meine Seele schlugen.

Keine Menschenspur zeigte sich anfangs. Bald aber entdeckte ich zwei seltsame Figuren: eine alte Indianerin, die einen Rest der Ruine bewohnt, und einen offenbar nicht ganz verstandesklaren, aber ordentlich erzogenen Portugiesen mit grauen Haaren, der sich seit einigen Wochen in der Ruine befand, um die „verborgenen Schätze der Jesuiten" auszugraben. Große Gruben hatte er schon gemacht, Steine abgehoben, Säulen weggewälzt, immer in fieberhafter Erwartung von Schätzen, immer in bitterer Enttäuschung. So gräbt und gräbt der alte Mensch, der bei unserm Kommen in eine sichtliche Angst gerieth, wir möchten auch nach Schätzen graben wollen, und gräbt sich weiter nichts als sein eigenes Grab. Vielleicht rollt er einmal hinab in eine verborgene Katakombe, um dort zu verhungern, aber dennoch in der festen Ueberzeugung, daß er das Gold der Jesuiten gefunden haben würde, wenn er nicht in die Katakombe gestürzt wäre, — ein widerliches Bild menschlicher Habsucht am heiligen Freitag der Stillen Woche!

Auf einem freien Hügel hinter dem Walde der Jesuitenruine von S.-Miguel entdeckte ich eine kleine, höchst bescheidene Niederlassung; ein von Stangen eingefaßter Raum war es, mit zwei sehr unbedeutenden Häuschen. Und gerade hier traf ich den Mann, den ich im Begriff war zu suchen, den Capitän der Nationalgarde Adriano Jozé Bueno, der mir und meinem Spahi die freundlichste Einladung machte, mit seinem ärmlichen Dache fürlieb zu nehmen.

Gewiß ärmlich war das Dach und das Haus, aus den einfachsten Elementen der Campos und des Waldes zusammengesetzt, und dennoch bin ich selten in ein Haus mit solchem Interesse eingetreten wir hier.

Der Capitän war ein hoher, robuster Pardo von vollem, gesundem Ansehen, augenblicklich mit einer Kniecontusion sich plagend. Neben ihm stand eine schlanke Indianerin mit ovalem, melancholischen Gesicht und besonders reizendem, schwellenden Mund, um welchen ein- für allemal jegliches Lächeln erstorben zu sein schien. Noch eine ältere Indianerin ging ab und zu und schien die Mutter des schlanken Mädchens zu sein.

Neben dieser echten Missionsgruppe — nannte sich doch mein Capitän selbst zum Scherz einen alten „Schirú", d. h. einen echten, am Guaraniwesen und dessen Sprache hängenden Indianer — saß als eine dritte Person ein echt nordisches, aber widerlich verwildertes Gesicht, aus dessen Munde mir nach wenigen Augenblicken das breiteste Mecklenburgische: „Wat, sünd Seh ohk ehn Dütschen?" entgegenschallte. Auch hier noch Deutsch, sogar mecklenburger Plattdeutsch! Ich glaubte beim Anfang der Missionen am Ende von allem Europäismus zu sein, und nun gar das Plattdeutsch aus der lübecker Gegend!

Offenbar hatte mir der Mensch mit seinem Dialekt imponiren wollen; ich antwortete ihm geläufig im selben Dialekt,

was ihn in hohem Grade betroffen machte. Er hatte etwas Wildes, Wirres im Gesicht. Ich erfuhr seinen Namen, oder vielmehr wußte ich ihn schon. Man hatte mir denselben schon in Carajasinho gesagt, weil ich bei ihm logiren sollte; sein Vater und seine Brüder wohnten in der Nähe; sie stammten alle „uht datt Slott von Mecklenborch" her, d. h. aus Schwerin!

Er bat mich dringend bei ihnen zu wohnen. Doch gefielen mir meine braunen Leute in ihrer Einfachheit, ihrem Hüttenleben unendlich viel besser: abgesehen davon, daß mir der Capitän, dessen Gastfreundschaft ich mit einem Schluck Mate angenommen hatte, mein Fortgehen in jeder Hinsicht übel genommen hätte. Um so zufriedener schien er zu sein, daß ich trotz der deutschen Einladung in seinem einfachen Rancho blieb.

Der Mecklenburger ging! Es kam mir aber doch wunderbar vor, daß drei Personen, die ich hier in einem einsamen Hause fand, gerade den drei Hauptabstammungen angehörten, der europäischen, der afrikanischen, der amerikanischen.

Der Mecklenburger hatte, wie mir der Capitän erzählte, vor längerer Zeit in einem Zwiespalt einen Menschen mit seinem Schlachtmesser erstochen. Auf den Bericht des Capitäns nach Cruz-alta, dem nächsten Gerichtshofe, 17 geogr. Meilen weit von S.-Miguel, ward er freigesprochen. Aber der Mord stand dem Menschen so im Gesicht, daß ich nicht bestimmt weiß, ob es der letzte gewesen sein wird, oder der erste war, den er beging.

Grausig sind mir diese Menschen mit ihrem Schlachtmesser im Gürtel. Ich bin überall diesen Schlächtern mit unerschrockenem Freimuth entgegengetreten. Wer höflich gegen sie ist, kann sich fest auf sie verlassen. Aber eben so leicht ist auch die Klinge aus der Scheide, und etwas stirbt nie bei ihnen aus: Rache. Mein brauner Capitän, der die Polizei im „Povo" von S.-Miguel vorstellt, erzählte mir einige recht an-

muthige Blutgeschichten von echter corsischer Rache, die oft haarsträubend ist.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer authentischen Geschichte, die ich vor vielen Jahren aus Rio-Grande in den Zeitungen gemeldet fand. Ein Knabe hatte seine Kuh in den Garten eines Mannes kommen lassen, und wollte sie eben wieder herausholen, als dieser Mann ihn, trotz alles Flehens, tüchtig durchprügelte. Das war nicht nur eine Strafe, sondern eine Beleidigung; der Knabe war weiß und kein Sklave. Er schwur dem Manne Rache, worüber der andere lachte. Wirklich verhielt sich der Junge auch ganz passiv und kam aus der Gegend fort.

Nach neun Jahren kommt ein junger Mann in gutem Reiteranzug vor das Haus jenes Mannes und läßt, auf dem Pferde haltend, ihn herausrufen. Ganz heiter fragt er ihn, ob er sich jener Geschichte mit der Kuh und dem Jungen, den er einmal so durchgeprügelt habe, erinnert. Lachend erwidert der andere: „Allerdings, der Junge schwur mir Rache!" „Pois bem", sagte der junge Mann, „ich bin jener Junge und halte heute Wort!" Und im selben Moment schießt er den andern nieder und jagt davon. Diese Geschichte einer bei einem Jungen entstandenen und in dessen reife Jünglingsjahre mithineinreifenden Rache trat mir wieder vor Augen, als der Capitän seine Façadengeschichten beendete und wir unser einfaches Abendessen bekamen.

Immer nur die Männer essen zusammen in jenen Gegenden, keine Frau kommt mit an den Tisch. Und so saß denn auch die Indianerin still und stumm vor dem Abendessen und begnügte sich uns aufzuwarten. Ich fragte sie, ob sie nicht mitessen wollte. Da zuckte ein schmerzliches Lächeln um den wunderhübschen Mund, und es kam mir vor, als ob ein leichtes Roth sich unter der blassen Farbe der Wangen hinstehle. Aber nur einen Augenblick das Lächeln! Unmittelbar

darauf saß das wirklich schöne indianische Kind mit seinem schmerzlichen Charfreitagsgesicht wieder wie eine Marmorstatue da und regte keine Miene. Vielleicht hatte zum ersten mal ein Europäer dem weiblichen Paria ein freundliches Wort gesagt, zum ersten mal und vielleicht auch zum letzten mal.

Und in solchem Guaranigesicht liegt die ganze Geschichte des verschwindenden Stammes. Jesuiten trieben diese Indianer einst zusammen und machten Christen aus den nur für den provisorischen Wald, für die provisorischen Campos existirenden Menschen. Das Christenthum brachte ihnen keine Freude im Leben, aber Trost im Tode, einen Trost, mit dem sie dem Verwelken ihres Stammes entgegengingen. Ja, ich möchte sagen: bis zum Schmerz des Charfreitags ward das Volk gebracht, aber nicht bis zum begeisterten Jauchzen eines Ostermorgens.

Auf einer breiten Bank von Bambusrohr schlief ich die Nacht neben der offenen Thür, oder vielmehr neben der Eintrittsöffnung des Hauses; denn das Haus hat einen Eingang und einen Ausgang, aber keine Thür. Die Scheidewände im Innern des Rancho waren nur sieben Fuß hoch und aus geschlitzten Bambusen geflochten; auch hatte die Wohnung keine Fenster, denn es drang genug Licht hinein durch die Spalten und Fugen der aus Bambus mit angeworfenem Lehm gemachten Wände. Dennoch schlief ich die ganze Nacht auf meinem Bambuslager und meinem Sattelzeug ganz vortrefflich!

Der frühe Aufbruch am 3. April ward durch das Verschwinden meiner Pferde vereitelt. Ein Indianer ritt zu Pferde danach umher. Beim Suchen der Gäule fand ich eine der schönsten Apocyneen, die ich gesehen habe, vielleicht die schönste. Wenigstens kenne ich keine, deren Blumenkrone an dem einen Rand der fünf Abtheilungen des Limbus so wundervoll wellig gekräuselt ist wie diese. Die ganze Pflanze ist kaum zwei Fuß hoch, fast von der Physiognomie einer Labiate, außerordentlich wollig

am Stiel und Unterseite der Blätter, welche letztere oben lebhaft grün und leicht behaart sind. Der Tubus der Corolla ist an vier bis fünf Zoll lang, der offene Rand gewiß drei bis vier Zoll im Durchmesser.

Nach zwei Stunden kamen die Pferde. Ich schied von den farbigen, so freundlichen Leuten. Hinter einigen schwarzen Araucarien düsterte die Ruine von S.-Miguel zu mir herüber. Ich verließ einen höchst merkwürdigen Punkt.

Durch kahle Campos und Schluchten ritt ich; überall war das Gras abgebrannt und nur schwarze Asche deckte das Gefilde. Nur einige Strauße brachten etwas Leben in die tiefe Vereinsamung. Ein schwarzes Gewitter zog am Horizont auf und dumpfe Donner rollten über den Cuchillos dahin.

Gegen Mittag sahen wir wieder aus einem Waldgebüsch Ruinen herausragen und bald befanden wir uns wieder in einem zusammengestürzten Bau von großartigen Proportionen. Ich war in S.-Laurenço. Aber hier war alles noch unendlich viel mehr zusammengestürzt als in S.-Miguel, wenn auch die Idee, die Anlage der Priesterburg dieselbe gewesen zu sein schien.

Von der großen Kirche ragten kaum noch so viel Grundmauern aus dem Gebüsch, daß man dieselben erkennen konnte, ohne ihre weite Ausdehnung abmessen zu können. Auf der rechten Seite der ehemaligen Kirche ist ein weiter, wüster Platz, mit Gebüsch bewachsen. Hier ragt in der Mitte ein großes, 13 Fuß hohes Doppelkreuz, aus einem einzigen Sandstein gehauen, empor. In der Nähe liegen Scherben von gebranntem Thon mit halbzerstörten Namen und Jahreszahlen, die verfallenen Leichensteine der Missionsbewohner aus alter Zeit.

Zwischen diesem wüsten Platz und der ehemaligen Kirche, offenbar da, wo ein Thurm stehen sollte, oder gestanden hat, steht das aus einem Stück Sandstein hübsch ausgehauene Taufbecken gegen die Wand gelehnt, aber noch vollständig

erhalten. Wenn man doch die Ruinen der Missionen einfallen läßt, sollte man jenes Kreuz und das Taufbecken als ehrwürdige Reste retten und nach Rio schaffen.

Mitten im Raum der ehemaligen Kirche hat sich die heutige Generation einen kleinen Kirchhof angelegt. Kleine, flache Hügel decken die Todten. Die schon einmal gebrauchten Grabziegel des alten Kirchhofs sind hier in zweiter Auflage für die Leichen derjenigen verwandt, deren Urväter unter denselben Ziegeln vermodert sind. Die guten Leute der Jetztzeit können nicht lesen. Aber sie vermuthen in den Zeichen der alten Ziegel heilige Bedeutung und haben keine Vorstellung von dem Anachronismus, den sie damit begehen. Am Ende rollt ja auch kein Rad der Geschichte mehr in diesen fernen Missionen, und kaum gibt es eine Zeit in diesen verödeten Mauern.

Am meisten Interesse gewährt der Platz links von der ehemaligen Kirche. Durch einen halbverwachsenen Eingang kommt man auf einen viereckigen Hof von 132 Fuß Breite und Tiefe. Auf der einen Seite hat wahrscheinlich die Kirche diesen Platz eingefaßt; dann hätte sie genau die Länge des Schiffes von S.-Miguel gehabt.

Dem Eingang gegenüber ist noch ein Theil des ehemaligen Collegiums, der eigentlichen Jesuitenwohnungen, so gut erhalten, daß er noch von vier Familien und andern Menschengruppen bewohnt wird, den verkommenen Resten des Povo von S.-Laurenço.

Mehrere indianische Weiber mit häßlichen, gutmüthig dummen Gesichtern kamen mir entgegen; sie konnten gar nicht begreifen, woher wir kämen und wohin wir wollten. Wirklich kein Mensch kommt in die Einsamkeit dieser Ruinen.

Ich kam zu einer kleinen naiven Kirchenfeier. Vor dem Mittelstück des ehemaligen Jesuitencollegiums ist noch von den frommen Vätern herstammend eine Sonnenuhr auf einem

großen Sandsteinwürfel angebracht. Ein kleiner Indianer paßte genau auf, wann es Mittag sein würde, worauf alle gespannt warteten.

Nun war es Mittag! Der kleine Kerl lief in eine Ecke und fing mit zwei Hämmern an auf eine etwa zwei Fuß hohe Glocke zu hämmern, während zwei andere kleine Indianer heraustraten und auf zwei Trommeln einen wüsten Lärm machten.

Da kamen sämmtliche Bewohner der Ruine zum Vorschein und jubelten, daß der Herr auferstanden, und freuten sich an ihrem schönen Halleluja, und ich freute mich mit ihnen, denn der Herr war wahrhaftig auferstanden.

Ich ging zur Glocke. Kaum einen Zoll über der Erde hing sie an einigen Knitteln. Der Ring zum Aufhängen war halb abgebrochen; man hatte Schlingpflanzen um das noch vorhandene Stück gewickelt und so die Glocke aufgehängt. Es war dieselbe, die in der ehemaligen Kirche gehangen hatte. Sie trägt in großen lateinischen Lettern die Umschrift: Ave Maria gratia plena Dominus tecum.

In einem Gemach des Collegiums bewahrten die Frauen ehrfürchtig, bis die Ruine vielleicht einmal wieder zur vollen Tempelherrlichkeit aufersteht, die Heiligen der verfallenen Kirche. Ich traf dreiunddreißig Statuen von verschiedenen Größen — Joseph, Maria, mehrere Christusbilder, einen Erzengel Michael den Drachen tödtend —, sämmtliche Sachen in einfacher Kunstlosigkeit und dennoch rührender Einfalt, wie die längst begrabenen Indianer, die manch liebes mal zu ihnen hinaufgebetet haben mochten.

Ueber einzelnen Thürbogen, die sauber aus Sandstein gehauen waren, fanden sich noch einige Zeichen: eins war I. P. H. von einer Herzform eingefaßt; öfter fand ich das bekannte I. H. S. mit dem Doppelkreuz oben darauf.

Eine lange Veranda, deren zierlich runde Säulen aus

Einem Stück Sandstein gehauen sind, läuft an der Vorderseite des Collegiums entlang, sodaß man selbst im Regen von einem Ende des Hauses zum andern gehen und im Freien sein konnte. Hinter dem Gebäude liegt der gänzlich verwilderte Garten, aus dessen verwirrtem Gebüsch Orangenbäume von großen Dimensionen herausragen. Ich fand Stämme von guter Mannesdicke.

An der äußersten Seite, wo die Glocke hängt, wird das Collegium von einem Gebäude geschlossen, dessen Wände vollkommen erhalten sind. Die Leute sagten mir, hier wäre das Refectorium gewesen. Mir machte es den Eindruck einer Todtenkapelle; ein oblonges Viereck mit zwei Fenstern neben der Eingangsthür. Der Boden ist eine tiefe Grube, offenbar eine ehemalige Katakombe. Eine halbverschüttete Thür führt in die Grube hinab. Von Särgen ist keine Spur zu sehen; das herabgestürzte Dach, Erde und Unkraut haben alles bedeckt.

Statt der frommen Väter wohnt unter andern Leuten auch ein Don Francisco im Collegium. Er hat dort sein kleines Waarenmagazin und eine Vende anfgeschlagen, und verkauft zwischen den Ruinen Modetand und schenkt Wein und Branntwein. Mehrere Indianer und Mischlinge trieben dort ihr übermüthiges Wesen und neckten sich mit manchen Wortspielen namentlich über ihre Abkunft, was indeß keiner dem andern übel nahm.

Ein junger Mensch, um dessen Paternität sich drei Menschenrassen hätten streiten können, erbot sich, mir den Weg nach dem Estancieiro Sebastiaõ Soares de Souza zu zeigen, an den ich einen Brief vom Subdelegaten von Santa-Maria da Boca do Monte hatte und der eine Hauptperson des zerstreuten Povo de S.-Laurenço sein mußte, obwol der gute Subdelegat ganz in südamerikanischem Vorurtheil sich vor mir dafür zu entschuldigen nöthig gehalten hatte, daß er mir einen Brief an einen reinen Indianer mitgäbe.

Nachdem ich mich auf dem Seitenwege zur fernen Besitzung des Mannes orientirt hatte, verließ mich mein berittenes Potpourri und ließ mich mit dem Spahi allein weiter traben. Nach einer kleinen Stunde Umherirrens traf ich an einer Waldecke ein Häuschen, aus dem infolge des Hundegebells ein Halbindianer hervortrat.

Ich fragte nach der Estancia des Senhor Sebastiaõ; sie lag noch zwei Stunden fern. „Doch ist Senhor Sebastiaõ gerade hier im Hause“, fügte der Mann hinzu, und lud mich ein abzusteigen.

Zwei oder drei Indianer von gewöhnlichem Ansehen standen im Hause, einem Rancho ohne weitere Abtheilung. Ein Dritter dagegen zog wegen seiner prächtigen Erscheinung meine vollste Aufmerksamkeit auf sich. Gerade er war der gesuchte Sebastiaõ Soares de Souza.

Er konnte meinen Brief nicht eifriger durchmustern, als ich selbst den schönen Mann durchmusterte. Aufs freundlichste lud er mich zu sich ein. Wir stiegen auf die Pferde und ritten fort, gerade als eine Indianerin in einem rothen Kleide, wie ein Mann reitend, angalopirt kam, wie ein Mann das Bein in hohem Schwunge über das Kreuz des Pferdes schwang, und wie ein Mann vollends herabsprang. Wirklich man könnte, wenn sie nur andere Gesichter hätten, in diesen braunfarbigen Mädchen der Campos die Kiß'sche Amazone überall herauserkennen.

Wir setzten über einen rauschenden Bach und ritten aufwärts im Wald auf sehr engem, steinigen Pfade, der sich in vielen Biegungen zwischen überhängenden Bambusen und Palmen hinaufwand. Die Scenerie war wirklich frappant. Auf einem großen starken Pferde, dessen Sattelzeug, Zaum und Steigbügel dick mit Silber beschlagen war, ritt vor mir die kräftige Indianerfigur in Ruhe und Sicherheit, ja mit dem unverkennbaren Ausdruck von Stolz eines reichen Mannes.

Unter dem sehr kleinen, abgerundeten weißen Filzhut hing das glänzend schwarze, dichte und glatte Haar üppig hervor. Alle Augenblicke wandte sich das braune Gesicht, wirklich ein Bild von indianischer Manneschönheit, dem der schwarze Schnurrbart vortrefflich stand, nach mir um, um zu reden und zu fragen, oder mich an schlechten Stellen des Weges zu warnen, wobei das dunkle Auge mich dreist und bestimmt anblickte. Ueber die breiten Schultern fiel ein rother Poncho mit gelben Streifen gut drappirend hinab, die eine Seite des kurzen Mantels wieder bis zum Elnbogen aufgeschlagen, wo denn das schneeweiße weite Hemd mit der tiefbraunen gewaltigen Faust sichtbar ward, die mit Sicherheit das große Pferd führte. Ein carrirtes Beinkleid ging bis zum Knöchel hin. An den saubern Stiefeln saßen ungeheuere, massive silberne Sporen, von deren Größe man sich in Europa dann einen Begriff macht, wenn man weiß, daß solcher Fußharnisch 120—150 Thlr. kostet; das stählerne Rad hat gewiß drei Zoll im Durchmesser.

So war Sebastião Soares de Souza die vollendetste Prachtfigur eines Cooperschen Waldesfürsten in civilisirtem Zustand. Wäre er jünger gewesen, so würde sein Putzanzug vielleicht lächerlich gewesen sein. So aber stand alles dem Indianer von 44—48 Jahren vortrefflich, und ich konnte mich kaum satt sehen an der seltsamen Erscheinung.

Wir kamen zum Wald hinaus. „Jetzt sind wir schon auf meinem Gebiet“, sagte er mir. Aber wir ritten noch eine volle Stunde über den Campo, ehe wir an sein Haus kamen.

Zwei und eine halbe deutsche Quadratmeile Landes besitzt dieser reiche Indianer, und doch ist sein Haus so bescheiden, wie nur immer ein Indianerhaus sein kann. Zwei Riesen-Imbus ragen neben dem grauen Häuschen hinaus, welches aus drei Abtheilungen besteht: eine ist Wohnung, eine ist Schlafgemach, die dritte dient den Gästen zum Aufenthalt.

Mit einer indianischen Frau hat der Mann acht Kinder. Die beiden ältesten Söhne waren bei der Armee; dann kamen zwei tüchtige junge Indianer, die das weite Gebiet überwachen; die andern Kinder waren noch kleiner. Aber alle nach der Reihe boten mir lebhafte Typen der reinsten Indianerrasse dar, deren Anblick mich wirklich erbaute.

Wir saßen auf Bänken vor der Thür. Ich glaubte mich in einer urechten amerikanischen Welt zu befinden, so rein, wie ich sie noch nie erlebt zu haben meinte, und in einer Umgebung, in der mich auch gar nichts mehr an Europa erinnerte. Nur ein einziges Gesicht war mir fremdartig im Kreise der braunen Menschen, oder vielmehr gleich erkennbar unter den fremdartigen Söhnen des Uruguay — noch ein Deutscher saß zwischen uns. Freilich konnte er kaum noch ein Wort Deutsch reden, denn er war mit drei Jahren nach S.-Leopoldo und von dort bald nach den Missionen gekommen, wo er ein wirklicher deutscher Indianer, ein Guarani mit blonden Haaren geworden war.

Meine stille Freude an dem originellen Menschenkreis ward durch heftiges Wiehern, Stampfen und Brüllen unterbrochen. Eine Heerde von etwa 300 Rindern und Pferden kam mit Kälbern und Fohlen herangejagt und gruppirte sich prächtig auf der Anhöhe dicht neben dem Hause. Mächtige Stiere schritten brummend hin und her, während glatte Kühe ihre Kälber tränkten. Einzelne Hengste spielten miteinander und bissen und schlugen sich, bis man sie auseinander brachte, wo sie dann wiehernd davongalopirten.

Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit fing der eine der Söhne ein Pferd mit dem Laço. Kaum fühlte das rennende Thier die Schlinge um den Hals, so stand es augenblicklich still und gehorsamte wie ein Lamm. Denn so stark strangulirt der lederne Fangstrick den Hals der Pferde, daß sie nach dem ersten mal des Kehlschnürens es selten auf ein zweites

mal ankommen lassen, sondern sich von vornherein gefangen geben, sowie sie nur den Strick über den Hals hängen fühlen.

Kaum aber begreift man, daß die Leute sich noch Mühe geben mögen um die Pferdezucht. Man kann hier ein reguläres Pferd für 4—6 Dollars kaufen. Wenn man mehr bezahlt, bekommt man entweder ein vorzügliches Pferd oder wird übervortheilt. Ganze Scharen von Pferden gehen von hier nach S.-Paolo, und Senhor Sebastiaõ meinte, daß die Mehrzahl der in Rio-de-Janeiro unter dem Namen von S.-Paolo-Pferden verkauften Thiere ihre Geburtsscheine aus den Missionen von Rio-Grande holen müßten.

Nach unserm Abendessen kam noch ein echt brasilianischer Nachtisch: Weißer Mais, die berühmte Canjica. Ausgezeichnete Milch ward darüber gegossen, die die Frau aus einem riesigen Ochsenhorn ausschenkte. Solch Ochsenhorn voll Kuhmilch ist echt classisch! So manches habe ich auf Einen Zug geleert; die Milch ist zu köstlich.

Dann gingen alle zu Bett, oder vielmehr zur Ruhe, denn Betten, wie wir solche Dinge nennen, hatte man eigentlich nicht. Ich legte mich auf die für mich im Fremdenlokal bestimmte reinliche Ochsenhaut hin. Doch war es mir schwer, in dieser so wunderbar urzuständlichen Umgebung, in der aus allen Ecken und Enden Herzensgüte hervorleuchtete, den Schlaf zu finden. Ich befand mich einigermaßen in einer Seume'schen Stimmung; fast kam es mir vor, als ob jener Canadier recht hätte, wenn er sagte: „Seht, wir Wilde sind doch beſſ're Menschen!"

Am nächsten Morgen, Ostersonntag, ließ mein Wirth es sich nicht nehmen, mich selbst über sein Gebiet hinaus auf die Straße von S.-Luiz, oder S.-Alois-Gonzaga zu geleiten.

So ritten wir denn querfeldein, wieder beinahe zwei Stun-

den; die Gegend war waldiger, das Grün viel reiner infolge des gefallenen Regens. Bei einem armen Portugiesen, dem der braune Amerikaner, dem Europäer der Indianer, einen Wohnsitz auf seinem weiten Gebiet erlaubt hatte, stiegen wir ab, und ich sah nach der kranken Hand des Mannes, welche schon seit Monaten litt. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich wieder zwischen mehreren echten Indianern, die dort waren, einen deutschen Guarani, aus Trier gebürtig, der aber kein Wort Deutsch mehr verstand.

Dann kamen wir an die Grenze der Estancia. Mein Gastfreund sprang vom Pferde und warf sich am Wald ins Gras mit der einfachen Bemerkung, daß eben hier zur Zeit der Revolution zwei Menschen der Hals abgeschnitten wäre; der eine aber wäre mit abgeschnittener Gurgel davongekommen. Darauf erzählte er mir die Geschichte, eine schöne Ostersonntagsgeschichte, so genau, daß ich nicht für gut fand, zu fragen, wer die mitspielenden Parteien gewesen waren. Zuletzt bat er mich um Schreibzeug und Papier und schrieb mir einen Brief an den Tenente Feliciáno Corrêa in S.-Luiz-Gonzaga, einen Brief, den ich gar zu gern aufbewahrt hätte als Andenken an den civilisirten Caziken, denn so erschien mir der Mann wirklich.

So schüttelten wir uns denn scheidend die Hände. Die prachtvolle Indianererscheinung sprang aufs Pferd und war im Nu verschwunden.

Ich ritt drei Leguas weiter. Wieder sah ich Ruinen aus dichtem Gebüsch hervorschauen, und nach einer halben Stunde war ich in der ehemaligen Mission von S.-Luiz-Gonzaga.

Die Mission von S.-Luiz ist fast am merkwürdigsten von allen Missionen auf dem linken Ufer des Uruguay, und zwar deswegen am merkwürdigsten, weil sie noch die meisten Reste liefert, in denen man die Einrichtung des Etablissements ganz vollkommen erkennen kann.

Sowie man in die Mission hineinkommt, befindet man sich an einem weiten grünen Platze, der 400 Fuß breit und ebenso tief ist. Auf drei Seiten wird er von den ehemaligen Indianerwohnungen eingefaßt, während die Kirche mit dem Collegiumgebäude die vierte Seite einnimmt.

Diese Indianerwohnungen sind nun, wie alle Collegialwohnungen, zusammenhängende, unter einem Dach gebaute Erdgeschosse, jedes mit einer Thür und einem Fenster. Das zusammenhängende Dach springt gegen den Platz vor und bildet eine rings um den Platz laufende Veranda, welche in Zwischenräumen von sechs Schritten von achteckigen Sandsteinpfeilern getragen wird.

Die Wohnungen sind fast noch alle ziemlich conservirt und durchweg benutzt, und zwar meistens von Indianern. Doch sind es nicht sowol die, welche ursprünglich von den Jesuiten dort versammelt waren, oder eigentlich deren directe Nachkommen, sondern es sollen vielmehr die Abkömmlinge von indianischen Soldaten sein, die nach einem frühern Kriegszuge von ihrem Obersten Corrêa, wenn ich nicht irre, hier Wohnungen erhielten und sich verheiratheten.

Gleich voran wohnt hier der Lieutenant Feliciáno Corrêa, an den mir mein Senhor Sebastiaõ vor wenigen Stunden einen Brief geschrieben hatte. Der Herr Tenente selbst war zwar nach S.-Nicoláo gereist, doch hinderte das seine Frau nicht, uns freundlich aufzunehmen und nach besten Kräften zu bewirthen.

Das Centrum der vierten, nicht von den Missionswohnungen eingenommenen Seite bildet nun die Kirche, von allen den Missionskirchen diejenige, welche noch am meisten conservirt ist. Aber dennoch ist fast das ganze Dach eingestürzt. Nur über dem Eingang und in dem Mittelschiff sowie zum Theil über dem Hauptaltar hält es zusammen, ist aber alle Tage bereit zum Einsturz.

Zehn Sandsteinstufen führten zum Vestibulum der Kirche, welches 110 Fuß breit und 20 Fuß tief war und vom Dach der Kirche überragt ward. Die Kirche selbst ist 152 Fuß tief und 60 Fuß breit; dazu kommt noch der 28 Fuß tiefe und 32 Fuß breite Raum vor dem großen Altar. Das ganze innere Schiff scheint nur ein einziger Raum gewesen zu sein, und zwar mit einem steinernen, von Holzsäulen getragenen Dach überdeckt, welches wiederum mit bemaltem Holzwerk bekleidet war. Gerade in der Mitte der Kirche, wo der Altarplatz in dieselbe übergeht, ist noch das prächtige Holzgewölbe, etwa 60 Fuß hoch, in Form einer flachen Halbkugel erhalten, reich vergoldet und bunt bemalt, aus dessen Mitte die Eisenstabkette, welche den Kronleuchter trug, herabhängt.

Auch der Altar steht noch. Zwei große Nischen überragen einander, von zwölf vergoldeten Säulen an den Seiten eingefaßt; zwei von diesen Säulen sind kunstvoll gewunden, und das Ganze macht, wenn auch die Heiligenbilder alle herabgenommen sind, doch noch eine glänzende Wirkung.

In der obern Altarnische stehen auf der Hinterwand die Worte

ORA PRO
NOBIS.
D. 1728.
MAYO II.

Wenn dieses Datum den Stiftungstag bezeichnet, so wäre das Gebäude gerade 130 Jahre alt, und in diesem Falle hätte die ganze Jesuitenherrlichkeit nur vierzig Jahre gedauert in S.-Luiz.

In einer Seitensakristei sind die meisten ehemaligen Statuen der Heiligen aufbewahrt, ihrer neunzehn, einige kolossal, andere ganz klein, alle ohne Kunstwerth und eben nur histo-

risch bemerkenswerth. Sie sind aus Holz geschnitten und angemalt. Viele stellen Geistliche oder Heilige in spanischer Priestertracht vor; der heilige Aloyz de Gonzaga hat einen Todtenkopf in der That; ihm gegenüber steht ein Jesuit, der der heilige Ignaz von Loyola zu sein scheint. Ein Erzengel Michael findet sich ebenfalls, einige Crucifixe u. s. w., aber alles in sehr bescheidenen, ungeschickten Formen.

Auf der linken Seite der Kirche ist wieder ein großer eingeschlossener Hof, der ringsum von dem Collegiumsgebäude der geistlichen Herren selbst eingefaßt ist. Eine 14 Fuß breite Veranda, 146 Fuß an jeder Seite lang und an jeder Seite von dreizehn Sandsteinsäulen getragen, führt ringsherum.

An zwei Seiten dieses Collegialhofes sind die Wohnungen noch benutzt. In einem Theil hat man eine kleine, dürftige Kapelle mittels der heiligen Geräthe aus der alten Kirche eingerichtet. Unmittelbar neben derselben wohnt ein junger Geistlicher, der die Messe besorgt. Dann folgt eine kleine Wohnung mit einem Schullehrer, der einen sehr günstigen Eindruck auf mich machte.

Hinter dem Collegium läuft noch eine Veranda mit siebzehn Säulen entlang. Dann schließt der ganz verwilderte Garten mit großen Orangenbäumen den Hintergrund des Ganzen.

Höchst eigenthümlich ist noch ein Schmuck an der Mittelthür des Collegiums. Dieselbe ist mit einem handbreiten Streif schöner Krystalle, meistens Amethyste, eingefaßt, oder vielmehr amethystblauer Bergkrystalle, von denen indeß schon große Flächen fehlen. Der schöne Schmuck macht einen doppelt und dreifach tragischen Effect, wenn man von hier aus nach der eingestürzten Kirche hinüberblickt. Dort treiben mitten im traurigsten Ruin die prachtvollsten Cactus ihr Wesen; im Hofe des Collegiums selbst aber rauschen einige Palmen im Abendwind melancholische Weisen.

Auf der andern, rechten Seite der Kirche war auch ein großer Begräbnißplatz.

So gibt denn die Mission von S.-Luiz-Gonzaga noch das vollständigste Bild eines ehemaligen „Povo“, einer „Missaõ“.

Und bei solchem Verfall geistlicher Herrlichkeit kann sich kein Christenmensch, zumal an einem Ostersonntag, trüber Gedanken erwehren! So still, so ganz einsam und still war es auf dem großen Missionsplatz vor der Kirche, wo kaum einige Pferde weideten. Wie mochte es sonst dort am Ostersonntag ausgesehen haben, wenn der Gottesdienst beendet war und nun Hunderte, ja Tausende der braunen Guaranis aus der Kirche herausströmten und den Platz vor derselben füllten! Jetzt schleicht kaum noch der eine oder andere über den Platz, wie ein Gespenst, dessen Erscheinen an bessere Zeiten erinnert, aber keine Hoffnung auf deren Wiederkehr zuläßt.

Als die Sonne untergegangen war, ward die Glocke zum Ave Maria angezogen, dieselbe Glocke, die in der eingestürzten Kirche gedient hat. Sie klang ziemlich heiser, als ob sie sehr schmuzig wäre. Vielleicht hängt sie bald über einer neuen Kirche, die hier unbedingt gebaut werden muß.

Am Abend kamen einige Bekannte zur Frau des abwesenden Lieutenants; ich mußte verschiedene ärztliche Rathschläge geben. So bildete sich ein origineller Cirkel. Männer und Frauen rauchten miteinander um die Wette ihre Maisstrohcigarren, wobei die Frauen wechselseitig an derselben Cigarre rauchten; es sah komisch aus.

Am Ostermontag, den 5. April, ritten wir um 7 Uhr aus der alten Mission von S.-Luiz fort. Immer durch einzelne Waldungen und über ausgedehnte Cuchillos ging es.

Um 10 Uhr ritt ich durch den anmuthigen, klaren Fluß Pirahy, dessen Wasser frisch dahinbrauste. Kleine Fische tum-

melten sich in Menge in ihrem kühlen Element, wovon der Fluß seinen Namen zu haben scheint — pira Fisch, hy Wasser. Ueberhaupt stellen sich hier schon häufig Fische ein in den kleinen Zuströmungen des Uruguay. Nicht gar weit nördlich von jener Gegend ist ein Fluß, der wegen seiner ungeheuern Fischmenge sehr berühmt ist, der Pirapó — pira Fisch, pó aufwärts im Sprung. Die Fische springen dort einen kleinen Fall in die Höhe und bleiben in Menge zwischen den Steinen stecken.

Weiterhin blühten reinblaue, wunderhübsche Irideen von schlankstem Habitus. Sonst schien die ganze Feldflora in Syngenesisten aufgelöst zu sein. Von allen Gruppen dieser so zahlreichen Familie findet man Repräsentanten hier, Repräsentanten von allen Formen, Größen und Farben. Man entdeckt Bäume, wirklich stammbildende Bäume, ja ganze Walddistricte von Baumsyngenesisten, aber daneben auch kleine Zwerggewächse von der Höhe eines Zolles. Viele von ihnen verbreiten einen wundervollen Geruch. Wenn man im Sonnenschein durch sie hindurchreitet, so duftet der ganze Cuchillo.

Nirgends mehr als hier ist darum auch der Tummelplatz der Insektenwelt, zumal der Bienen und der Schmetterlinge. Von den Honignestern der erstern wimmelt es in den Waldungen. Von letztern trifft man an einzelnen Stellen wirklich tausende, besonders linnäische Ritter, deren Grundton schwarz ist, mit gelblichen Zeichnungen, und rothen Einfassungen der Unterflügel: ein dem Ajax ungemein ähnlicher, und noch zwei andere Arten, welche die nächsten Vettern unserer nordischen Machaon und Podalirius sein müssen. Vom Pferde aus konnte ich sie ohne Mühe von den rothen Disteln nehmen und betrachten. Ließ ich sie dann wieder fort, so flogen sie eben nur bis zur nächsten Blume, um dort im Duft weiter zu schwelgen. Es liegt etwas seltsam Harmloses in

diesen entfernten Winkeln und ihrem durch keine Menschennähe eingeschüchterten stillen Thierleben.

In den Missionen wächst nun auch recht als Charakterpflanze außer einigen hübschen Verbenen eine Uebergangsskrofularine, welche mir an die Solaneen zu streifen scheint und ganz wie eine Petunia aussieht. Eine blaue und weiße Species wetteifert miteinander um möglichst viel Repräsentanten. Fast ganz regelmäßig findet man an einem Pflänzchen zwei Blumen nebeneinander, welcher Zwillingscharakter einen Speciesunterschied abgeben möchte.

Am wunderlichsten aber ist eine kleine Cassia. Nicht höher als zwei bis drei Zoll ist die ganze Pflanze, trägt aber dennoch eine bis drei gelbe Blüten von ein bis zwei Zoll Durchmesser, sodaß von der Pflanze eigentlich nichts zu sehen ist. Und doch sieht im freien Felde der kleine Zwerg ganz gut aus, wenn auch seine Brüder sich sonst baumhoch erheben.

Prächtig ist auch ein mächtiger tomentoser Convolvulus. Die Ranken sind daumsdick, mit dicken, rundherzförmigen, gezähnten Blättern, aus deren Achsen sich die rothe, saftige dicke Blumenkrone von drei bis vier Zoll Durchmesser auf langem Stiel erhebt. Alles an der Pflanze, Ranke, Blätter, Blumen, ist stark tomentos, alles hat den vollsten Ausdruck von Saft und Fülle, und schwerlich möchte das üppige Gewächs in seiner Familie einen Repräsentanten finden, der ihm an Schönheit und Kraftausdruck gleichkäme.

Und nun einzelne Cactus! Aus den Ruinen der Missionen sieht man schon aus der Ferne einzelne wunderliche Kronen von blattlosen Bäumen hervorragen, die man sich anfangs kaum zu deuten weiß. Zweiglose Aeste ragen in parallelen leichten Biegungen nach oben und erreichen oft eine Höhe von 30—40 Fuß. Beim Näherkommen entdeckt man gar leicht die Cactusform. Große, goldgelbe Früchte grenzen stiellos an den Rippen und gewähren ein erfrischendes Essen.

Die Blüte, die wir schon in Santa=Maria angetroffen hatten, ist prächtig groß und fleischroth, und findet sich in Tausenden von Exemplaren nebeneinander. Zwischen S.=Luiz und S.=Nicoláo muß ich einen Cactus, dessen kurzer Stamm unter seiner ersten Vertheilung über drei Fuß Durchmesser hatte. Ein geringerer Stamm vermöchte auch nimmer solchen Pflanzelephanten zu tragen.

In der That muß das Gewicht solcher Pflanze enorm sein. Um einige Früchte zu erlangen, setzte ich einen Ast in schwingende Bewegungen. Das obere Ende brach dabei ab und fiel dröhnend neben mir auf den Boden; es hätte wirklich einen Menschen todtschlagen können.

Von einer Estancia aus zeigte man mir ein fernes Waldgebüsch mit einer hohen Araucarie, welche mitten in den Ruinen von S.=Nicoláo steht. Dicht neben ihr ragte ein fernerer blauer Berg heraus, der lag schon jenseits des Urugay; ich konnte demnach schon über die Grenzen meiner Westwanderung durch Rio=Grande hinaussehen.

Wir ritten die hohen Cuchillos hinab und passirten einen kleinen klaren Fluß. Nach einer guten Stunde waren wir vor dem Wald von S.=Nicoláo, aber nur einige Fußsteige führten hinein in das Gewirr von Büschen und Mauerresten.

Zwischen einer prachtvollen Orangenvegetation, zwischen Cactus und Ricinus, lag die große Ruine da. Die vier Eingänge zur Kirche und das Gemäuer zu den beiden Thürmen, bis 30 Fuß hoch, stehen noch da: noch steht ein kleiner Theil der Wohnungen, alles im selben Stil wie in S.=Luiz, aber auch alles unendlich viel mehr verfallen, verkommen, vergessen; wer denkt noch an die Zwingburg der Jesuiten dort oben am Uruguay?

Einige Familien wohnen noch im Ort, oder vielmehr in der Wildniß des Waldes, in welchem weithin zerstreute Mauer=

blöcke den ehemaligen Ort bezeichnen und die melancholische Araucarie als lebendiger Denkstein hervorragt.

Kommt man aus dem Wald der Ruine auf einen freien, höher gelegenen Campo, so genießt man einen herrlichen Anblick. In der Entfernung einer Meile rollt der breite Uruguay wie ein langer Landsee zwischen dunklern Schattirungen der Gegend dahin; die Abendsonne spiegelte sich in seinen Fluten wieder.

In einer unendlich kleinen Venda, die ich kaum aus einem Orangenbaumkranz herausfinden konnte, fand ich einiges Essen und die gastlichste Zusicherung, ich könnte gern unter den Bäumen schlafen in der unmittelbaren Nähe des Häuschens.

Auf dem rio-grandenser Sattelzeug ging das denn auch vortrefflich, und wir schliefen die ganze Nacht recht still und friedlich.

Viertes Kapitel.

Längs des Uruguay. — Uebergang über den Piratinim. — Indianerwohnungen. — Nachtlager zwischen dem Manoa und Urucutahy. — Ueberfahrt über den Camacoam. — Sta.-Borja. — Aufenthalt daselbst. — Bonpland's ehemalige Wohnung. — Der Passo do Uruguay bei Sta.-Borja. — Rückblick auf die Missionen und Abreise von Sta.-Borja. — Taufe unterwegs. — Nachtquartier auf der Estancia von Santa-Anna. — Uebergang über den Albutuhy. — Ankunft in Itaqui. — Fahrt auf dem Uruguay bis Uruguayana. — Ankunft daselbst. — Uebergang über den Uruguay nach Restauracion in Corrientes. — Besuch bei Aimé Bonpland.

Auf den meisten Karten der Provinz Rio-Grande do Sul sind unter vielen andern Fehlern auch einige in Betreff der Lage der Missionen. Ich hatte die Karte vom Vicomte de Villiers de é Ile Adam vom Jahr 1854 mit mir. Auf dieser Karte sind, was die Distanzen einzelner Oerter voneinander betrifft, unverzeihliche Distanzirrthümer. Von S.-Joaõ-Mirim nach S.-Miguel sind acht Leguas, von dort nach S.-Lourenço nur drei, von S.-Lourenço nach S.-Luiz fünf, von dort nach S.-Nicoláo sieben Leguas. Von S.-Nicoláo hat man, wenn man nach S.-Borja will, drei Leguas bis

zum Passo vom Piratinim, und von S.-Nicoláo bis zum Passo vom Uruguay noch 1½ Leguas, sodaß die Mission von S.-Nicoláo weder am Piratinim, noch am Uruguay, noch endlich gar am Zusammenfluß beider Ströme liegt.

So kam es denn auch, daß ich, als ich am Morgen des 6. April, indem ich in westlicher Richtung den Uruguay gewinnen wollte, auf dem Wege nach S.-Borja, welches ungefähr 20 Leguas von S.-Nicoláo entfernt liegt, mich in der ganzen Richtung irrte und bald gar keinen Weg mehr unter mir hatte. Ein alter Indianer, der Mate schmauchend vor seinem Rancho stand — schmauchend sage ich, denn das Matesaugen ersetzt die Morgencigarre im Südwesten —, zeigte mir den Weg, aber in halbdürrem Camposgras sieht man keinen Weg. Solche rio-grandenser Nebenstraßen, wie die von S.-Nicoláo nach S.-Borja, liegen mehr im guten Willen derer, die sie genau kennen, als deutlich unter den Füßen derer, die sie benutzen möchten.

Ein Mann aus Paraguay vor seinem kleinen Feldhäuschen orientirte mich wieder, und ich durchritt jetzt in rascherm Schritt die ewigen Grashügel und immer wieder auftauchenden Waldgebüsche.

An allen Ecken und Enden benutzte man das trockene Wetter zum Abbrennen des Grases. In ununterbrochenen Columnen stiegen die weißen Dämpfe auf und gaben, bei der sonst vollkommenen Einsamkeit, der Gegend einen förmlich unheimlichen Charakter. Nirgends sah man einen Menschen bei solchem Feuer. Das um sich fressende Element schien ein vollkommen selbständiges, sich selbst erzeugendes und anregendes zu sein. Einmal blieb unser Weg im Feuer stecken, wir mußten einen Bogen reiten; einmal aber ritten wir mitten durch, ein ganz unschuldiges und gefahrloses Experiment, wobei man nur etwas Hitze genießt und einigen Rauch einschluckt.

Gerade dort hatte sich das Feldfeuer bis an den frischen Wald herangeschlichen und begann mit demselben einen wüthenden Kampf. Das am Rande liegende Reisig brannte lichterloh; die Flammen fraßen bald auch frische Bäume an und im Nu stand auch grünes Gebüsch in hellen Flammen. An 20—30 Fuß hoch leckte das Feuer pfeilschnell hinauf in die Kronen. Ein lautes Knittern und Krachen zeigte den Fortschritt, ja fast den Sieg des entzügelten Elementes an. Aber gleich einige Fuß ins Walddickicht hinein erstickte es im Saft der frischen Stämme und der mannichfachen Feuchtigkeit des Urwaldes. Der eigene Rauch schien das Brennen zu dämpfen.

Fast alle Waldränder an den Campos, die so abgebrannt waren, zeigten sehr lebhafte Spuren von Angriffen des Feuers; ja ich fand starke Stämme von 60 Fuß Höhe, bis in deren Kronen hinauf das Feuer gelodert hatte, und doch sah ich keinen einzigen Waldbrand oder sonstwelches Umsichgreifen des Feuers, was irgendwie gefährlich werden könnte.

Daher findet man auf den brennenden Campos, wie ich schon sagte, niemand, der den Gang des Feuers bewachte. Ist es einmal angefacht und gut im Gange, so geht der Besitzer oder sein Capataz, der es anregte, ruhig nach Hause, und überläßt die Glut und das Feld dem eigenen Schicksal, bis nach einigen Tagen die ganze Fläche ein schwarzes erstarrtes Meer bildet.

Dicht vor dem Passo des Piratinim ritten wir durch ein Feld, dessen Boden wie von einer Menge Glasscherben glänzte. Ich fand eine Masse von schönen, sechsseitigen Krystallen aus der Erde wachsen, die meisten vollkommen klar, einige mit bläulichem Amethystschimmer an den Spitzen. Viele von ihnen waren vereinzelt, andere dagegen bildeten ganze Nester und reflectirten das darauf fallende Sonnenlicht nach allen Seiten. Eben daselbst fand ich auch mehrere Bruchstücke von

Belemniten und eine Versteinerung, deren Ursprungsgewebe Holz gewesen zu sein schien. Genaueres war aber nicht mehr daran zu erkennen.

Still fließt am Passo von Santa-Maria der Piratinim zwischen den Gebüschen seiner Ufer dem Uruguay in nordwestlicher Richtung zu. Er wird mit seinen Biegungen nicht eben über 50 Leguas lang sein. Einige ganz kleine Zuflüsse zum Piratinim hatte ich schon seit Sta.-Thecla und S.-João-Mirim überschritten. Von dort läuft er in der Entfernung einiger Leguas längs der Missionen S.-Miguel, S.-Lourenço, S.-Luiz und S.-Nicoláo hin, und erreicht den Uruguay.

Am Passo von Santa-Maria mag er 150—180 Fuß breit sein und in der Mitte 11—16 Fuß Tiefe haben, und das beim niedrigsten Wasserstand, über welchen er sich in einzelnen Zeiten 20 Fuß erhebt. Doch hat er in seinem Laufe auch bedeutende Verflachungen, namentlich eine Cachoeira vor seinem Einfluß in den Uruguay. Nichtsdestoweniger ist er sechs bis acht Monate des Jahres mit passenden Fahrzeugen schiffbar und würde für künftige Anbauer an seinen Ufern von unermeßlichem Werthe sein.

Die Pferde wurden abgesattelt und schwammen hinter dem Canot her, welches mich mit meinem Spahi hinüber trug. Doch ist solche Fährgelegenheit immer kümmerlich genug. Ja, wenn Carreten den Fluß passiren sollen, so müssen sie ganz abgeladen werden. Dann werden sie ins Wasser geschoben so tief, daß das Canot auf sie hinauffahren kann. Nun bindet man sie unter demselben fest und das Canot schwimmt mit seiner subfluviatilen Last hinüber. Die Fracht des Wagens wird dann in kleinen Parcellen nachgeholt.

Ich darf hier aber nicht verhehlen, daß gerade eine neue Fähre, Balsa, am Passo von Santa-Maria gebaut wurde, und daß einige Leguas weiter aufwärts ein Passo de S.-

Lourenço ist, auf welchem bereits eine ordentliche Fähre die Ueberfahrt besorgt.

Kohlschwarz war die Welt auf der andern Seite des Flusses und glühendheiß stand die Sonne über den eingeäscherten Cuchillos. Eine alte Guarani zeigte uns in einiger Entfernung ein kleines Häuschen, von wo aus wir eine tröstlichere Reise finden sollten. Es war 1 Uhr mittags; Roß und Mann waren erschöpft. Glücklicherweise fanden wir Mais für die Pferde, während wir selbst auf einem Bambusgeflecht vor der Thür uns ausruhten.

Im Rancho selbst war eine echte Guaraniwirthschaft: ein einziger Raum ohne alle Abtheilung, worin alles durcheinander lag. Der Mann des Hauses war ein junger, wohlgenährter Indianer, der zu uns herauskam und sich sehr begierig mit uns unterhielt. Seine junge, häßliche Frau aber blieb im Rancho und schämte sich zum Vorschein zu kommen, wozu sie vollkommen recht hatte. Ihre Mutter dagegen brachte uns ein großes Ochsenhorn voll Milch von der allerschönsten Qualität, verrieth aber ebenfalls eine große Blödigkeit dabei. Blöde sind nun einmal diese halbfertigen Naturkinder, blöde wie in Deutschland die Dorfkinder. Nur die ganz kleinen Guaranikinder sind nicht so blöde. Die Alte hatte sich mit zwei Enkelkindern in die Thür gesetzt. Das kleinste war ein lustiger Kerl von acht Monaten, fett wie ein Ferkel und steinhart vor Gesundheit, dazu eine urechte Indianerphysiognomie: splitternackt von oben bis unten. Als ich ihn anfaßte, war er nicht im geringsten bange, und wie hoch ich ihn auch springen ließ, er kreischte vor Jubel hellauf. Ich konnte den kleinen Kerl gar nicht wieder loswerden.

Wirklich furchtbar einsam ist die Gegend dort, ja die ganze Natur. Längs einer Niederung — Restinga — ritt ich, in welcher man leicht mit dem Pferd stecken bleiben kann.

Einige Rebhühner flogen auf, ein Reh flüchtete sich aus unserm Bereich; auf freierm, trockenem Felde stießen wir auf einen Trupp Pferde, welche bei unserm Anblick zitternd und schnaubend auseinander stoben, gerade als ob sie nie in ihrem Leben einen Europäer gesehen hätten.

Dann kam wieder ein Rancho mit zwei Indianerinnen. Ich fragte die beiden jungen kräftigen Dirnen um den Weg; sie aber kannten nur die nächste Waldecke. Dicht dabei war noch ein Rancho. Eine kleine Indianerin daselbst war ebenso dumm wie die beiden Nachbarinnen. Da kam denn ein alter Guarani zum Vorschein, ein wundervoller Kerl. Er hatte nur ein sehr kurzes Beinkleid an; fast schneeweiß war sein Haar, und dunkelbraun Gesicht und Leib. Der zeigte mir einen dicken Rauch, etwa drei Leguas fern, und mit seinem zungenklatschenden „Lá" bedeutete er mir, daß dort der Weg nach Sta.-Borja ginge.

Wir trabten drei Leguas auf den Rauch los. Bei Sonnenuntergang passirten wir den klaren Fluß Manoa und sein kühles Waldrevier, ohne ein Haus zu treffen. Dann ward es dunkel. Anfangs leuchteten die ringsher brennenden Campos uns auf unserm Weg; dann aber trafen wir nur verkohlten Boden; Himmel und Erde waren nicht mehr zu unterscheiden. Doch war ersterer klar und mit Sternen besäet; es schien aber, als ob die schwarze Erde alles Licht verschluckte.

Ich mußte mich nach den Capschen Wolken richten, um in zweckmäßiger Linie weiter zu kommen und einen Ort zu erreichen, wo die Pferde wenigstens etwas zu fressen finden möchten.

Und das gelang auch. Rechts von uns schien sich über dem Kamm des verkohlten Cuchillo ein Wald zu erheben. Wir ritten hin und fanden alles, was nöthig war: etwas noch frisches Gras für die Gäule und eine Lagerstätte am

Waldrande für uns selbst. Ohne Bedenken ward abgesattelt. Ich hatte mich selten so müde gefühlt, wie in jener Abendstunde.

Ich kann mir denken, wie hier mancher meiner Leser glaubt, daß man allerdings, wenn man in Rio-Grandes fernem Westen reist, mit sehr Wenigem alles Nöthige erreicht hat am späten Abend. Ja, allerdings, mit sehr Wenigem alles Nöthige. Wir hatten den ganzen Tag nicht zu essen gefunden, als nur etwas Käse und Milch. Wenn man nun am Abend spät vom müden Gaul steigt, und kein Frühstück, kein Mittagsessen genossen hat: so verlangt man auch kein Abendessen, kein Bett, nicht einmal einen Schluck Wasser, sondern eben nur ein Eckchen am Wald, um sich gar behaglich auf das sibarytische Leder des rio-grandenser Sattels auszustrecken. Auf so bescheidenem Lager hat man keine Furcht von einem Landstreicher oder Bugre gemordet zu werden. Es kommt keine Unze, kein Puma, keine Giboia; alles ist Stille, Friede, Ruhe. Und der Südhimmel scheint in solcher Nacht in vollster Klarheit hernieder; heller auf strahlt das Südkreuz und des Centauren glänzende Figur, und langsam schwimmt das sternenreiche Bild der Argo gen Westen-hin durch das Himmelsmeer, dessen Meerleuchten noch schöner ist als das der irdischen Oceane.

Häufige Sternschnuppen schossen durch den Weltraum und belebten die Ruhe der Nacht. Ich war mit dem Gesicht nach Westen eingeschlafen, als ich plötzlich erwachte. Tief im Westen schien ein Stern sich zu bewegen, viel heller als die Venus in ihrer glänzendsten Phase. Der Halbmond war eben im Osten aufgegangen, und dennoch trug das Meteor mit seinem blendenden Glanze zur Erhellung der Nacht mit bei. Denn so wie das schöne, weißstrahlende Phänomen verlöschte, erschienen Wald und Cuchillos in falberm Lichte.

Ganz früh am 7. April sattelte der Spahi die Thiere,

und wir ritten unverdrossen auf die Höhe des nächsten Cuchillo. Vor uns lag eine kleine, aber sorglich gehaltene Estancia. Zahlreiche Heerden waren in der Nähe versammelt. Unmittelbar am Hause trafen wir eine eingepferchte Schafheerde, in welcher einige vierhörnige Böcke von gewaltigem und starkem Ansehn umhergingen.

Vor der Thür des Hauses stand, wohlgefällig seine Mate schlürfend, ein alter, stattlicher Mann, der uns freundlich empfing, zumal als er unser Campiren am Walde vernommen hatte. Senhor Manoel Portuguez nannte er sich, Portuguez zum Unterschied von allen indianischen und gemischten Manoels, die etwa in dieser Gegend sein möchten. Eine alte Indianerin aus Paraguay war seine Haushälterin, die mit schrecklicher Eloquenz ihr Spanisch herrasselte.

Natürlich nahm ich Mate mit Herrn Manoel Portuguez. Er bezeichnete mir den Weg, freilich nach sehr großen Distanzen: denn dort ist alles weit, einsam, entlegen; kaum ein höherer Cuchillo, kaum ein Baum auf weitgesehener Stelle, kaum ein Rancho dient als Punkt der Orientirung.

Im prächtigsten Herbstmorgen trabten wir den Hügel hinab und waren bald wieder in tiefster Einsamkeit. Aus dem nächsten Bruch sprangen sechs Strauße auf und trabten roßartig davon, Söhne und Symbole der menschenleeren Verödung.

Am Passo vom Urucutahy, einem kleinen Nebenflusse des Uruguay, zu welchem wir nach einem Ritt von einigen Stunden kamen, suchten wir einige Zeit nach der Furt. Man muß da recht vorsichtig sein. An den Stellen ihrer Durchfahrten sind diese Flüßchen meistens ganz flach und rennen brausend über den festen Boden hin. An manchen Stellen, zumal den stillen, sind sie aber so morastig, daß Roß und Reiter im Schlamm stecken bleiben, und letzterer noch Gott danken muß, wenn ersteres allein erstickt. Zu seiner Warnung

findet der Reisende gar häufig im Schlamm solcher kleinen Flüsse Pferdeskelette schneeweiß gebleicht liegen.

Neben den Todten aber sehen die Lebendigen nur desto besser aus. Am Passo vom Urucutahy trieb sich eine Heerde von Pferden umher. Hengste, Stuten und Fohlen jagten sich in wilder Lust. Bald brachen sie in das Gebüsch des Flusses hinein, bald schossen sie wieder daraus hervor und stampften dröhnend über den Grund dahin, oder sie bissen und schlugen sich spielend. Unser Kommen machte plötzlich die ganze Heerde stutzen. Langsam versammelten sie sich und trabten in dicht gedrängter Schar den nahen Hügel hinauf, von welchem herab sie unsern Uebergang über den Urucutahy genau beobachteten, dicht aneinander gedrängt und vollkommen reglos. Die schönste Cavalerieevolution hätte nicht besser vollführt werden können.

Mitten in der tiefen Einsamkeit dieses Camposlebens trafen wir zwei hübsche Estancias, deren Häuser im Dunkel des herumstehenden Orangenhains kaum zu finden waren.

Vor der Thür der zweiten Estancia stand eine wohlgekleidete Indianerin, die mich, als ich nach dem Wege fragte, abzusteigen bat und mich ins Haus nöthigte. Diese Gastlichkeit auf den weiten Campos von Rio-Grande ist wirklich antik classisch. Während unsere Pferde von einem kleinen Indianer besorgt wurden, deckte ein Neger den Tisch und brachte uns Essen, sodaß ich schon eine kleine Rast machen mußte: um so mehr, da mein Besuch, der eines ganz unbekannten Europäers, der guten Hausfrau auch bemerkenswerth genug erschien.

Es ist aber seltsam, wie die Leute bei ihrem einfachen, sorglosen Landleben ihre Gesundheit conserviren. Ein ziemlich erwachsenes Mädchen, mit ungemein hübschem indianischen Gesicht, kam ins Zimmer. Es war die Enkelin der Frau, und doch hätte ich diese Großmutter für 34—36 Jahre hal-

ten mögen. Sie hatte bei ihren 50 Jahren im glänzend schwarzen Haar keine Spur eines weißen. Gerade kam ihre Schwiegertochter geritten, wie ein Mann zu Pferde sitzend, eine sehr helle junge Guarani von üppigen Formen. Sowie sie angekommen war, machte sie es sich bequem und erschien, obwol sie sonst europäisch gekleidet war, mit nackten Füßen, die sie übereinander geschlagen nachlässig ausstreckte, vielleicht nicht gänzlich aus natürlicher Naivität, denn bei der sonst ziemlich vollgebauten Person waren die Füße, Knöchelbildung und die untere Hälfte der Waden wirklich Modelle von Ebenmaß. Freund Burmeister hätte unbedingt hier das Ideal der Menschheit gesehen, obgleich dieses Ideal über Matetrinken, Ausspucken und befangenes Lächeln nicht hinausging.

Nun baten sie mich noch einen kranken Capatoz zu besuchen. Ich ging hin ins Nebenhaus und fand einen sehr gut aussehenden Deutschen mit einem kranken Fuß. Der geplagte Philoktet war überrascht, einen Arzt hereintreten zu sehen, aber noch überraschter, daß dieser ihm gleich sein germanisches Element in den Augen absah und selbst ein Deutscher war. Trotz der ungeheuern Einsamkeit war der Mann dennoch sehr zufrieden mit seiner Lage. Er bekam einen spanischen Thaler für den Tag und die ganze Station frei. Seine gelben Gebieterinnen schienen ihn sehr gern zu haben und er kann vielleicht noch einmal eine Stellung dort gewinnen und zur Guarani-Aufklärung viel beitragen.

Ich schied von den guten Leuten und ritt den langsam ansteigenden Pfad weiter, der mich zu einem Kirchhof und ebendaselbst in die „große Straße“ von Santa-Borja führen sollte.

Ein Kirchhof in Gegenden, wo keine Menschen wohnen! Fast bei jeder einsam gelegenen Estancia von einiger Ausdehnung ist in einiger Entfernung vom Hause auch ein Kirchhof. Der Kirchhof der Frequezia ist meistens so weit, daß

der Todtentransport sehr schwer ist. Da legt man denn in der Nähe der Estancia einen Cimeterio an, einfach, wie die ganze Cuchillosgegend. Aus einfachen Pfählen ist ein kleiner, viereckiger Platz gebildet, oft nur drei bis vier Gräber fassend. Einige Kreuze ohne Inschrift bezeichnen die Zahl der Todten. Oft breitet ein Riesenfeigenbaum seine Aeste aus über den kleinen, stillen Raum.

Auf der großen Straße trabten wir nun stark westlich und kamen dem Uruguay allerdings näher; aber das ganze Land hebt sich so eigenthümlich, daß man von der Wölbung eines jeden Camposhügels, der den nahen Horizont bildete, immer wieder nach einem andern hinüberblickt. So bekam ich nirgends eine Fernsicht und entdeckte nirgends den Spiegel des Uruguay. Vielmehr dauerte die Einöde der Camposgegend monoton fort; wir jagten eine Menge Rebhühner und sechs Strauße aus ihren Grasschlupfwinkeln auf.

Endlich hatten wir doch die volle Höhe des Bodens gegen den Uruguay hin erreicht, waren aber noch zwei Meilen vom Fluß entfernt. Zwischen den fruchtbaren Wiesen und Waldungen der Tiefe sieht man einzelne nebelartige Wasserpartien durchschimmern, doch erkennt man den eigentlichen Strom keineswegs genau.

Die ganze Gegend heißt der Campo de S.-Mattheos. Am fernen Uruguay selbst liegt hier ein kleiner Vorposten, die Guarda von S.-Marcos, gegenüber der hochliegenden Missionsruine von S.-Thomé.

Bei einem Brasilianer von europäischer Erziehung machte ich einen kleinen Halt und verplauderte fast eine Stunde mit dem kräftigen, naturfrischen Manne. Auch hier hatte ich wieder ein Beispiel von großer Longävität und Fruchtbarkeit einzelner Familien in diesen einfachen Gegenden: die Großmutter der Hausfrau lebte noch; sie war über 100 Jahre alt, hatte neun Töchter und fünf Söhne, alle noch am Leben,

alle verheirathet; ja einige ihrer Enkelinnen sind schon wieder Großmütter, und die alte Frau hat eine Nachkommenschaft von 150 Personen.

Bis zum Passo vom Camacoam (auch Icabacuam, Cabacuam genannt) hatte ich von dort noch zwei kleine Meilen. Bei der Leichtigkeit der Orientirung und der guten, wirklichen Straße hatten wir den Fluß bald erreicht.

Der Camacoam (nicht zu verwechseln mit dem in die Lagoa dos Patos sich ergießenden Fluß gleichen Namens) hat ziemlich gleichen Ursprung, gleiche Länge und gleiche Wassermasse wie der Piratinim; vielleicht ist er etwas kleiner. Am Passo rauscht nach aufwärts eine kleine Cachoeira; eine eigentliche Strömung war nicht zu entdecken.

Ein eigenthümlich stilles und düsteres Bild bot der kleine Fluß, der hier etwa 80 Fuß breit sein mochte. Mitten aus seinem Bett ragen schwarze Basaltmassen heraus, welche sich fast ununterbrochen ans jenseitige Ufer anlehnen. Dort liegen ganz gleiche Basaltmassen; alles sieht schwarz aus; selbst das Wasser, was über diesen schwarzen Basaltgrund hinläuft, scheint schwarz zu sein. Der vollendete Ausdruck eines verloschenen und abgekühlten Vulkanismus liegt um den Passo.

Da schweigt denn auch vorläufig noch ein reges Culturleben am Fluß. Auf den pechfarbenen Felsen wuschen einige Indianerinnen und Negerinnen ihre Wäsche; die entblößten Oberkörper der farbigen Frauen sahen gut aus auf den vulkanischen Steinmassen. Nach einem Fährcanot schrie ich lange vergebens. Die Frauen meinten, wir könnten durchreiten, das Wasser käme aber bis an den Sattel. Endlich kam denn ein neunjähriger Indianer in einem kleinen Canot, um uns zu holen. Der stämmige Junge sah köstlich aus unter seinem großen Filzhut, in welchen er all seinen Stolz gesetzt zu haben schien, und führte sein kleines Fahrzeug mit großer Ruhe und Geschicklichkeit hin und her. Zuletzt bestieg er noch das

eine Pferd und ritt so mit großer Dreistigkeit durch den Fluß voran. Der kleine Mann war wirklich köstlich in seinem Ernst und seinem Fährmannsphlegma!

Damit aber neigte sich der Tag zu Ende. So gern wäre ich noch nach Sta.-Borja geritten, dessen Hügelzug wir, als wir aus der Furth des Camacoam herauskamen, uns zeigen ließen. Doch hatte ich noch genug vom Ritt des letzten Abends. Gleich hinter dem Fluß wohnte ein Mann aus der Provinz Minas-Geraes, ein Mensch von ordentlicher Erziehung, der uns gern und mit mehr als Freundlichkeit aufnahm und uns Abendessen und Nachtquartier anwies, so gut man das am Passo des Camacoam nur erwarten oder fürchten konnte.

Ganz besonders früh, aber auch ganz besonders frisch und fröhlich brachen wir am 8. April vom Camacoam auf. In wenigen Stunden konnten wir Sta.-Borja erreichen, mit ihm eine kleine Stadt, die mir einige Ruhetage bringen sollte, oder vielmehr Tage mehrfacher Anregung, denn die letzten Tage waren wirklich abspannend öde und einsam gewesen.

Um 9 Uhr lag denn wirklich Sta.-Borja, die südlichste der rio-grandenser Missionen, und die einzige, an welche sich eine Bedeutung der Neuzeit anknüpft, auf der Höhe eines lang ausgedehnten Cuchillo vor uns da. Wir kamen an einem Feldlager der dort stationirten Nationalgarde vorbei und rückten dann in die Villa ein.

Die kleine Stadt hat zwar regelmäßige Straßen, sieht aber dennoch recht einsam und öde aus. Besonders erlangt sie dadurch den Eindruck einer gewissen Verödung und Vereinsamung, daß man noch an vielen Stellen, ja fast überall die Reste der alten Jesuitenburg durchschauen sieht. Einzelne Mauerstücke dienen als Einfassungen von Gärten und Höhen. Von andern alten Steinwällen hat man die besten Stücke zu neuen Gebäuden zusammengesetzt, ohne sie zu überkleiden.

Da nun in Sta.-Borja viele vulkanische Massen zum Bau der alten Mission gedient haben, die man vielleicht vom nahen Camacoam holte, so bekommen solche alte Baureste und die neuen aus ihnen zusammengesetzten Gebäude ein grau-schwarzes, trübes Ansehen.

Mitten auf einem großen Platze steht noch der Rest der alten Kirche, von der man einen Theil neu überwölbt hat zu einem neuen Gotteshaus. Aber auch dieses neue Gebäude scheint nicht fertig werden zu sollen: es sieht schon wieder wie eine Ruine aus, ist überall offen und abgefallen, und wird, wenn nicht nächstens mit rüstigen Kräften daran gebaut wird, bald ganz zusammenfallen.

Ich hatte vom Herrn Provinzialpräsidenten einen Brief an Jean Pierre Gay, Vicar von Sta.-Borja, einen gebornen Franzosen, der unbedingt die bekannteste Persönlichkeit der ganzen Gegend ist. Auf das allerfreundlichste ward ich von ihm aufgenommen und einquartiert, und ich beschloß, für einige Tage von seiner großen Güte Gebrauch zu machen.

Sta.-Borja am Uruguay! Gar manches ging durch meine Seele hier an den letzten Enden der civilisirten Menschheit, gar manches! Vor allen aber waren es zwei Persönlichkeiten, die sich ganz auf den Vordergrund meiner Empfindungen drängten, beide hochgeachtet in der Wissenschaft: die eine mir einst persönlich befreundet und lieb und schon seit einigen Jahren verstorben, die andere eine noch in hohem Greisenalter lebende!

Ich saß am Abend in meinem Stübchen und schrieb, als Herr Gay zu mir ins Zimmer trat und mir in einem Taschenbuch einen mit Bleifeder geschriebenen Namen vorlegte, mit der Frage, ob ich den Mann vielleicht kennte. Der Name aber hieß Virgil von Helmreichen.

Als der edle österreichische Geolog und Naturforscher V. von Helmreichen nach seiner Reise und einem höchst mühevollen

Aufenthalt in Paraguay wieder den brasilianischen Boden betrat und gleich hier am Rand des Uruguay Hochachtung und Wohlwollen fand, wohnte er mehrere Tage bei meinem Gastfreund, dem Vicar Gay, im selben Zimmer, wo ich nach ihm gefragt ward und wo ich ebenfalls für mehrere Tage mein Quartier aufgeschlagen hatte. Von Sta.-Borja kam er dann später nach Rio-de-Janeiro zurück, höchst angegriffen und gealtert. Nicht lange darauf starb er an Entkräftung nach überstandenen Blattern. Seinen Namen hatte er selbst in Herrn Gay's Brieftasche hineingeschrieben zum Andenken an seinen Aufenthalt dort im Hause.

Die andere Persönlichkeit, durch welche Sta.-Borja und das Haus des Vicar Gay classisch geworden ist, ist nun Aimé Bonpland, der unverwüstliche Botaniker und gefeierte Reisegefährte unsers berühmten Alexander von Humboldt. Als er nach langer Haft in Paraguay etwa im Jahr 1823 nach Brasilien zurückkehren durfte, wohnte er acht bis neun Jahre am Uruguay südlich von der Mündung des Piratinim, nicht weit vom Passo de Sta.-Lucas. Dann zog er nach Sta.-Borja, wo er sich einen Garten anlegte und denselben bis 1853 eifrig bebaute. Von dort ging er nach Corrientes hinüber, sechs bis acht Leguas von Uruguayana entfernt, wo er eine Estancia, Santa-Anna genannt, besitzt, die ihm die Corrientinische Republik geschenkt hat. Noch vor einigen Monaten hatte Herr Gay Briefe von ihm. Bald indeß kam die Nachricht, daß der alte Mann bedeutend krank wäre. Als nun der Vicar an ihn schrieb, um von seinem Zustand zu erfahren, kam keine Antwort, und bei meinem Aufenthalt in Sta.-Borja war man ungewiß, ob Aimé Bonpland noch am Leben wäre. Ich nahm mir damals fest vor seine Estancia am Uruguay aufzusuchen, um vom Reisegefährten meines edeln Gönners von Humboldt die genauesten Nachrichten nach Europa melden zu können.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Sta.-Borja hatte sich der alte Decan unter den Botanikern daguerreotypiren lassen. Herr Gay zeigte mir eins dieser Daguerreotypen. Wie gern hätte ich es gehabt! Ein liebes, gutes Gesicht war es mit tiefen Runzeln, ruhig, einfach, bescheiden aussehend. Im Knopfloch war ein rothes Bändchen der Ehrenlegion.

Wir gingen nach seinem ehemaligen Landhause und Garten. Das Haus hatte noch sein Strohdach, noch seine einfachen, mittels Bambusstäben zusammenhaltenden Lehmwände. Das Wohnzimmer war noch unzerstört, gerade 144 Quadratfuß groß. An der einen Wand hatte Bonpland seine Apotheke gehabt, denn er practisirte in Sta.-Borja als Arzt auf die uneigennützigste Weise. Seine Schlafkammer war daneben gewesen, sowie Küche, Laboratorium u. s. w. Alles letztere indeß ist eingefallen. Seine einfachen, gedrechselten Holzstühle, schwarzgrün angemalt mit gelben Streifen, standen noch beim Vicar Gay in dessen Wohnung. Ich hatte selbst drei davon in meinem Zimmer.

Ebenso wüste und leer wie die Wohnung des berühmten Botanikers, lag auch sein Garten. Schöne Orangenstämme, Pfirsichbäume, einige Rosenbüsche u. s. w. ragten noch aus dem Unkraut hervor; die ordnende Hand des kundigen Gärtners war noch überall zu erkennen: und doch sah das Ganze wie ein einsamer Kirchhof ohne einen Grabstein aus, auf dem die Pflanzen selbst stille Trauer trugen. Quis desiderio sit pudor aut modus tam cari capitis!

In der Wohnung war nichts mehr, nicht einmal die Thür, sondern nur deren Oeffnung, sodaß ich mich vergebens nach einem Andenken für mich umsah. Da entdeckte ich unmittelbar neben der Thür ein Trinkhorn am Boden liegen, so einfach zurechtgestutzt, wie die Indianer und andere Landbewohner es gebrauchen zum Wasserschöpfen und Aufbewahren der Milch: gerade solch classisches Trinkhorn, wie ich aus

ihm schon so manchmal Milch getrunken hatte. Das war das einzige Geschirr, was der Alte, als er davon zog, am Boden hatte liegen lassen. Ich hob es auf und nahm es mit dem besten Gewissen mit mir, eine liebe, werthe Reliquie vom Haushalt Bonpland's aus Sta.-Borja am Uruguay.

Außer diesen Rückerinnerungen bot Sta.-Borja scheinbar nichts Merkwürdiges dar, und doch war alles merkwürdig, alles classisch dort.

Sta.-Borja liegt nicht unmittelbar am Uruguay, sondern eine starke halbe geographische Meile davon entfernt. Ja, der sogenannte Passo von Sta.-Borja über den Uruguay ist gewiß eine Legua von der Villa abliegend. Vielmehr erstreckt sich Sta.-Borja auf einer langen, breiten, ziemlich hervortretenden Höhe hin, die zuletzt gegen den Uruguay ausläuft. Dadurch wird seine Lage allerdings eine gesunde genannt werden können, ist aber zu gleicher Zeit eine öde, einsame, verdorrte. Freilich war ich zur Zeit der größten Dürre dort. Alle Brunnen waren leer, alle Lachen und kleinern Viehtränken ausgetrocknet, alles Trinkwasser war aschgrau. Fast stand die ganze Villa im Begriff nach dem Flusse auszuwandern, um sich wenigstens satt trinken zu können. Einige Häuser und Familien ließen sich bereits Wasser vom Flusse kommen und sämmtliche Wäsche der Stadt mußte zum Passo hinuntergefahren werden. Eine gelbe, unermeßliche Cuchillogegend, deren Anblick allein schon Durst erregt, ist das Charakterbild, in dessen Centrum Sta.-Borja liegt. Wirklich höchst unschön ist die nächste Umgegend dieser ehemaligen Jesuitenmission.

Man meint, daß die Jesuiten deswegen ihre Anlage so weit vom Fluß entfernten, um sie vor Fiebern und Ueberschwemmungen zu schützen; davon mag vieles richtig sein, unbedingt war aber auch die Absicht der Väter, ihre schönen weltlichen Besitzthümer etwas zurückgelegener von aller Berührung nach außen zu halten, um sie keinem Neide, keinem

Eroberungsgelüste, ja überhaupt keinem Außeneinfluß auszusetzen, dessen genaue Fiscalisation in der Nähe eines Stroms unmöglich gewesen wäre.

Unten am Fluß besaß Mr. Gay ein hübsches Grundstück. Dies gab uns Gelegenheit gleich am nächsten Morgen meines Aufenthalts in Sta.-Borja einen Morgenritt dorthin zu machen.

Kaum hat man die einzelnen dichtbelaubten Orangengärten, deren dicke Stämme großentheils noch von den Jesuiten herstammen, hinter sich, so kommt man hinaus auf den langsam abfallenden Hang der Feldfläche, deren Gras unter dem anhaltenden Regenmangel ganz verwelkt ist. Erst weiter abwärts zeigt sich wieder etwas frischeres Grün, wo die Pferde und Kühe des Vicars weideten.

Sein Gebiet ist eine halbe Quadratlegua groß und erstreckt sich längs des Flusses. Dazu besitzt er eine schön bewaldete Insel im Flusse selbst, die fast eine Legua lang ist bei geringerer Breite. Doch wird sie zu Zeiten des höchsten Wasserstandes vollkommen überflutet, ein Uebelstand, der auch einen Theil des Gebiets auf dem Festland betrifft. Eigenthümlich ist es, daß, während das Festland brasilianisch ist, die Insel zur Republik Corrientes gehört.

Prachtvoll fließt der Hauptarm des Uruguay zwischen Insel und Festland hindurch in einer Breite von 800—1000 Fuß. Die nächsten Ufer sind Gebüsch und Wald. Dazu ist der Rand des Stroms entweder grauschwarze Erde, oder große, graue, mit einer ganz dünnen schwarzen Glasur überzogene Felsmasse, sodaß der ganze Strom ein dunkles, finsteres Colorit an sich trägt.

Es herrscht völlige Todtenstille auf ihm. Eine so bedeutende Handelsentwickelung, daß sie mittels Flußschiffahrt gleich in die Augen fiele, hat sich bis nach Sta.-Borja hinauf noch nicht herausstellen wollen, obwol sie im kleinen vorkommt.

Aber man bemerkt sie nicht auffallend. Und so kam mir der zwischen dunkeln Laubwaldungen und schwarzem Ufergestein geräuschlos dahingleitende Uruguay das erste mal, als ich an seinen nächsten Rand trat, recht wie ein Todtenfluß vor. Kein Haus entdeckte ich an seinen nächsten Ufern, kein Thierleben an seinem Strande. Kein Fisch sprang aus der Tiefe auf, kein Vogel flog über das averner Wasser im Westen von Rio-Grande.

Diese Todtenstille in der Natur ist nun auch auf das Menschenleben übergegangen. Während die Anwohner jener Gegenden der besten Gesundheit genießen, hält eine ewige Faullenzerei sie von aller Arbeit, allem Ackerbau ab, und es ist wirklich schmachvoll, hier Gegenden unbearbeitet liegen zu sehen, die manchen Fürstenthümern an Größe gleichkommen möchten.

Welche Menge von Entschuldigungen hört man nicht, mit denen die guten Leute sich unbewußt selbst anklagen! „Das Land bringt alles hervor, es ist aber niemand, der es anbaut; es fehlen uns die Arme“, das ist das ewige Einerlei, womit sich die Faulheit am Uruguay entschuldigt. Selbst anbauen, mit eigenem Arm pflügen, säen, ernten — daran denkt niemand. Ja man entbehrt lieber alles und begnügt sich mit Fleisch, Milch und Käse.

Von enormen Preisen sind wirklich alle vegetabilischen Nahrungsmittel am Uruguay, und den armen Leuten bleibt nichts weiter, als zwei bis drei mal am Tage Fleisch zu essen. Die Viehzucht macht sich ziemlich von selbst, wenigstens gibt man sich nicht die geringste Mühe zur Verbesserung des Weidewuchses und der Viehrasse. Und so haben wir in Sta.-Borja das umgekehrte Verhältniß von Deutschland. In Deutschland bedauert man den armen Mann, daß er in der ganzen Woche kein Fleisch zu sehen bekommt, sondern von Bohnen und Kartoffeln leben muß. In den Missionen sieht man mit Mitleid

auf die arme Familie, die die ganze Woche Fleisch ißt und keine Bohnen kaufen kann. Im Norden drängt sich der ackerbautreibende Mensch in numerischem Uebergewicht auf den Vordergrund, im Südwesten das Rind und das Pferd statt des Menschen.

Solchen Uebelständen, die wirklich außerordentlich drückend sind, kann nur durch eine massenhafte Einführung von Menschen abgeholfen werden. Mindestens die Hälfte der ungeheuern Triften am Uruguay muß vom Pfluge umgeworfen und von ackerbautreibenden Händen bepflanzt werden. Das ist in unserm Jahrhundert die Aufgabe der anglosachsonischen, der nordgermanischen Rasse: wie wir beim Rückblick auf das im Durchwandern der Provinz Erlebte auch diese höchst wichtige Lebensaufgabe untersuchen werden.

Je mehr nun aber diese dichtgedrängte, massenhafte Bevölkerung im Westen von Rio-Grande noch fehlt, desto auffallender erscheint dem Reisenden die am Uruguay sich befindende sehr dünne: desto schärfer treten die verschiedenen Elemente derselben hervor.

Das Schicksal wollte es, daß ich gerade im Hause des Herrn Gay und besonders an dessen Tische eine förmliche Musterkarte von verschiedenen Nationalitäten erlebte. Ich erwähnte schon früher, daß Herr Gay eine der bekanntesten Persönlichkeiten am ganzen obern Uruguay ist, sowie sein Haus der Sammelplatz von allem, was es an kommendem und gehendem Menschenvolk nur immer geben kann. So waren denn beim Mittagstisch außer ihm selbst ein Mann aus Montevideo, einer aus Entrerios, eine indianische Frau aus Corrientes, eine Missionaria (d. h. Indianerin aus den Missionen), und zuletzt noch eine junge Frau von rein spanischer Abkunft, in Paraguay geboren, von wo sie sich hatte flüchten müssen. Dazu kam ich noch mit meinem Spahi, dem auch bereits drei Welttheile das Haar grau gefärbt hatten.

So ward von so wenigen Personen Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Guarani gesprochen, letztere Sprache zwischen der jungen Frau und der corrientinischen Indianerin, um mich die Sprache hören zu lassen.

Daß es eine eigene Guaranisprache gibt, ist gewiß nicht allen Lesern von Reisebeschreibungen in Südamerika bekannt. So weit ausgedehnt war diese Sprache und ist sie zum Theil noch, daß die Spanier sich ernhaft dieses Idioms befleißigten und in Madrid ausführliche Lehrbücher des Guarani drucken ließen. Unter anderm erschienen eine Grammatik und ein vollständiges guarani-spanisches Lexikon im Jahr 1639, dazu Gebetbücher u. s. w., wie z. B. Donna Carolina, die Frau aus Paraguay ein Buch besaß: „Ueber den Gebrauch des Tages" im vollständigsten Guaranitext.

Die Guaranisprache wird noch an den Ufern des Uruguay, Parana und Paraguay weithin von den Leuten geredet. Doch sinkt sie, je mehr die Anwohner jener Flüsse sich an die von Europa ihnen gebrachte Cultur anlehnen, desto mehr zusammen und wird vielleicht nach 60—100 Jahren nur noch in einigen Vocabularien, Grammatiken und Meßbüchern zu finden sein. Sie ist biegsam und zu allem Verkehr durchaus hinreichend; ja es gibt sogar eine Menge Poesien im Guarani, von denen mir manche freundlich genug hergesagt wurden, ohne daß ich eine einzige Silbe davon verstand. Barbarus hic ego sum troß meines Doctordiploms.

Doch möchten alle diejenigen, die viel gelehrter sind als ich, sich zum selben Geständniß bewogen fühlen. Aus dem Lexikon: „Tesoro de la Lengua Guarani, compuesto por el padre Antonio Ruiz, de la compañia de Jesus. Dedicado a la Soberana Virgem Maria, comebida sin Mancha de pecado original. En Madrid por Juan Sanchez" (vom Jahr 1639), welches nach einer Anzahl vorgedruckter geistlicher Licenzen mit einem Briefe an die Heilige Jungfrau folgender-

maßen beginnt: Nulli alteri, quam tibi, Augustissima Coeli Regina, laborem hunc consecrare aut licuit aut decuit, entnehme ich nur einige Wörter.

Abá, Mensch, Person. Abo aybi, schlechter Mensch. Abá été, tapferer Mensch. Abati, Mais. Abati poti, Maisblüte. Acang, acanga, Kopf. Acanga pichai, Krauskopf. Ayá, Hals, Nacken. Che ayá, mein Hals. Ambotá, Schnurrbart. Caguiyi, Maisbrei, offenbar das portugiesische Canjica. Catupiri, schön, gut. Cuña, Weib (cunhada portugiesisch Schwiegerin). Itá, Stein, ein Wort, was in tausend geographischen Bezeichnungen vorkommt. Oca, Haus. Tupá, Gott, ein Doppelwort: Tú, Ausruf des Verwunderns, und pá, Frage der Verwunderung, Gott also als etwas unbegreiflich Großes bezeichnend u. s. w.

Wer nun aber das ganze Lexikon und die ganze Grammatik vom Jahr 1639 auswendig kann, kann darum noch nicht Guarani sprechen. Beim Studiren beider wird er eine Menge Zeichen, Halbringe und Punctationen in seinem Buche gefunden haben, und die bilden das eigentliche Geheimniß des Guarani. Es kommen in der Sprache Nasentöne, Kehllaute, Gaumenschalle und Zungenschnellungen vor, daß man wirklich staunen muß. Die Sprache wird gesungen, geschnalzt, gepfiffen, gewimmert, gehustet, geräuspert, gerülpst, gewürgt, gebrochen und vor allen Dingen mit einem Fratzenschneiden begleitet, was schon allein ein Studium und eine Grammatik verlangt. Als ich einmal bei Tische Donna Carolina um die Aussprache eines Wortes fragte, fiel mir unwillkürlich die Fabel von der Minerva und der Flöte ein.

Fast möchte ich eine gewisse chinesische Schwierigkeit im Guarani entdecken, und demnach nicht allein im Körperbau, sondern selbst bis in die geistigen Bewegungen hinein eine Aehnlichkeit der Guaranis mit jenen Indianern des Ostens, wie ich die Chinesen gern nenne, entdecken, wodurch eine Be-

zeichnung der brasilianischen Indianer als Chinesen des Westens oder Südwestens, die ich wol einmal gebraucht habe, sich noch mehr rechtfertigen würde, als sie es auf den ersten Blick hin zu thun scheint.

Auch ist es mir von großer Bedeutung, daß man von jeher die Anwohner am Uruguay und Parana Chinesen genannt hat und fortwährend noch so nennt. Einige weitere Ideen über diese eigenthümlichen Chinesen des Westens, an deren Vergehen, als eines Volks der westlichen Abenddämmerung, gewiß nicht mehr zu zweifeln ist, möchte ich zu etwas mehr Reife gedeihen lassen, um sie dann vielleicht zu veröffentlichen. Angesichts der verschiedenen Rassen, die ich auf brasilianischem Boden sich habe umher bewegen sehen, muß ich den Indianern den Namen und die Attribute von Bauchmenschen geben, um den Negern alle somatischen und gemüthlichen Eigenschaften von Brustmenschen zuertheilen zu dürfen, über welche ich dann den Europäer und die von ihm abstammenden Generationen als Hauptmenschen stelle: eine Rollenvertheilung der Rassen, die sie auf der Bühne des Lebens ganz vortrefflich durchführen. Das ist keine bloße Ausdrucksfigur, sondern eine bedeutungsvolle Lebenswahrheit.

So wandern denn noch gar viele Indianer am Ufer des Uruguay umher, fast alle sich begnügend mit der farblosen Tracht eines nüchternen Europäismus und wenigstens der Kirchenform nach am Christenthum und dessen katholischer Weise haftend, welche ihnen in Bild, Form, Farbe, Weihrauch und Meßglöckchen den Tupá (sprich Tüpān) den großen Unbegreiflichen klar zu machen sucht. So kamen sie denn auch in Menge in der Heiligen Woche nach Sta.-Borja und sollen dort hübsch gesungen haben, eine Weise, die gewiß tief ergreifend ist und hier am Rande des Uruguay wol ebenso zu Herzen geht, wie der glänzende Gesangsgang eines berliner Domchors.

Von Negern sieht man ebenfalls gar manche in Sta.=Borja, doch nicht in der Menge, wie sie sich im Verhältniß zur weißen Population an der Ostseite Brasiliens vorfinden.

Unter den eingewanderten Fremden, die sich aus allen möglichen Nationen in Sta.=Borja befinden, freilich nur in geringer Anzahl, sind nun auch fünf oder sechs deutsche Haushaltungen, und nicht einmal so viel, denn einige von ihnen sind halb französisch, halb brasilianisch. Materiell geht es den Leuten ganz gut, aber so wie ich keinen beneide, der beständig im einsamen Sta.=Borja leben muß, ebenso wenig kann ich diese vereinzelten deutschen Leute glücklich preisen. Die meisten stammten von S.=Leopoldo her und sehnten sich nach dem Osten der Provinz zurück. Einen Schneider mit einem Handabsceß behandelte ich, der wartete nur darauf, daß er reisen könnte, um fortzugehen. Dazu ward ich von einer deutschen Witwe consultirt, deren eine Tochter an Chlorosa litt. Die Frau war ebenfalls aus S.=Leopoldo. Eines Tages war sie dort mit einem kleinen Kinde von ihrem Coloniehäuschen fort bis an den Wald gegangen. Einige Bugres sprangen rasch hervor, und einer gab ihr, als sie um Hülfe schrie, einen Stockschlag auf den Kopf, sodaß sie besinnungslos zu Boden fiel. Als sie wieder zu sich kam, waren die Wilden fort, aber ihr Kind lag mit eingeschlagenem Schädel todt neben ihr auf der Erde. Die Frau hatte drei erwachsene, wohlgesittete Töchter um sich, von denen die eine ein sehr schönes Mädchen war, und schien in leidlichen Vermögensumständen zu sein: doch hatte sie nie einen Schwiegersohn dortigen Landes gewollt, aber noch weniger einen Fremden. Die ausländischen Grenzer am Uruguay sind nun gar erst furchtbar; wir werden noch einige von ihnen am Passo des Flusses erleben.

Und dennoch gibt es Menschen, die in einer höchst eigenthümlichen Lebensphilosophie sich unendlich wohl fühlen in

Sta.-Borja. Zu diesen gehört vor allem Herr Gay selbst. Seit acht Jahren lebt er hier, hat sich sein Haus ganz gemüthlich eingerichtet, besorgt Taufen und Trauungen seiner bis 20 Meilen weit gehenden Diöcese, prakticirt als Homöopath, gibt den Leuten juristischen Rath, besorgt für viele deren Correspondenzen und betreibt mit großem Eifer so manchen Geschäftsbetrieb, zu dem ihn der Besitz eines schönen Grundstücks mit Rindern, Pferden und Schafen dringend auffordert und vielleicht selbst nöthigt.

Und solche Thätigkeit nach außen, solch materieller Geschäftsbetrieb ist dann in Sta.-Borja lucrativer als an vielen andern Orten der Erde. Die Arbeit belohnt hier hundertfach den Arbeiter, und wer mit tüchtigen Fäusten und eifriger Arbeitslust sich nach Sta.-Borja verbannen will, der wird dort nach wenigen Jahren schon bis zur Wohlhabenheit sich erheben.

Und doch warne ich jeden Menschen vor diesem Tomi von Brasilien. So wie man aus der Stadt fort ist, ist alles gleich wieder Grasebene, Grasabhang, Grasgrund, Grashöhe. Dicht an der Stadt wuchert in großer Masse die rothe Mirabilis, die Grawatha-Ananas und hohe Cactus. In den Feldern stehen alle Arten von Syngenesisten, dazu sehr hübsche Labiaten und eine schöne Scrofularine, deren Unterlippe fast wie eine Calceolarie bauchartig aufgeblasen ist und zwei Honiggruben enthält. Eine kleine gelbe Iris stand ebenfalls in der vereinsamten Fläche, einige Convolvulus und Ipomöen, dazu häufig jene prächtige Apocynee, die ich bei S.-Miguel zuerst bemerkt hatte, und eine anmuthige weiße Tradescantia in sehr kleinem Format.

Wo aber der Boden ganz kahl ist und einiges Gestein durchschimmern läßt, hat er ein ganz besonderes Interesse.

So oft man sich auch nur bückt gegen solchen Steingrund, wird man dort auch unfehlbar einige gestreifte Silicate in einer Mannichfaltigkeit und einer Zierlichkeit finden, die

wirklich bewundernswürdig ist. Bei einigen größern Steinen, die ich aufhob, ist die Streifenanordnung in einer gewissen Viertheiligkeit unverkennbar. Wenn nun in den nordischen Feuersteinen die Auffindung von Polypenformen ein höchst langsames Ausscheiden des Kieselstoffes aus der Flüssigkeit anzeigt: so kann ein etwas extravaganter Kopf sich wol die Möglichkeit denken, daß diesen viergetheilten Streifsilicaten eine Quallenform zum Grunde gelegen habe. Ich fand am Passo nach Corrientes einen Stein, den ich wirklich eine verkieselte Qualle hätte nennen mögen.

Zwei Gegenstände sind besonders bemerkenswerth am Strande des Uruguay. An vielen Stellen finden sich ganze Bänke einer feinen, gelben, leichtblättrig geschichteten Erde, Tabatinga, die mir eine vortreffliche Substanz zur Porzellanfabrikation zu sein scheint. Die andere Substanz, die sich am Strande vorfindet, ist ein eigenthümlicher schwarzer Sand, unendlich fein und von metallischem Glanze; man möchte ihn mit feingepulvertem Eisen oder Antimon vergleichen. Seine Farbe findet sich wieder im Ueberzug der von Natur grauen Gesteinsmassen, ja im Colorit des ganzen Flusses, den ich, wie schon angedeutet, einen schwarzen Fluß nennen möchte, wenn es nicht schon so viele Rio-negros gäbe.

Am Passo nach Corrientes ist der Uruguay mindestens 1000 Fuß breit und dennoch auch hier noch getheilt. Etwas nördlich davon thut man einen Blick auf den ganzen Strom, der dort eine Biegung macht und merklich einem herrlichen Süßwassersee gleicht.

Dort am Passo ist auch einiges Leben. Ein kleines Zollamt wacht am Tage und schläft bei Nacht in Grenzangelegenheiten. Die ringsum sich entwickelnde Ortschaft ist nicht ganz unbedeutend. Einige Canots und zwei bis drei mäßige Flußschiffchen liegen am Ufer, die aber bei der schönen Fläche des Stroms ganz verschwinden. Doch möchte sich wol ein-

mal hier der eigentliche Handel von Sta.-Borja herziehen und so die Missionsvilla zum zweiten mal veröden machen.

Ich lernte daselbst einen Mann kennen, der mir ein kleines Fahrzeug zu vermiethen versprach zur Fahrt nach Uruguayana, 38 Leguas den Fluß abwärts. Da Herr Gay den Mann kannte, so nahm ich, obwol man mich vor all jenen Grenzern immer nur gewarnt hatte, den Vorschlag an und setzte meine Abfahrt auf den 12. April fest. Meine Pferde sollten mir zu Lande nachgeschickt werden. Diese Flußschiffahrt interessirte mich aufs lebhafteste; sie sollte mir manche ganz neue Anschauungen bieten und ersparte mir außerdem eine große Distanz öden, einsamen Rittes durch diese ewigen Grasgegenden.

Ich kann mich aber nicht von Sta.-Borja trennen und mit ihm von den Missionen überhaupt, ohne aus dem Buche des tiefgelehrten Jozé Feliciano Fernandez Pinheiro, Visconde von S.-Leopoldo: „Annães da provincia de S.-Pedro" (Rio-Grande) Paris 1839, einiges jene Missionen Betreffende zu excerpiren, was ich in Sta.-Borja bei Herrn Gay vorfand.

Die sieben „Povos" oder Missionen, am linken Uruguayufer, größtentheils zwischen dem Piratinim und Ijuhygrande oder Juhy gelegen, waren demnach S.-Francisco de Sta.-Borja, S.-Nicoláo, S.-Luiz de Gonzaga, S.-Lourenço, S.-Miguel, S.-João Baptista und S. Anjo oder Angelo; erstere gebildet von den Charruas, die andern von den Tapes und Guaranis. Sie machten einen schönen Theil der berühmten Jesuitenbesitzungen aus, welche im Ganzen an 100 Leguas lang und wol 40 Leguas breit waren.

Die wildeste Nation unter den in jenen Gegenden wohnenden Tribus waren die Charruas. Der berühmte Seefahrer Solis verlor, als ihn die Neugier zu den Charruas trieb,

sein Leben, und der spanische Gouverneur Hernandarias de Saavedra in zwei Expeditionen gegen diese Wilden seinen militärischen Ruf.

Glücklicher waren in ihrem frommen Bekehrungsfeldzuge die Jesuiten. Marcello de Lorenzana und Francisco de S.-Martin vom Jahr 1610 an, sowie die Geistlichen Simão Mazeta und Jozé Cataldino. Doch dürfen wir bei diesen frommen Feldzügen nicht verschweigen, daß, als die Einwohner von S.-Paolo die Indianer wie wilde Thiere einfingen und 15000 Mann von ihnen öffentlich versteigerten, die Jesuiten an solchen frommen Fängen theilnahmen.

Das sich unbemerkt heranbildende Jesuitenreich umfaßte im Jahr 1631 schon 20 Ortschaften, hundert Jahr darauf 32 Missionen mit mehr denn 100000 Seelen. Kein bürgerliches Recht galt in diesem eigenthümlichen theokratischen Reiche, das Kirchenrecht der Jesuiten allein war maßgebend. Kein einzelner hatte Eigenthum; alles gehörte allen, d. h. den Heiligen Vätern.

Auf allerlei Schleichwegen suchten die Jesuiten ihre Macht zu steigern. Besonders suchten sie ausländische Geistliche anzustellen, die keine Ehrfurcht vor Spanien und Portugal hatten und weiter keine Rücksicht gegen jene Kronen zu nehmen brauchten. Wie ein Fürst gab der Jesuitengeneral Gesetze und ließ sich förmlich von den Provinzen huldigen; ja auf einer Landkarte des Jesuitenreichs ward der damalige General Francisco Retz als XV. bezeichnet in der Reihenfolge dieser Kirchenfürsten.

Auf ihren weiten Gütern zogen sie große Viehheerden; ja von einer einzigen Estancia verkauften sie im Jahr 1500 Maulthiere. Dazu ward Baumwolle, Taback und Zucker producirt. Am meisten aber brachten sie Mate auf die Märkte. Ihr Export stieg nach S.-Fé und Corrientes hin auf 30—40000 Arroben jährlich, sodaß Privatleute mit ihnen gar nicht concurriren konnten, und weltlicher Machtspruch den geistlichen

Handel etwas dämpfen mußte. Ein königlicher Alvará vom Jahr 1679 gebot den Jesuiten, jährlich nicht mehr als 12000 Arroben Mate zu verkaufen.

So wuchs ihr Ansehen, ihr Reichthum immermehr: immermehr aber auch ihre Anmaßung. Durch ein Decret von Madrid vom 20. September 1649 ward ihnen das Recht gegeben, ein Kriegsheer zu halten, und der Padre visitator Andre de Rada gab förmliche Militärgesetze für ein wohlgeordnetes Heer. Man goß seine eigenen Geschütze, hatte eigene Pulverfabriken, eigene Waffenschmieden, und es war damals nicht selten, einen Jesuitenobersten zur Schlacht commandiren zu sehen an der Spitze eines Guaraniheeres, um die Charruas auszurotten.

So konnte denn allerdings mit vollstem Trotz der Patergeneral Francisco Rodriguez im Jahr 1748 schreiben: Exterorum acies non timemus: nihil foris conturbare nos potest.

Besonders streng verbaten sie sich allen Besuch von außen, „um nicht die unverdorbenen Sitten ihrer Pflegebefohlenen angesteckt werden zu lassen". Das ging so weit, daß, als im Jahr 1660 der Bischof von Paraguay, Dr. Bernardius de Cardenas, einen Theil der Missionen als zu seiner Diöcese gehörend, besuchen wollte, die Jesuiten ihn gar nicht hineinließen und der geistliche Herr wieder abziehen mußte.

Wer ihnen noch sonst in bürgerlichen Beziehungen Widerstand zu leisten suchte, setzte sich jeglicher Lebensgefahr aus: ja es sind niederträchtige Hinrichtungen vorgekommen, welche beim allgemeinen Unwillen darüber Aufstände hervorriefen. Eine solche Hinrichtung ward einmal Ursache, daß der größere Theil der Einwohner von Lima und andern Städten (damals standen die südamerikanischen Colonien unter dem Vicekönigreich von Peru) offene Trauer anlegten. Endlich kannten sie gar keine Schranken mehr. Als die weltliche Macht

die Jesuiten in Ordnung halten wollte, widersetzten sie sich den Spaniern und Portugiesen mit offener Waffengewalt.

Deswegen wurden sie im Anfang des Jahres 1759 vom Marquis vom Pombal denaturalisirt und aus Portugal und dessen Besitzungen vertrieben. Ihre Güter wurden confiscirt und sie selbst dem Papst über Meer zugeschickt: eine Proscription, die bald auch in Spanien und dessen Besitzungen durch einen Beschluß des Königs Carlos III. vom 2. April 1767 nachgeahmt ward. Nachdem Benedict XIV. die Bulle vom 20. December 1741 promulgirt hatte, vernichtete Clemens XIV. die Jesuiten durch die Bulle Dominus ac redemptor noster vom 21. Juli 1773, worin er ihnen ihr Sündenregister aufzählt.

In den Missionen lebten indeß die Indianer vereint weiter unter einem Administrator, dessen Stellung aber vielfach gemisbraucht ward, sodaß die einzelnen Ortschaften immer mehr verfielen und in Elend geriethen.

Als die sieben „Povos" von Spanien an Portugal kamen, soll die Bevölkerung sich auf 22000 Seelen belaufen haben, doch waren es factisch keine 14000. Der Census vom Jahr 1814, der mit ziemlicher Genauigkeit angestellt ist, gibt folgende Tabelle:

	Gegründet	Enthielt Indianer	Weiße	Freie Neger	Sklaven	Geburten	Total
Sta.-Borja	1690	1424	289	20	92	123	1918
S.-Nicoláo	1627	1545	161	15	51	83	1855
S.-Luiz	1632	1412	213	24	37	66	1752
S.-Lourenço	1691	434	2	—	2	27	465
S.-Miguel	1632	706	111	18	44	56	935
S.-João	1698	554	32	—	26	33	645
S.-Angelo	1707	320	16	—	—	15	351
Gesammtsumme		6395	824	77	252	403	7951

Trotz mancher guter oder doch gutgemeinter Maßregeln verfielen die Missionen seitdem mehr und mehr. In der Mission von S.-João legte man im Jahr 1824 ohne Erfolg eine

deutsche Colonie an. Doch wollte nichts dem sinkenden Zustande abhelfen. Manche besondere Ueberfälle kamen noch hinzu, z. B. der Raubzug des Fructuoso Riveira, der trotz des schon publicirten Friedens aus den Missionen 60000 Stück Vieh von brasilianischen Besitzern und 20000 von den eigentlichen Missionshöfen mit sich nahm und sogar die Indianer fortführte, wenn auch später viele von ihnen wiederkehrten.

So waren denn im Jahr 1835 die Missionen in elendem Zustande. Sie enthielten nur 130 rüstige Indianer, 38 Invaliden, 32 Unmündige, 113 rüstige Weiber, 32 alte Frauen und 27 unmündige Mädchen, im Ganzen 377 Individuen, und besaßen fünf Estancias, neun eingefaßte Hürden, zwei Winterhürden, acht Landsitze, 31 andere Weideplätze, 21000 Stück Rindvieh, 642 Pferde, 952 Stuten u. s. w.

Sta.-Borja ist der einzige Ort, der einige Bedeutung behalten hat als Sitz von Magistratspersonen, Sammelplatz der Nationalgarde, Wohnort des Vicars für Sta.-Borja, S.-Nicoláo und S.-Luiz, indem die andern Missionen nach Cruz-alta eingepfarrt sind.

So viel von den sieben Jesuitenmissionen in Rio-Grande.

Am 12. April war ich am Passo von Uruguay in Begleitung des Vicars Gay und meines Spahi. Das Fahrzeug lag fertig und meine Sachen wurden eingepackt. Da mit einem mal schlug der Führer der kleinen Chalana, ein Kerl aus Sicilien, seine Forderung so hoch auf, daß ich wirklich etwas ärgerlich ward. Sowie wir nun definitiv einig geworden waren und ich auf seine Abfahrt im Zollamt wartete, kam er mit dem Vorwand angeschlichen, er könne erst den folgenden Tag abfahren, alles nur, um auf andere Weise zu prellen, obgleich er immer mit seiner Paladra de caballeiro bei der Hand war.

Jetzt stellte ich ihm mit der Uhr in der Hand ein Ultimatum, was um 11 Uhr ablief. Eine halbe Minute nach 11 Uhr ließ ich meine Sachen wieder ans Land bringen. Weder die im Zollamt, noch die andern Umstehenden hatten je einen so pünktlichen und unerbittlichen Reisenden gesehen.

Uebrigens hatte die Scene etwas Eigenthümliches. Ich fühlte, ich war an der Grenze. Das ganze Volk, was da am Strande bei mir stand, kam mir vor wie das gemeinste Lumpengesindel, ein Genueser, ein Spanier, der Sicilianer selbst, alle trugen ihre Steckbriefe im Gesicht, recht eigentliche freche Gauner. Dazu kamen noch diverse Individuen, die aus mindestens drei Rassen zusammengesetzt zu sein schienen, kurz, alles war recht Corrientes, zusammengelaufenes Gesindel. Es gehört wahrhaftig immer einige Seelenruhe dazu, sich mit solchem Volk, nur von einem Diener begleitet, einschiffen zu wollen, mit solchen Gaviãoes, solchen Schnapphähnen, die sich immer an der Grenze aufhalten, bald von der Banda-oriental, bald von der Argentinischen Republik, bald von Entrerios, bald von Corrientes, um sich immer den Rücken decken zu können, wenn ihnen einmal eine Justiz etwas nahe auf den Leib rückt.

Von diesem saubern Volke am Passo kehrte ich zur Villa zurück, um am folgenden Morgen weiter zu reiten. Ich ließ meine Pferde kommen und hatte einen neuen Verdruß.

Mein starkes Reitpferd hatte, als ich nach Sta.-Borja kam, eine kleine wunde Stelle an der Schulter. Daran hatte mein Spahi, ein rossekundiger Veterinär, nicht denken mögen, sondern hatte sich die ganze Zeit möglichst nach seinem Geschmack umherbewegt. Als mein Pferd kam, hatte es ein Wurmgeschwür auf dem Rücken und war zu keinem Dienst fähig. So hatte mich mein Ritter von der Ehrenlegion zum Fußgänger degradirt, was mich gerade nach einer vor wenig Stunden erst mislungenen Abreise doppelt und dreifach ärgern mußte.

Auch an Zäumen und Reitzeugen waren einige Emendationen nöthig. Beim Mangel eines Sattlers loci war es für die Villa und besonders für uns eine rechte Freude, daß gerade ein Schuhflicker, ein Gavião, spanischen Ursprungs und mulatto-indianischer Rasse, wegen eines schweren Verbrechens im Zuchthause saß, das dicht neben der Wohnung des Herrn Vicars lag. Eine gewisse Naivetät in der Ausübung des Zuchthausreglements gestattete es jedem und mir demnach ebenfalls, diesem Schuster einige Lederarbeiten, deren Vollendung er mir zum nächsten Morgen früh versprach, durch das Gitter des Fensters zuzuschieben.

Bei der Gelegenheit übersah ich denn den langen Gefangenensaal, und ich gestehe, daß ich kaum in einer Menagerie ein bunteres Gemisch von Creaturen gesehen habe, was im tiefen Schwarz des Negers begann und mit der schneeweißen Haut eines jungen französischen Farceurs endigte, dem das Schicksal nur noch ein Beinkleid auf dem Leibe gelassen hatte. Er war ein Musikus bei der in Sta.-Borja stationirenden Kriegsmacht und hatte vor einiger Zeit eine Indianerin mit neun Messerstichen ermordet. Messerstiche in allen ihren Modificationen waren die meisten Ursachen zum Eintritt in das Zuchthaus.

Doch waren die versammelten Herren ungemein guter Laune, und ich darf nicht verhehlen, daß ich noch in keiner geschlossenen Gesellschaft einen so ungezwungenen, heitern und gemüthlichen Ton gesehen, wie bei jenen Cavalheiros im Zuchthaus von Sta.-Borja.

Am 13. April ritt ich denn wirklich, nachdem der Herr Vicar mir mittels einiger Pferde aus meiner Verlegenheit geholfen hatte, aus Sta.-Borja hinaus.

Gerade hatte der geistliche Herr am selben Morgen zwei Meilen auf meinem Wege von Sta.-Borja eine Kindtaufshandlung vorzunehmen, sodaß er uns begleitete. Wir kamen nach

einem Cuchilloritt von zwei kleinen Stunden zu dem einsam gelegenen Hause eines alten ehemaligen Schiffsarztes in englischen Diensten, Fioraventi mit Namen, der uns mit aller Biederherzigkeit eines Alten aufnahm.

Seine Wohnung war die einfachste, in der ich bisher einen Collegen besucht hatte. Aber der alte, wirklich seltsam vergnügte Machaon war glücklich wie ein König unter dem Strohdache seines kleinen Asyls, obgleich es, als gerade ein starkes Gewitter sich entlud, an mehreren Stellen dieses Daches nicht unbedeutend durchregnete. Er selbst und seine Baucis waren längst über den Verdacht erhaben, daß sie noch ein Kind taufen lassen könnten. Vielmehr hatten sie ihr Dach nur zu einem Taufrendezvous hergegeben, was aber frappant genug war.

Die nächsten Anwohner des Uruguay auf corrientinischer Seite haben nämlich, wie es scheint, gar keine Kirchenpflege. Nördlich vom Passo von Sta.-Borja sieht man fast, wie Sta.-Borja selbst gelegen, in der Entfernung von zwei Meilen gegen den Fluß aufwärts die einsame Ruine der ehemaligen Mission von S.-Thomé liegen. Von dort aus ward, wie von Sta.-Borja auf dem linken Ufer des Uruguay, auf dem rechten Ufer die Umgegend mit allen Kirchensegnungen versehen. Aber auch in S.-Thomé hat alles aufgehört, was noch irgendwie an ein Kirchenleben erinnern könnte, und somit hat die Regierung des drübigen Staats dem Vicar Gay die Erlaubniß gestattet, unter den Einwohnern des rechten Uruguayufers kirchlich zu fungiren. Da hatten sich denn, um in jeder Beziehung Zeitverlust und Mühe zu verringern, drei Familien vom corrientinischen Gebiet zu einem Taufact zusammengefunden und zu dessen Vollziehung dem geistlichen Herrn ein Stelldichein beim alten Fioraventi gegeben.

Wir kamen bedeutend früher, und der gute Alte verkürzte uns die Zeit des Wartens mit einem guten ländlichen Frühstück, an welches sich ein vortrefflicher Kaffee, in orientalischer

Weise zubereitet, anschloß. Unser heiterer, alter Wirth war nämlich auf den Jonischen Inseln geboren und schwärmte als Sohn einer griechischen Mutter wirklich rührend für das alte Hellas und seine ehemaligen Republiken, wenn er auch schon einundfunfzig Jahre in Brasilien war, wohin er mit dem englischen Kriegsschiff Seahorse gekommen war.

Als er nun in mir einen Collegen nicht nur, sondern einen Geistesverwandten erkannte, der sogar durch das Meer seiner Jugenderinnerungen und Mannsträume erst noch kürzlich hindurchgesegelt war, Phano und Korfu und die heilige Leuka geschaut hatte und den Homer kannte: da war der alte Herr, dem mehr als achtzig Lebensjahre das Haupt weiß gefärbt hatten, wieder jung und begeistert wie ein Anakreon im vollsten θελω θελω μαινηναι!

Meine Freude an dem weißhaarigen, muntern Philhellenen ward durch eine andere Erscheinung unterbrochen.

Aus dem nahen Waldgebüsch, in welchem der Uruguay versteckt lag, kamen die Correntiner mit den Kindern, die getauft werden sollten.

Es waren zwei Männer und sechs Frauen. Von erstern war der eine ein Descendent europäischer Aeltern, der andere ein reiner Indianer, beide anständig und bescheiden gekleidet. Von den Frauen war nur eine, und vielleicht noch eine zweite, europäischer Abkunft; die andern waren mehr oder minder reine Charruasernen, denen die saubern Kattunkleider und die bunten Shawls um die Schultern und den Kopf ganz vortrefflich standen. Die Gesichtsbildung dieser Frauen unterschied sich von den Guaraniweibern, die ich nördlicher gesehen, durch eine dunklere Färbung und eine gedrungenere Form; die Frauen sahen kühner und freier aus als ihre nördlichern Landsmänninnen.

Sehr bald war derselbe Raum, der uns noch eben zum Frühstückszimmer gedient hatte, und eine Maniocmühle, einen

Backofen und einige andere Trivialitäten enthielt, ganz einfach dadurch in eine kleine Kapelle umgewandelt, daß man die Hängematte, die in der Mitte hing, über den Balken hinaufschlug, den Tisch rein weiß behing, zwei Lichter anzündete, zwei kleine Heiligenfiguren hinstellte und eine kleine Schüssel mit Wasser und einer Obertasse daneben placirte. Nur eine Decke vor dem improvisirten Altar fehlte noch. Ich holte eine zusammengelegte Decke von meinen Sachen herbei, natürlich die beste, die ich hatte, und breitete sie vor dem Altar aus.

Andächtig traten die Indianerinnen darauf hin und die heilige Taufe ward an drei Kindern vollzogen. Ein kleines Kind war von europäischer Abkunft, die andern beiden waren Indianer. Einer war schon drei Jahre alt; das kleine Heidenvieh sträubte sich etwas energisch gegen den heiligen Taufact, der mit Salz in den Mund anfing und einer Tasse kalten Wassers endigte. Dann knieten die braunen Menschen und die weißen mit ihnen auf meine Decke nieder zu stillem Beten, was in der St.-Peterskirche nicht rührender und frommer hätte aussehen können. Die Frauen gaben uns allen ernst und schweigend die Hand, und ruhig, wie sie gekommen waren, gingen sie wieder in das Ufergebüsch des Uruguays hinein.

Da nahm ich denn auch Abschied vom Vicar Gay und dem alten Jonier und ritt meiner Wege nach dem Albutuhy hinwärts, einem kleinen Nebenflusse des Uruguay, vor dessen Uebergang ich auf der Estancia eines Herrn Rufino Rodriguez bleiben sollte.

Zwei Pferde, eins mit meinen Sachen bepackt, liefen mit einem berittenen Wegweiser voran. Alles ging vortrefflich, als mit einem mal die beiden freilaufenden Thiere durchgingen und der Peão hinterher jagte!

Wenn der Rodensteiner vom Schnellert heimkehrt und durch Erbach saust, kann sein wildes Heer es nicht schlimmer

machen, als die Pferde und der Peão vor mir! Links ging's und rechts, über Tiefen und Cuchillos im wahnsinnigsten Galop, und bald flogen meine Sachen über Feld und Wiesen! Für viele Reisende ist das ein schreckliches Ereigniß! Und doch kann das einem jeden passiren. Das kannte ich zu genau. Und da es mir ganz hinreichend erschien, wenn der Peão hinterher jagte, so hielt ich auf einem Hügel und observirte mit einem kleinen Opernglas genau den Curs der Gäule, um meine Sachen wieder aufzusammeln.

Zuletzt rannten sich die unsinnigen Pferde, die mit den Halftern aneinander gebunden waren, fest in einem Gebüsch, und der Peão fing sie wieder.

Aus der tollsten Scene ward die allerruhigste. Der Spahi ging mit mir von Grashügel zu Grashügel; wir suchten meine zerstreuten Reisehabseligkeiten nach der Möglichkeit wieder zusammen und sammelten alles wieder in die etwas blessirten Ledersäcke hinein. Einiges war nicht wiederzufinden, da mußte man es aufgeben, denn das ganze Experiment hatte Zeit fortgenommen.

Gerade kam ein Mann des Wegs einhergaloppirt, gerade Herr Rufino, an den ich einen Brief von Herrn Gay hatte. Freundlich verwies er uns an seine Frau, denn er mußte nothwendig nach Sta.-Borja, und so zogen wir rasch auseinander; überall drohten Gewitter.

Gewitter kamen und gingen und wir wurden recht naß auf den freien Grashügeln. Zuletzt war es so dunkel, daß ich den Boden unter meinem Gaul nicht mehr sehen konnte. Der Peão ritt jetzt querfeldein. Von neuem fingen die Gewitterstrahlen an zu zucken, diesmal aber nur, um uns ein sehr hübsches Haus zu zeigen, wo die allerfreundlichste Gastlichkeit mich empfing.

Nach solchen kleinen Reiseplackereien, wie ich sie den Tag gehabt hatte, ist jede Ankunft wohlthuend und angenehm.

Aber wirklich unendlich wohlthuend und angenehm wird sie, wenn man nach solchem Hause, nach solcher Familie kommt, und mit einer Gastlichkeit, von der man in Europa keinen Begriff hat, aufgenommen wird. Wie gern verplauderte ich die Abendstunden im Kreise einer lieben, wohlerzogenen Familie! Und als wir nach dem Späteſſen auseinander gingen, kam es mir doch wie ein hartes Schicksal vor, daß die würdige Frau vom Hause, wenn sie ihr Haus auch gänzlich europäisch gebaut und eingerichtet hat und im entschiedensten Ueberfluß lebt dennoch schon seit dreißig Jahren in dieser Graseinsamkeit lebt und ein junges, liebreizendes Mädchen von entschiedener Erziehung eben nur das Städtchen Alegrette als den höchsten Gegenstand ihrer Bewunderung kennen gelernt hat! Wie viel Liebes und Gutes, ja welche frische, lebendige Cultur liegt in solcher Familie: und wie ungeheuer fern liegt sie doch ab von den großen Werkstätten der Cultur, von einer großen europäischen Stadt, ja selbst noch von Rio-de-Janeiro!

Sollten diese Zeilen vielleicht einmal von einer jungen Dame gelesen werden, die sich unglücklich fühlt, daß sie nie nach Paris reisen konnte? Es kann ja sein. Nur eine Secunde möchte ich sie hinstellen dürfen auf den Cuchillo von Sta.-Anna nördlich vom Albutuhy, mitten in dieses ungeheuere Grasmeer hinein, wo so wohlerzogene Frauen zehn, zwanzig, dreißig Jahre und für immer in ihrem Berufe leben müssen: wie würde die Europäerin Gott danken für jeden kleinen Culturwinkel im Norden, um den sich freundliche, bescheidene Figuren, Gegenden und Situationen in ununterbrochener Kette herumziehen.

Hell schien schon am folgenden Tage die Sonne über dem Grasmeere von Santa-Anna, wie die Estancia heißt, als ich erwachte. Die angenehme Wohlhabenheit des Hauses hatte mich die erste Pflicht eines Reisenden, die des Frühaufstehens, um eine ganze Stunde verschlafen lassen.

Von meinem Zimmer führte eine Thür unmittelbar ins Freie. Das grüne Feld geht bis an die Schwelle der Wohnung, ohne durch einen Zaun, eine Hecke geschieden zu sein. Bedeutend flacht sich hier die Gegend schon ab; die Hügelnatur versteckt sich hier mehr und mehr; meilenweit übersieht das Auge die grünenden Gefilde.

Wenn die Lüneburger Heide sich in einen grünen Wiesenteppich umwandeln könnte, den man von einer mäßig ansteigenden Erhebung übersähe: so würde sie einigermaßen die Gegend der Estancia von Santa-Anna darstellen.

Hinter dem Hause war ein freundlicher Hain von Orangenbäumen und Pfirsichbüschen nebst einer ordentlich gehaltenen Anpflanzung von Gemüsen, was in jenen Gegenden eine Seltenheit ist. Daran reiht sich ein ganz kleines Stückchen Urwald; kaum sieht man die Grenzen zwischen Natur und Kunst, beide bieten sich hier die Hand.

Vier Quadratmeilen grüner Campos gehören zu Santa-Anna. Ueber 4000 Rinder weiden auf den weiten Gefilden. Dazu kommt noch eine bedeutende Anzahl Pferde zum Gebrauch des Hauses und Erzielung von Maulthieren. So zeugte alles von Wohlhabenheit, und inmitten dieser von einer anständigen Gesittung, die sich bis zu den Sklaven des Hauses abwärts zu erkennen gab.

Fast möchte ich sagen: hier war wieder der Anfang der neuen europäischen Weltcultur, das Ende der alten Jesuitenmissionen, gerade wie die Estancia von S.-Bernardo, das Haus des Herrn Jozé Gabriel de Lima die letzte Schildwache in europäischer Uniform war, mit deren Verlassen ich in die alte, verfallene Missionsverdumpfung eintrat.

Daher war und blieb mir der ganz zufällige Besuch der Estancia von Santa-Anna und der wackern Familie des Herrn Rufino Rodriguez dos Santos ein lieber Moment in meiner Reise durch Rio-Grande; und mag die Ansicht, daß auf den

einsamen Cuchillos am Uruguay keine gute Gesittung haften könne, aufs vollständigste widerlegen.

Eine frische Morgenstunde brachte mich an den Albutuhy oder Butuy, wie die Leute diesen Nebenfluß des Uruguay gern nennen. Ein langer Saum frischen Gebüsches bezeichnet seinen Lauf in der Vertiefung der Campos. Schwarzer Basalt in und an seinem Bett redet von gewaltsamen Ereignissen in seiner Nähe; einzelne Sandsteinfragmente deuten auf friedlichere Vorgänge am kleinen Fluß, der in trockenen Zeiten kaum zwei bis drei Fuß Wassertiefe hat, nach einigen Regengüssen aber heftig anschwillt und dann oft für längere Zeit gar nicht zu passiren ist.

Jenseits des Flusses ist natürlich wieder der grüne Grasocean. Aber nirgends habe ich seine oceanische Ausdehnung, die Macht seiner Wirkung auf das Gemüth so empfunden wie an jenem Tage.

Ich ritt südlich mit leichter Westweisung. Das Gebüsch des Albutuhy und einige andere Gebüschpartien, welche hätten als Wegweisungen dienen können, lagen hinter mir; mir war alles aus dem Gesichtskreis verschwunden, was irgendwie als ein hervorragender Gegenstand hätte bezeichnet werden können, und wenn es nur ein Strauch von vier Fuß Höhe, ein alter Baumstamm, ein Pfahl gewesen wäre! Ohne einigen Weg ritt ich über eine Fläche, deren kurzes Grün nach allen Seiten hin bis an den Horizont sich erstreckte, eine vollkommene Pampasfläche, ein vollkommener Grasocean.

Nirgends ein Mensch, nirgends eines Menschen Wohnung im weiten, grünen Raum! Desto zahlreicher waren die weithin zerstreuten buntfarbigen Rinder und lustigen Rosse, erstere langsam vorwärts weidend oder in behaglicher Ruhe wiederkäuend, letztere aber in muthwilligem Spiel sich hin und her jagend.

Aus einem nahen Bruch sprangen urplötzlich sieben schöne

Hirsche auf. Ein Vielender warf trotzig sein zackig Haupt empor, als wollte er die Flucht der andern decken. Aber niemand verfolgt die edeln Thiere hier. Flüchtiger als Roß und Ema und elegantern Laufs als ein Windspiel flogen die sieben Hirsche dahin über den grünen, zum Wettrennen gemachten Plan, dessen kurzes Gras, von den Gewittern der letzten Tage mannichfach befruchtet, in einer seltenen Reinheit und Frische prangte.

Solch ein einfaches Camposbild in seiner jungfräulichen Reinheit erinnert wunderbar an den Schöpfungstag, da der Herr die Thiere des Feldes erschuf: wie wenig es auch den Erwartungen derer entsprechen mag, die in einer südamerikanischen Reise nur blutige Unzengeschichten und dunkle Waldscenerien aufnotirt finden wollen!

Nach einem Ritt von einigen Meilen traf ich die Estancia von Juca Loureiro, einem Feldnachbarn des Herrn Rufino von Santa-Anna. Hier können sich die Nachbarn nicht eben in die Fenster schauen, vielmehr ist der Besuch des einen beim andern schon immer eine kleine Reise, wie schnell sie auch auf flüchtigem Roß querfeldein zurückgelegt werden kann. Nach einigen Meilen traf ich wieder ein Haus, dessen Besitzer mir, um mich zur Verkürzung des Wegs danach zu richten, am fernen Horizont einige in die Erde gerammte Pfähle zeigte. Diese Camposmenschen haben seltsame Sinnesorgane. Ich nahm mein scharfes Fernrohr zur Hand und entdeckte wirklich, aber nur mit Mühe, die wenigen Pfähle.

Nach einer starken Stunde hatten wir sie erreicht und trafen dort eine große Carretenstraße, die nach Itaqui zum Uruguay läuft. Doch ist diese Straße für einen Reiter etwas lang. Um nämlich den Ochsencarreten einen unter Umständen gefährlichen, aber kurzen Weg durch die weiten, höchst ausgedehnten Niederungen zu ersparen, hat man den Weg auf der Hochebene hingeführt. Während nun auf den Karten

Itaqui südwestlich vom Albutuhy liegt, ritten wir südlich, südwestlich, westlich, und zuletzt so stark nordwestlich, ja nördlich, daß uns im Beginn der letzten Meile vor Itaqui die Sonne links unterging.

Gerade unter ihr glühte der Uruguay im tiefen Purpurroth, als wir nach Itaqui hinabritten. Zu meiner Ueberraschung traf ich hier eine kleine spanische Gastwirthschaft, und in ihren freilich etwas beschränkten Räumlichkeiten ein eigenes Zimmer für mich. Freilich hat solche kleinliche Hotelwirthschaft, zumal nun an der Grenze vom Uruguay, abends im Halbdunkel etwas unheimliches Wesen an sich. Von halbverwetterten, dickbärtigen Gesichtern wird baskisches, spanisches und provençalisches Französisch gesprochen. Dazu ist ein Fremder immer ein Fremder; man möchte wissen, wer er ist, was er will. Zuletzt bemächtigten sich denn einige Franzosen meines Spahi, und nun waren beide Parteien, die zahlreichen Franzosen in Itaqui und mein Ritter der Ehrenlegion, der nur französisch redete, vollkommen zufriedengestellt.

Auch für Itaqui hatte mir Mr. Gay einige Briefe gegeben. Besondere Freude fand ich an meinem Abendbesuch beim brasilianischen Major J. d'Assumpção und dessen liebenswürdiger Familie, der mir sein Haus und alles, was mir zu meiner Weiterreise dienen könnte, in der liebenswürdigsten Weise anbot. Meine Cavalerie war bis auf ein einziges Pferd total unbrauchbar geworden: da war mir denn der angebotene Beistand des Majors zur Herbeischaffung neuer Thiere ungemein erwünscht.

Im Billardzimmer meiner kleinen spanischen Kneipe war ein Lärmen bis 1 Uhr nachts, daß mir wirklich widerlich zu Muthe ward; fast wünschte ich mich wieder in meine Graseinsamkeiten hinaus.

Am folgenden Morgen indeß söhnte ich mich mit meiner Situation vollkommen aus. Die Grenzer waren harmlose,

zuvorkommende Leute. Besonders war ein Franzose sehr eifrig bemüht mir zu helfen, wenn ich irgend seines Beistandes bedürfen sollte. Seiner Freundlichkeit verdanke ich es, daß ein hinreichend großes Fahrzeug für mich zur Flußfahrt nach Uruguayana gemiethet ward. Damit war ich aller weitern Mühe, schnell Pferde zu bekommen, überhoben, und überhob mich auch noch der letzten Mühe, mein einziges Pferd nach Uruguayana schaffen zu lassen, dadurch, daß ich es verschenkte.

Bis zur Abfahrt meiner Chalana, eines breiten Schiffsboots, besah ich mir Itaqui etwas. Der kleine Ort ist kaum so groß wie Sta.-Borja und hat ungefähr 2000 Einwohner. Nichtsdestoweniger zeigt er viel mehr Bewegung und Energie als Sta.-Borja. Während diese letztere Jesuitenmission, obgleich sie sich noch einigermaßen zusammenzuhalten scheint, sich in einem gewissen Absterben befindet oder doch seit einiger Zeit wenigstens stationär bleibt, wächst Itaqui, eine Anlage neuerer Zeit, zusehends und ist belebt von mancherlei Beschäftigung. Vor allem hat es einen wirklichen, lebendigen Handel. Mindestens funfzig größere und kleinere Waarenmagazine befinden sich im Ort, und in allen scheint Geld verdient zu werden. Alle nur möglichen europäischen Fabrikate finden sich in ihnen vor und kosten enorme Preise.

Ein Hauptausfuhrartikel von Itagui ist die Mate. Man sieht sie überall aufgestapelt. Mein französischer Freund und Beistand in Itaqui exportirt allein im Jahr 4000 Arroben. Man begreift nicht, wie alle Mate, die in so kleinen Schalen genommen wird, consumirt werden kann. Sieht man aber die Menge von Leuten, die Mate nehmen, so begreift man nicht, woher man nur genug Mate bekommen kann.

Mit dem Matetrinken hat sich auch ein gewisser Castilianismus in Itaqui festgesetzt. Fast möchte man hier den Anfang zu den spanischen Republiken vermuthen. Unter den

Ausländern haben die Franzosen den Vorrang. Es befinden sich ihrer siebzig im kleinen Ort; die meisten sind längs des Uruguay vom Süden hergekommen und scheinen deshalb noch sehr mit ihren spanischen Ausgangspunkten Buenos-Aires und Montevideo zusammenzuhängen.

Deutsche mögen kaum ein Dutzend im Orte sein. Ich lernte mehrere Handwerker und Arbeiter kennen; Leute von Bildung sind nicht unter ihnen. Ein Deutscher von Erziehung, ein Droguist Selbach, ward im März 1857 in seinem eigenen Hause ermordet gefunden, ohne daß man den Thäter je hat entdecken können.

Der Hafen von Itaqui — denn wirklich hat Itaqui einen solchen am Uruguay — sieht ebenfalls ganz commerziell aus. Ich traf dort etwa zwölf bis sechzehn Fahrzeuge verschiedener Größen liegen; es überrascht angenehm, Schiffe von vierzig bis funfzig Tonnen Größe, mit Verdecken, zierliche Jachten mit zwei Masten, und ganz geeignet, von hier bei günstiger Wassergelegenheit bis ins offene Meer zu gehen, im Hafen von Itaqui zu sehen.

Bescheidener als diese zweimastigen Jachten sah allerdings meine Chalana aus. Doch war sie immer sechs Fuß breit bei einer proportionellen Länge.

Der Commodore war ein alter italienischer Matrose aus Livorno, der seit dreißig Jahren den Uruguay befuhr und sehr genau die Eigenheiten, Untiefen, Stromschnellen u. s. w. zu kennen schien. Sein Steuermann, Matrose, Koch und Kajütenjunge in einer Person, war eine stämmige Indianerin von etwa vierundzwanzig Jahren mit einer höchst unangenehmen, quiekenden Stimme.

Zu diesen beiden Personen noch mein graubärtiger Spahi, so fuhr ich um 11 Uhr morgens, den 15. April, von Itaqui fort und steuerte unerschrocken in die Wasserwelt des Uruguay hinaus, der bei Itaqui 24—30 Faden Wassertiefe und eine

großartige Breite, aber eben wegen beider kaum irgend eine Strombewegung hat.

Wirklich reglos und still schien der breite Strom unter uns zu liegen. Das kleine Handelsleben von Itaqui war längst verschwunden. In weiter Ferne ragte auf höherm Cuchillo die Ruine von Santa-Cruz auf corrientinischer Seite, der südlichsten aller Jesuitenmissionen, hinter dem Waldufer des Stroms hervor, auf dem man an Menschennähe kaum noch erinnert wird.

Selten sieht man im Gebüsch des Flusses eine kleine Wohnung, eine Hütte, eine Ansiedlung versteckt liegen; kaum sieht man einen braunen Menschen, kaum einige halbnackte Kinder vor den Thüren dieser einsamen Wohnungen! Originell genug nehmen sich in dieser tiefen Einsamkeit die einzelnen Waschscenen aus, fast das einzige, was an Menschenleben dem Fluß einige Bewegung verleiht; denn Fischer erblickt man nirgends. Wenn ein Haus, eine Hütte in der Nähe ist, so ist die Waschende meistens nur eine einzelne Person. Liegt aber die Estancia, oder gar ein kleiner Ort ferner ab vom Flusse, so kommen die Frauen zu Rosse an, oft in einer ganzen Schar, und schlagen unter einem Zelt förmlich einen kleinen Haushalt am Ufer auf. Manchmal bringen sie eine ganze Carrete mit, und die Gruppe von farbigen Menschen und großen Stieren macht sich hübsch auf dem einsamen Strande des Flusses.

An einer Stelle, wo solch ein Waschfest war, hatten zwei junge indianische Mädchen ihre Wäsche auf dem schwarzen Felsenriff liegen lassen und die eigenen Hemden dazu, und hatten sich dafür selbst ins Wasser geworfen. Lachend und schnaufend schwammen die braunen Sirenen im Wasser umher und das glänzend schwarze Haar verdeckte halb den kräftigen Nacken. Dann sprangen sie rasch ans Ufer und kauerten sich nieder auf die dunkeln Steine und drückten das schwarze

Haar aus, ohne sich eben zu bemühen die jugendlich kräftigen Formen zu verbergen. So sah die Gruppe gar gut aus und paßte ganz zum Uruguay und seiner fremdartigen Umgebung.

Auch am Uruguay geben verschiedene Reiherarten dem Fluß einiges Leben. Besonders manche weiße Vögel sah ich ruhig am Ufer umherwandeln und nach Beute spähen, doch sind sie sehr scheu; kaum kamen wir ihnen näher, so flogen sie auf und schwebten längs der dunkeln Bäume zu einsamern Stromstellen. Auch der Karakara, jener brasilianische Ciraëtus, zeigte sich, oft sogar in großen Scharen, während hoch über dem Bette des Stroms Geierschwärme ihre Kreise zogen.

Bald verlangten auch einige Stromschnellen unsere Aufmerksamkeit; ja wir kamen einmal, da unser flaches Boot ziemlich ungeschickt manövrirte, solcher Stromschnelle so nahe, daß wir auf dem festen Grunde sitzen blieben, wie gerade wir auch in der Mitte des Flusses uns befanden. Mit der größten Seelenruhe stieg der Livornese ins Wasser, zog sein Schiff wieder ab vom Grunde und schob es seitwärts in etwas tieferes Fahrwasser, in welchem wir dann unsere Fahrt weiter fortsetzten.

Die Sonne neigte sich gegen ihren Untergang und schien sehr scharf auf das linke Ufer des Flusses, an dessen Rand sich ein hübscher schmaler Wiesenwuchs ausgebildet hatte. Hunderte von Kapivaris oder Wasserschweinen bedeckten diese Wiesen; man möchte darauf schwören, daß dort eine Heerde von irgendwelchen gepflegten Culturthieren wäre.

Sie waren von sehr verschiedenen Größen. Die größten glichen mäßigen Schweinen, doch haben sie einen von diesen ganz abweichenden Habitus; fast möchten sie wie vergrößerte Murmelthiere aussehen, besonders wenn sie sich hinten niederkauerten und vorn aufrecht stehen blieben. Ungemein ruhig, ja fast reglos standen sie nebeneinander, die Köpfe bis zum

Boden gesenkt, als ob sie weideten; die allergrößte Apathie verriethen sie und schienen auf gar nichts Achtung zu geben. Die meisten hatten eine graubraune Farbe, doch waren auch mehrere vollkommen schwarze unter ihnen, die gerade die stärksten Exemplare zu sein schienen.

Keins von allen suchte um unsertwillen das Gebüsch oder das Wasser zu gewinnen. Viele standen schon im Wasser, als wir uns näherten, und blieben ganz in derselben Stellung, als wir vorüberfuhren. Einige gingen langsam unter, andere tauchten langsam auf. Schwimmende Bewegungen schien kein einziges zu machen. Auch steckte keins beim Untersinken die Schnauze zuletzt, oder beim Auftauchen zuerst aus dem Wasser, sondern sie kamen aus dem Wasser und gingen in das Wasser in ihrer ganz natürlichen Stellung, gerade als ob der Grund des Flusses ihr zweiter Wohnort wäre.

Wirklich boten mir diese Kapivari-Heerden den eigenthümlichsten Anblick dar, den ich von wilden Thieren gehabt habe. Denn bei der eigenthümlichen Form der Thiere und ihrem seltsamen Amphibienleben haben sie, wenn sie so in Menge beieinander sind, keinen Ausdruck von wilden Thieren mehr, sondern von zahmen Hausthieren, am meisten von einer Schweineheerde. Der Europäer aber ist frappirt, wenn er Hunderte von großen, hohen Nagethieren, jedes über drei Fuß lang, scheinbar vollkommen gezähmt, am Ufer eines breiten Stroms zusammen weiden sieht.

Unterdeß ward es Abend. Ein prachtvoller Sternenhimmel begünstigte unsere Fahrt; einige in der Ferne brennende Cuchillos leuchteten uns auf unserm Wege. So kamen wir bis 1 Uhr nach Mitternacht südlich von der Mündung des Ibicuy in den Uruguay, wo unser Bootsmann, um im Nachtdunkel nicht auf Untiefen zu stoßen, sein Schifflein an eine Insel brachte, um den Morgen abzuwarten. Auf dem Boden des Bootes schlief ich ungestört einige Stunden.

Doch war das Erwachen eben nicht angenehm. Ich war vom starken Thau der Nacht ziemlich gründlich durchnäßt und konnte doch im Boot keine Kleider wechseln. Die Indianerin blies das Feuer wieder an und so konnte ich mich wieder etwas trocknen. Hell standen noch die Sterne am Himmel; der Strom murmelte leise seinen Weg dahin, kein Menschenlaut war sonst, keine Thierstimme zu vernehmen.

Der Morgen bleichte im Osten und wir fuhren weiter. Urplötzlich bildete sich ein dicker Nebel um uns, der fast regelmäßig des Morgens auf dem ganzen Laufe des Uruguay ruht und dem in der Nähe des Stroms Reisenden schon aus der Ferne den Fluß verräth. Drei starke Stunden fuhren wir im grauen Dunst dahin, wodurch der breite Fluß uns noch breiter erschien.

Endlich stieg der Nebel und legte sich in Wolkenstreifen über den Fluß hin. So entstand mir ein eigenes sehr hübsches Lichtphänomen. Ich konnte nordostwärts den breiten Strom über eine Meile hinaufsehen. Sein oberes Ende war von der Sonne so scharf beleuchtet, daß die Wasserfläche wegen des Spiegelreflexes nicht zu erkennen war, sondern ganz dem weißglänzenden Himmel glich, und unser Wasserhorizont uns viel näher gerückt schien als der der Ufer zu beiden Seiten. So entstand denn die optische Täuschung, als ob die Waldstreifen der beiden Ufer sich vom Wasser und der Erde allmählich ablösten und sich etwas zum Himmel erhöben. Noch auffallender ward die Erscheinung, als ein Boot, welches an uns vorbeisegelte, dem Lichthorizont nahe kam. Kaum prospicirte es seine dunklern Umrisse auf demselben, als seine Proportionen sich höchst eigenthümlich verzogen. Sein Segel schien mindestens drei mal so groß zu sein, als es wirklich war. Ein Mann, der gerade am Mast emporkletterte, erschien unförmlick dick, ja einmal schien er in einem Doppelbilde frei in der Luft neben seinem wirklichen Standpunkte zu schweben.

Dann verschwand die Form des Segels im Lichtglanz des Reflexes, und nun schwoll der Rumpf des Bootes ungeheuer an; er sah aus wie der Schiffsbauch einer großen Brigg. Zuletzt konnte ich im scharfen Lichtglanz nichts mehr erkennen und erblickte nur noch die schwebenden Waldungen der Ufer. Aber die Sonne brach völlig durch den Nebel und löste die Dünste auf. Ein klarer Tag entwickelte sich und wir kreuzten langsam den Fluß hinab. Ein kleiner Schooner, für dessen fünf offene Segel der Wind mehr Vortheile bot als für unsere Barketta, flog sausend an uns vorüber, ganz die Erscheinung eines Seeschiffes auf offenem Meer bietend. Der Anblick des Seephänomens an dunkelm Waldufer war ungemein anziehend.

Eine große Insel theilte den mächtigen Strom. Unser Bootsmann wählte den linken Arm des Flusses, den kürzern, aber auch schmälern und wasserärmern. Schneller schoß unser Boot dahin; wir konnten den Grund an den meisten Stellen erkennen und machten mehrmals seine nächste Bekanntschaft, indem wir tüchtig aufrannten und sitzen blieben. Unser Bootsmann stieg dann immer mit einem italienischen Fluche aus und machte uns mittels eines tüchtigen Rucks jedes mal wieder flott.

Der Tag war wirklich herrlich, sodaß die Flußschiffahrt trotz einer gewissen Einförmigkeit dennoch höchst anziehend war, und ich es nicht im geringsten bedauerte, die kleine Reise auf dem Strom, die ich bei günstigem Winde in zehn Stunden hätte absegeln können, sich schon vierundzwanzig Stunden ausdehnen zu sehen.

Ein schöner Strom ist in der That der Uruguay, aber nicht nur schön, sondern auch von hoher Bedeutung für die materielle Entwickelung der an ihm liegenden Länder.

Seine Hauptquellen sind in den Cuchillos des Hochlandes von Santa-Catharina, zwischen 27 und 28° südl. Br.,

kaum zehn bis funfzehn Meilen fern vom Atlantischen Ocean. Unter anderm Namen fließt er von dort etwa fünf Längengrade nordwestlich und beginnt dann seinen großen Halbbogen, indem er unter vielen Krümmungen westlich, südwestlich, und dann von Uruguay an fast rein südlich, vielleicht sogar mit östlicher Neigung, fließt, sodaß seine Vereinigung mit den andern großen Zuströmungen des Plataflusses fast unter demselben Längengrad geschieht, unter welchem Uruguayana liegt.

Höchst eigenthümlich ist auf dem Wege sein Verhältniß zum Paraná. Wo der Uruguay unter 27½° südl. Br. mit dem Paraná fast parallel fließt, kommen sich beide Flüsse so nahe, daß sie kaum acht bis zehn geographische Meilen voneinander entfernt sind, obwol sie sich erst unter 33½° südl. Br. vereinigen. Ja, unter 28° südl. Br. liegt zwischen beiden Flüssen ein Binnensee, ein Sumpf, Lagoa da Iberia oder das Caracaras, von etwa 30—36 Quadratmeilen Ausdehnung, welcher zur Zeit höherer Wasser mit beiden Flüssen in Verbindung steht und eine bedingte Schifffahrt zwischen ihnen zuläßt, wie mir glaubwürdige Personen fest versichert haben.

Die Wassermenge des Uruguay ist eine höchst veränderliche. Ich befuhr den Fluß zur Zeit einer anhaltenden, ganz unerhörten Dürre, in der er sehr wasserarm war. Da ist denn sein ungleiches Tiefeverhältniß sehr bemerkenswerth. Während er bei Itaqui 24 Faden tief war und nicht die geringste Strömung zu erkennen gab, fand ich ihn auf meiner Fahrt an andern Stellen kaum einige Fuß tief, wo er denn schneller dahinschoß, Wirbel und Kreise auf seiner Fläche zeigte und selbst zu rauschen anfing.

Etwas nördlich von 32° südl. Br., wo der Fluß sich schon ganz auf dem Territorium der ehemals spanischen Republiken befindet, ist dagegen von Porphyren ein fester Damm durch das Bett des Flusses gezogen. Hier ist der

„Salto-Grande" des Uruguay. Zur Zeit flacher Wasser soll hier ein wirklicher Fall von fünf Fuß Höhe (andere gaben mir ihn höher an) sich befinden, jedoch auch dieser auf der rechten Seite des Flusses noch unbedeutender sein. Damit wäre dann freilich der Weg zum Meere für die Schiffahrt in der trockensten Jahreszeit vollkommen abgeschnitten. Ja man soll dort, von Fels zu Fels vordringend, fast trockenen Fußes hinüberschreiten können.

Es ist auch viel von Wasserfällen des Uruguay in seinem obern Lauf gesprochen worden. Auf 100 Leguas nordwärts von Sta.-Borja ist es durch eine höchst wichtige kleine Expedition mittels acht Canots bewiesen worden, daß kein wesentliches Hinderniß für eine Flußschiffahrt sich dort findet. Vom Passo-Fundo nördlich in der Provinz von Rio-Grande bis zum Salto-Grande ist demnach der Uruguay selbst bei ungünstigem Wasserstande vollkommen benutzbar.

Dieses ist höchst wichtig. Denn gerade die am obern Uruguay liegenden Landstriche, die Districte der ehemaligen Missionen am Juy und noch weiter nördlich gegen die Provinz Paraná hin sind der großartigsten Entwickelung fähig und bieten für Ackerbau und sonstige Colonisationsbestrebungen eine bedeutungsvolle Zukunft.

Zur Zeit reichlichen Wassers dagegen — und diese erstreckt sich meistens über sechs Monate hinaus — ist jegliches Hinderniß in der Schiffahrt des Uruguay gehoben und kann noch mehr und mehr gehoben werden. Der Salto-Grande ist dann eine starke Stromschnelle, die sogar mit Segelfahrzeugen bei gutem Winde überwunden worden ist.

Manche Stromverbesserungen können noch vorgenommen werden, um eine bequeme Schiffahrt auf dem Uruguay zu bezwecken. Doch will eine boshafte, handeltreibende Welt am Uruguay behaupten, daß, da durch eine größere Handelsentwickelung am Weststrom der Handel im Osten der Provinz,

in der Hauptstadt und in der Stadt Rio-Grande selbst in seiner Bedeutung leiden würde, man bei dem Ansehen mancher Persönlichkeiten in Porto Alegre sich nicht eben beeilt, aus dem bisherigen Stiefkind Uruguay eine tüchtige Kraft herauszubilden.

Dagegen scheint sich eine Klasse von Handelsleuten am Uruguay für stiefmütterliche Behandlung anderweitig schadlos zu halten.

Die Zollverhältnisse sind in den Republiken der Nachbarschaft günstiger als in Rio-Grande; dennoch sind die verschiedenen Staaten am Uruguay und Paraná in ihren Handelsverhältnissen aufeinander angewiesen. Man hat auch deswegen für manche Sachen in den Provinzen Matto-Grosso und Goayaz schon einen speciellen Zolltarif erlassen, der von dem allgemeinen verschieden ist. Solche Zollerleichterungen möchte man am Uruguay ebenfalls genießen. Solange man sie aber nicht legal genießen kann, treibt man Schmuggelei, und zwar, wie es den Anschein hat, in großartigem Maßstabe.

Südlich von der Ilha-Grande, der Großen Insel, treten die beiden Arme des Uruguay zusammen und geben in dieser Vereinigung dem Strom ein wirklich großartiges Ansehen. Man glaubt auf einen Süßwassersee hinzublicken. Ich kam gleich nach Mittag auf diesen schönen Landsee und an das Ende meiner Flußreise. Hier liegt auf der correntinischen Seite die kleine Stadt Restauracion, ihr schräg gegenüber auf dem linken Ufer des Flusses die Villa Uruguayana.

Diese bisjetzt nur noch kleine Stadt ist sehr bemerkenswerth. Als im Jahr 1842 die politischen Verfolgungen in den ehemals spanischen Plataſtaaten bis zum Grauenhaften wuchsen und Rosas mit übermenschlicher Gewalt alles zermalmte, flüchteten sich viele Spanier und Leute aller Nationen aus jenen Gegenden auf die Grenze des brasilianischen

Gebiets, um eine Aenderung des traurigen Zustandes in den Plataſtaaten abzuwarten. Damals war noch keine Stadt am Platz von Uruguayana. In Zelten und Baracken aller Art lebten die Menschen, bis sich ein kleiner Ort aus dem Chaos herausbildete. Nach dem Fall von Rosas gingen zwar viele wieder fort; doch blieben gar manche rege Kräfte zurück, an die sich neu hinzukommende anreihten, sodaß Uruguayana eine Villa von mindestens 2000 Einwohnern ist, in der sich an allen Ecken und Enden die lebhafteste Handelsthätigkeit kund gibt.

Allein an Franzosen gibt es über hundert im Oertchen, unter ihnen Leute von der besten Erziehung und dem unbescholtensten Rufe. Ja fast möchte man in Uruguayana keine brasilianische Stadt mehr erkennen, wohl aber eine spanisch-französische, die sich in ihren Lebens- und Handelsverhältnissen mehr an Buenos-Ayres und Montevideo als an Porto Alegre und Rio-Grande anzulehnen scheint.

Originell spanisch-amerikanisch erschien mir gleich der Landungsplatz. Der Fluß ist bei seiner schönen Breite sehr flach. An einer Menge von Stellen sieht man den Sand in gelben Streifen durchschimmern, und ein Erwachsener braucht nur dicht vor Restauracion einige Züge zu schwimmen, um den breiten Strom zwischen beiden Orten zu durchwaten.

Das Ufer von Uruguayana selbst ist ebenfalls sandig. Eine kleine Flotte von Schiffen und Booten liegt am Flußrand und wunderliche Erscheinungen treiben dazwischen ihr Wesen. Spanische Mischlinge von allen Zusammensetzungen in lotteriger und doch höchst malerischer Gauchotracht, die breite Decke beinkleidartig umgeschlagen um Hüften und Schenkel, suchen faullenzend Arbeit und arbeiten faullenzend. Einzelne Carreten fahren vom Strand zur Stadt hinauf, während der eine oder andere Reiter in flatterndem Anzuge zum Ufer hinabgalopirt. Am Wasser selbst, auf vorgescho-

benen Steinen waschen Weiber aus allen Rassen und Mischungen ihre Wäsche unter ungeheuerm spanischen Geschnatter und ausgelassener Lustigkeit. Unter den wirklich halbwilden und zügellosen Frauen sieht man oft schöne Weiber, deren pikante nußbraune Reize im milchweißen Nordeuropa Aufsehen erregen würden. Alles ist Lust, wildes Leben und Elasticität an ihnen.

An einzelnen Zelten und Baracken im Sande spielen hübsche Kinder umher oder stehen um eine deutsche Drehorgel, die einen Strauß'schen Walzer und eine Polka spielt. Höchst komisch machte sich eine Gruppe von Mädchen von acht bis zwölf Jahren: auf einem im Sande ausgebreiteten Bettuch spielten sie mit toller Leidenschaft und Wuth Karten, und zitterten förmlich vor Erwartung über den Ausgang des Spiels, denn sie spielten um Kupfermünze, um Geld. Leidenschaft ist alles bei diesen Kindern; Kartenspiel und Kokette-rie ist ihre Schule, ihr Morgen, ihr Abend, ihr Sinnen und Trachten.

Die Stadt selbst ist eben noch im Beginnen. Doch präsentirt sie sich ganz neu und wohlhabend am Abhang und auf der Höhe des Ufers und ist mit schönen breiten Straßen nach einem guten Plan angelegt.

Im Hause des Herrn Karl Kasten aus Oberstein fand ich eine höchst angenehme Ueberraschung: ein vollkommen europäisches Handelshaus und einen vollkommen europäisch gebildeten jungen Mann in Herrn Kasten selbst, dessen vollendete, ja ausgesuchte Erziehung viele junge deutsche Kaufleute, die ich in Brasilien kennen gelernt habe, übertrifft. In jeder Hinsicht, beim Anblick seines Geschäftslokals, seiner Zimmer, seiner Bibliothek findet man den durchgebildeten Deutschen heraus. Ich war überrascht, hier Byron, Rousseau, Humboldt's Kosmos und Reisen, nebst andern vortrefflichen belletristischen Werken und naturhistorischen

Sachen zu finden. Am meisten aber freute ich mich immer über den jungen wohlgebildeten Mann selbst, der ebenso eifrig im Geschäftsleben wie wohlunterrichtet und erfahren in Mineralogie und geologischen Verhältnissen ist. Er scheint mir auch im ganzen Ort die anerkannteste Persönlichkeit zu sein.

Meine nächste Pflicht, nachdem ich mich bei unserm ausgezeichneten Landsmann einquartiert hatte, war nun meine kleine Reise zum alten „Don Amado", unter welchem Namen der alte Aimé Bonpland am ganzen Uruguay bekannt ist. Herr Kasten, ein specieller Freund des alten berühmten Botanikers, leistete mir aufs hülfreichste die Hand dazu. Da er auch in Restauracion genau bekannt war, so hielt er für das Beste, daß wir noch denselben Tag uns drüben nach Pferden umsähen, damit ich gleich für den folgenden Morgen nach Santa-Anna, acht Leguas südwestlich von Restauracion, aufbrechen könnte.

Kaum war ich demnach einige Stunden in Uruguayana gewesen, als ich schon wieder mit Herrn Kasten über den Uruguay fuhr und beim Sonnenuntergang nach Restauracion hinaufwanderte.

Also ein Ausflug ins corrientinische Gebiet hinein!

Restauracion ist ein ziemlich vernachlässigtes Oertchen, welches mit seinen 2000 Einwohnern, wenn es so viel hat, in einem wunderlichen Dolce far niente zu leben scheint. Alles ging spazieren, alles stand vor den Thüren, alles kicherte und schnatterte spanisch. Zum ersten mal in meinem Leben war ich in einer spanisch-südamerikanischen Stadt. Und von diesen Städten sagt man allgemein, daß ihre Frauenwelt besonders reizend und anmuthig sein soll.

Und wirklich fiel mir das, sowie wir nur eben durch Restauracion gingen, ganz merkwürdig auf. Wirklich reizende Weiber sah ich unter den Restauracionerinnen, reizend — aber auch von einem schrecklich frivolen Ausdruck.

In einem französischen Restaurant trafen wir höchst liebenswürdige Correntiner, die aber alle keinen Lebensberuf, keine Familie zu haben schienen, und in ihren Reden über Leben, Familienverhältnisse und gesellschaftliche Formen die lebhaftesten Kennzeichen eines moderirten Mormonismus verriethen. Mate, Guitarre und Las ninhas bilden das Triumvirat jener Republikaner. Beim Abendtisch, an dem etwa zehn Personen theilnahmen, wurden Gespräche geführt, deren überzuckerte Frivolität ziemlich alles übertraf, was man in diesem Genre nur zu hören bekommen kann.

Gerade fand sich ein Peon, ein Reitknecht aus Concordia mit zwei Pferden im Ort, der am nächsten Morgen wieder aufbrechen wollte. Wir wurden miteinander einig, daß er mich nach Santa-Anna, der Estancia des alten Bonpland, bringen sollte.

Allein mit dem mir ganz wildfremden, dunkelbraunen Kerl, einer echten Pampasfigur, und ohne alle weitere Waffen als mein Taschenmesser, stieg ich am nächsten Morgen (17. April) auf den hohen correntinischen Gaul, und galopirte, mein Brauner voran, landeinwärts gen Westen auf einen fernen Palmenwald los, wie man ihn nicht schöner sehen kann. Aus dem mäßig ansteigenden Cuchillo ragten ohne alle Spur eines Unterholzes Hunderte von schlanken Stämmen frei und luftig empor, und wiegten die Kronen im Morgenwinde, ohne daß irgendein Baum aus einer andern Pflanzenfamilie den Eindruck gestört hätte, den diese kleine Palmenwelt in ihrer vollen Reinheit, ich möchte sagen: in ihrer afrikanischen Form hervorbrachte.

Gleich hinter diesem afrikanischen Palmetum scheint aber wirklich ein Afrika zu liegen. Eine vollkommene Pampas-Natur beginnt. Wenn auch in unabsehbarem Raum die Fläche noch etwas gewellt ist und weithin sich erstreckende Cuchillos bildet: so erscheint sie dennoch, von einem nur einigermaßen

erhabenen Standpunkt gesehen, wie eine vollkommene hier und dort nur etwas geneigte Fläche, in deren leichten Vertiefungen einiges Gebüsch, meistens Mimosen, sich hin erstrecken und oft wie natürliche Zäune erscheinen. Sonst zeigt sich nirgends einiger Baumwuchs.

Ganz kurzes grünes Gras überzieht den weiten Raum, auf dem auch hier Rinder und Pferde ihr ungestörtes Wesen treiben, erstere in viel geringerer, letztere in viel größerer Anzahl als in Rio-Grande, wodurch das Bild des Zügellosen, Vereinsamten, Verwilderten hier noch viel lebhafter als in der brasilianischen Provinz sich herausstellt. Denn unbedingt liegt in einer Rinderheerde mehr der Ausdruck des Friedens, der Ruhe, des Stetigen: während die flüchtigen Scharen der Rosse mehr an zersprengte, kriegerische, zerstörte, und zerstörende Verhältnisse erinnern, gerade an Verhältnisse, wie sie den Plata-Republiken vollkommen eigen sind. Herrliche Pferdescharen sah ich auf der grünen Fläche, eine kräftige, starke Rasse voll Muth und Feuer, und laut aufwiehernd bei jeder etwas fremdartigen Erscheinung.

Außer ihnen irren nur einige Hirsche und Rehe umher im endlosen Revier, Thiere von außerordentlicher Schüchternheit und Flüchtigkeit, deren rascher Lauf ihnen den Ausdruck der vollendetsten Zierlichkeit gibt.

Anders dagegen ihr Feldgenosse, der Strauß! Zwar ist auch er schnell im Rennen, aber mit dem vollen Ausdruck des Unbeholfenen und Täppischen. Er verhält sich im Laufen zum Hirsch der Pampas, wie das Kameel der Wüste sich zum arabischen Roß verhält. Dicht vor uns sprang einmal ein Ema auf. Mein voraufreitender Peon jagte ihm in gestrecktem Galop längs unsers Weges nach, ich folgte beiden in gleicher Weise, denn es ergötzte mich der frische, wilde Ausdruck des rennenden Vogels, des schnaubenden Rosses mit seinem braunen Gaucho, dessen zerlumpter Poncho und

weites Beinkleid ebenso flott hinter ihm herflatterte wie sein dunkles schwarzes Haar unter dem kleinen Chilihut. Alles war Leben und fortstürzende Bewegung in der kleinen Gruppe mitten im unendlichen Raum. So stoben wir einige Minuten dahin. Mit den Bolos oder Werfkugeln hätte der Correntiner den Strauß gewiß niedergeworfen. Unbewaffnet aber, wie er war, mußte er seine Beute fahren lassen. Das Ema brach ab vom Weg und verlor sich. Wir selbst verfolgten unsere Straße weiter, und im langsamen Schritte verschnauften sich die keuchenden Gäule.

Vier Leguas in westlicher Richtung waren wir der Straße nach Concordia gefolgt; kaum einige Reiter und Carreten waren uns begegnet. Das eine oder andere Lehmhaus in der Ebene blieb fernab vom Weg liegen. Es war ein einsamer Ritt. Und doch ward er noch einsamer! Der Peon bog linksab von der Straße. Ohne einigen Weg ritten wir südwestlich, südlich und zuletzt selbst südöstlich vier andere Leguas, während welcher kaum ein Busch, ein Grund mit Mimosen, kaum einige Rinderheerden und trabende Pferde die wirklich furchtbare Einöde des Grasmeeres unterbrachen.

Endlich erblickten wir vor einem grünen Baumgarten ein kleines Gehöft. „Dort wohnt Don Amado", sagte mein Peon, und in wenig Minuten hielten wir vor dem Hause.

Doch ist der Ausdruck Haus hier euphemistisch aufzufassen. Die Wohnung des alten Aimé Bonpland bei Restauracion in Corrientes bestand aus zwei großen, in einem rechten Winkel an der Eingangsseite sich treffenden Hütten, deren Lehmwände durch Bambusstäbe und geringes Balkenwerk einigen Halt hatten. Das Dach war von Stroh, auf Bambusrohr festgebunden.

Neben diesen beiden großen Hütten war eine Art von bedecktem Verschlag, auf dessen Boden einige Steine zusammen gelegt waren: Küche und Kochherd des berühmten Mannes.

Neben dem ganzen stand eine alte Carrete und einiges Pfahlwerk zum Trocknen von Fleisch und Anbinden von Pferden.

In die beiden Hüttenhäuser führten zwei Thüren. Fenster hatte die Wohnung nicht; Licht konnte von außen durch die offenen Thüren und die vielen Abbröckelungen und Risse in den Lehmwänden hinreichend hineindringen. Gegen die Rückenwand der einen Hütte waren zwei Baumstämme als Stützen angelehnt; sie neigte sich stark hintenüber, und das Dach war in fast beängstigender Weise gesenkt.

Vier große Hunde schlugen an, als ich abstieg. Anfangs erschien niemand. Ich klopfte in die Hände; lauter bellten die Doggen. Ein junges, wohlgebildetes Mädchen von etwa funfzehn Jahren kam aus der Thür und fragte mich bescheiden auf Spanisch, was ich wolle.

Ich gab einen Brief, den mir Herr Kasten mitgegeben hatte, ab. Der Alte schlief. Ich ging in die Hütte hinein, welche als Wohn, Eß- und Besuchszimmer diente. Ein breites Bret auf zwei Fässern liegend diente als Tisch; eine Bank und zwei Stühle waren zum Sitzen bestimmt; zwei Bettstellen ohne Betten dienten zum Empfang und Beherbergung von Gästen. Eine Menge von Sattelzeug, Häuten, Zwiebeln u. s. w. lag im dunkeln Hintergrund des Raumes.

So wohnte Bonpland, unsers berühmten Humboldt Reisegefährte! Ich konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

Das junge Mädchen setzte sich mir gegenüber, ein bescheidenes, wohlgesittetes Kind, was mir das höchste Interesse erregte — man hatte mich in alle Verhältnisse des alten Mannes eingeweiht —, und erzählte mir, Don Amado wäre schon seit einigen Monaten kränklich und es wollte gar nicht mit ihm besser werden; doch würde er gleich kommen, denn er ginge noch immer am Tage umher.

Da kam denn endlich der alte unermüdliche Botaniker,

einfach gekleidet in Hemd und Beinkleidern aus weißem Baumwollenzeug. Fünfundachtzig vielbewegte Lebensjahre hatten tiefe Furchen in das liebe, freundliche Gesicht des Mannes gegraben, dessen Augen aber noch so rein und klar um sich schauten, wie nur immer möglich. Herzlich und freundlich empfing er mich und entschuldigte seinen ärmlichen Hausrath, den seine Gastfreundlichkeit nur noch mehr dadurch verrieth, daß er mir Fleisch rösten ließ und kaum ein Messer und eine Gabel auf zinnernem Teller mir vorsetzen konnte.

Dann geriethen wir, nachdem ich mit Hülfe meines Taschenmessers und meiner Finger meine Mahlzeit beendet hatte, in gar buntfarbige Gespräche über Botanik und Politik, Estancias und Paris, Humboldt und Sta.-Borja: gar zu arg schweiften des Alten Gedanken umher in den unermeßlichen Räumen, die er durchmessen, und in der gewaltigen Zeit, die er durchlebt hatte. Aber immer noch mehr Raum wollte er, immer noch mehr Lebenszeit erwartete er mit einem gewissen Heißhunger. Wie sollte Santa-Anna, das einsame, reglose, leblose nach einigen Jahren aussehen!

Ich mußte ihm unendlich vieles erzählen, besonders von Humboldt und meinem Besuch bei demselben am 12. Dec. 1856. Aber er ward matt, weswegen ich ihn dringend bat sich auszuruhen, währenddessen ich seinen Garten und das offene Feld besehen wollte. Das war aber nicht leicht. Der gute alte Don Amado war recht eigensinnig und schien mir meinen guten Rath fast übel zu nehmen. Er litt sehr heftig an einem chronischen Blasenkatarrh, der mir nach allem, was er mir darüber sagte und mittheilte, sehr bedenklich erschien. An Stein behauptete er durchaus nicht zu leiden. Ueberhaupt schien er sich all sein Kranksein möglichst ausreden zu wollen, und vorsichtigerweise glaubte ich auch auf nicht mehr eingehen zu dürfen, als er mir ganz beiläufig mittheilte.

So ging er denn wieder in das andere Haus hinein, um sich wieder hinzulegen. Ich besuchte seinen Garten einige hundert Schritt vom Hause fern. Gerade wie in Sta.-Borja waren hier besonders Orangen, Pfirsichen und Rosen angepflanzt, auch einiger Ricinus, Feigenbäume und etwas Gemüse. Aber das überhandnehmende Unkraut redete davon, daß der Gärtner nicht mehr mit voller Sorge wachen und arbeiten könne.

Rings um den Garten streckt sich nun das freie Feld hin. In der Entfernung einer starken halben Meile sieht man das Gebüsch vom Ufer des Uruguay herschimmern; sonst ist alles eine monotone Grasfläche.

Die Regierung von Corrientes schenkte dem alten Botaniker für seine Bemühungen um ein patriotisches Museum der Republik einen großen Campo am Uruguay, dessen Werth man auf 10000 spanische Thaler anschlagen kann. Doch hat er für den alten Mann eigentlich gar keinen Werth, denn es fehlen ihm alle Mittel, denselben mit Vieh zu besetzen. Dennoch hat der alte Bonpland, in dessen Kopf es wimmelt von einer Menge von Planen, die feste Idee, seine weite Estancia noch selbst zu bewirthschaften. Eine ganze Reihe, ja alle seine Vorhaben aber sind bei seinem Alter, seinem Gesundheitszustand und seiner relativen Mittellosigkeit unausführbar. Statt nun sein Land zu verkaufen oder zu vermiethen und mit dem Ertrag davon und einer französischen Pension von 3000 Francs ruhig zu leben, darbt er aufs bitterste in seinem Reichthum und erträgt alle nur denkbaren Entbehrungen, um sein Land selbst zu bewirthschaften.

Und darin läßt er sich nicht rathen und nicht helfen. Jedermann achtet und ehrt ihn, aber er will von niemand etwas, besonders keinen Rath, keine Hülfe; ja er scheut es fast in seiner Noth mit Menschen zusammenzukommen: sie könnten ihm einen guten Rath geben oder Hülfe anbieten

wollen. In der Stadt Restauracion hat ihm die correntinische Regierung ein Häuschen angewiesen, aber er kommt nur zuweilen dorthin; die ganze Stadt liebt den alten Don Amado, er aber will nichts von der ganzen Stadt. Kurz, man muß den Alten gewähren lassen, solange es Gott gefällt. Als er so vor mir saß und ich ihn mit ärztlichem Auge musterte, da konnte ich den wehmüthigen Gedanken nicht von mir abwehren: daß, wenn er auch gerade an dem Tage etwas mehr als wol sonst angegriffen sein möchte, er doch wol schon in einigen Tagen sein Leben beschließen würde.*)

Seine Manuscripte und Herbarien liegen in Corrientes, wo er Director des naturhistorischen Museums ist oder war. Noch immer ist er botanisch thätig und zeichnet sorglich von jeder Reise, die er macht, die einzelnen Erscheinungen auf. Eins aber ist auch dabei verfehlt, was er selbst eingesteht: er ist, nachdem er neun Jahre in der Gefangenschaft von Paraguay gewesen, hinter der Wissenschaft etwas zurückgeblieben und würde jetzt nicht mehr dem Fortschritt der Botanik folgen können. So mag denn auch in seinen Sammlungen und Aufzeichnungen neben vielem höchst Bemerkenswerthen doch auch gar vieles veraltet und verkommen erscheinen.

Am Abend ließ er mich in seinen Privatrancho kommen, wo er auf seinem Bette lag. „Erst seit vier Wochen habe ich mir ein ordentliches Bett angeschafft", sagte er mir heiter, „früher genügte mir jedes Lager." Immer neue Fragen that er, wie sehr ich ihm auch halblachend Ruhe anempfahl, denn ernsthaft durfte auch ich ihm keinen Rath geben. Dann kamen einige Leute nach Hause, die im Felde etwas gethan

*) So dachte ich am 17. April. Am 4. Mai schon verstarb der liebe Alte.

hatten, auch zwei Knaben von etwa zehn und zwölf Jahren, die Brüder jenes jungen Mädchens. Da wünschte ich denn dem Alten, der mit ihnen zu sprechen hatte, eine gute Nacht und legte mich schlafen.

Am folgenden Morgen früh sollte ich wieder zurückkehren nach Uruguayana. Bonpland war nach einer schlechten Nacht ziemlich matt und angegriffen. Ich bat ihn, er möchte gänzlich und in jeder Hinsicht über mich disponiren, falls ich ihm in irgendwelcher Hinsicht behülflich sein könnte in Bezug auf seine Arbeiten, Manuscripte; ich bat ihn so dringend, als das mit Vorsicht geschehen konnte. Aber es ging mir wie allen seinen Freunden: er bedurfte keiner Dienstleistung. Doch gab er mir einen Brief an Dr. Pujol, den Generalgouverneur der Republik, mit, den ich in Restauracion zur Weiterbeförderung durch die Post abgeben sollte.

Da ich nun dem lieben alten Mann in gar nichts irgendwelchen Dienst leisten sollte, so nahm ich, nachdem er mir als ein mir unendlich liebes Andenken zwei mal seinen Namen auf ein Stück Papier geschrieben hatte, Abschied von ihm mit gerührtem Herzen und tiefer Wehmuth. Ich hätte ihn so gern beredet, nach Europa oder doch wenigstens nach Rio-de-Janeiro, Montevideo oder Buenos-Ayres zurückzukehren, aber ich fühlte es mit ihm, ja viel mehr noch als er selbst, seine Zeit war vorbei. Er war keine Gegenwart mehr; er gehörte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an, nicht der zweiten: ein melancholisches Denkmal für alle diejenigen, welche im Leben etwas Großes, Rühmliches in der Wissenschaft erjagen, und nur das Eine vergessen, daß jegliche Geistesblüte nur da ihren vollen Duft und Farbenschmuck hat, wo sie mit geschickter Hand sinnig in den vollen Kranz europäischer Gesittung hineingeflochten ist.

Mir schien Bonpland selbst bewegt zu sein, als ich seine beiden welken Hände mit meinen Händen drückte zum Ab-

schied. Nicht viele von denen, welchen das Glück zu Theil ward, dem großen Alexander von Humboldt in Berlin die Hand drücken zu dürfen, sind bis hinter den fernen Uruguay gegangen, um den alten Bonpland zu besuchen. Mir war es eine innere Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht: die Estancia von Santa-Anna auf dem rechten Ufer des Uruguay war der südwestlichste Punkt meiner ganzen Reise, mein eigentlicher Wallfahrtspunkt. Und wer weiß, ob ich nicht einer der letzten Sendboten europäischen Stammes, europäischer Wissenschaft gewesen bin, der viele Meilen weit hergekommen war, um für sich selbst und im Namen der Wissenschaft dem alten Bonpland Hochachtung, Liebe und herzliche Freundschaft entgegen zu bringen.

Sein großes, starkes corrientinisches Reitpferd stand, ohne Wegweiser freilich, da mein Peon seiner Wege nach Hause geritten war, gesattelt vor der Thür, und in nördlicher Richtung jagte ich ganz allein durch das grüne Gefilde. Kein Weg führte mich, kein Begleiter störte mich; ich war allein mit meinen wehmüthigen Gedanken an den alten vergangenen Bonpland.

Aber der herrliche Morgen machte sein Recht geltend, ein frischer, klarer Sonntagsmorgen! Hirsche und Strauße rannten im Felde umher, und die feurigen Pferde der Pampas stoben auseinander, wenn ich in ihre Haufen hineinjagte.

Unendlich lieblich war die kleine Sonntagsflora. Besonders häufig war eine kleine gelbe Iris, ein Sisyrinchium und eine Ixia. Drei Oxalisarten, gelb, roth und blauroth, bildeten kleine Partien im Gras. Im frischen Wind wehte eine unendlich kleine Akazie mit langen rothweißen Staubfadenbüscheln hin und her: kaum eine Pflanze, denn die Blüte scheint direct aus der Erde zu kommen. Dazu zeigte sich eine gelbe Zwerglantane und eine zahlreiche, zarte Convolvulus vom reinsten Himmelblau, nebst einer Clitorea,

ebenfalls einer stamm- und stiellosen Pflanze. Hinzu gesellt sich eine einfache gelblichröthliche Papilonacee auf kurzem Stiel zwischen wenigen, aus zwei Paar Foliolen zusammengesetzten Blättern, in welcher Einfachheit ich die Pflanze überall am Uruguay gefunden habe. Auch eine kleine, am Boden kriechende Mimose sah ich; alles war klein niedrig, am Boden kriechend und eben deswegen anmuthig und bescheiden aussehend. An feuchten oder ganz nassen Stellen treten Pontaderien, Villarsien und große Canna-Arten auf.

Nach einem Ritt von vier Leguas durch die menschenleeren, einsamen Grasebenen kam ich wohlbehalten in die Straße von Concordia, auf der ich dann mit großer Sicherheit die andere Hälfte Weges nach Osten fortgalopirte.

Ich kam nach Restauracion zurück und fuhr um 1 Uhr über den Uruguay nach Uruguayana hinüber, wo man eigentlich meinen Ritt nach Santa-Anna und besonders meine Rückkehr ganz allein von dort nach Restauracion etwas scharf kritisirte. Man redete dabei gar nichts Gutes von den Nachbarn drüben im Correntinischen: wirklich war ich kaum eine Stunde zurück, so ward drüben ein Bootsmann am Ufer niedergestochen. Die kleinste Widerrede ruft einen Messerstich hervor, und man wollte mich fast davon überreden, daß man im Correntinischen einen Mann, zumal einen Fremden, um eines Zaumes, um eines Poncho willen schon vom Gaul herunterschießt, wenn er sich allein treffen läßt.

Das kann alles wol möglich sein; schlimm genug sehen die Leute schon aus. Wenn man aber alle Möglichkeiten voraussetzen will, die zu beiden Seiten des Uruguay vorkommen können, so muß man dort gar nicht reisen, wenigstens nicht ohne Escorte. Mordgeschichten hat man mir genug erzählt.

Auf jeden Fall dankte ich Gott, daß ich in jenen nicht ganz geheuern Gegenden so glücklich gewesen war, und rüstete

mich zur möglichst schnellsten Rückkehr nach dem Osten über Alegrette, S.-Gabriel, und wenn das Wetter gut bleiben sollte, auch noch über Cassapava.

Unterdeß verlebte ich noch einige Stunden in der Gesellschaft des Herrn Kasten, durch den ich auch einige Deutsche flüchtig kennen lernte.

Die erste Familie ist die eines deutschen Kaufmanns, des Herrn Fabricio, der ein bedeutendes Geschäft und ansehnliches Vermögen besitzt. Er selbst befand sich auf einer Geschäftsreise. Doch empfing uns seine Frau mit großer Freundlichkeit und echt deutscher Biederkeit. Die Familie stammt aus S.-Leopoldo her.

Die Frau war schon elf Jahre in Uruguyana und hat den Ort eigentlich entstehen sehen. Allerdings ist nach ihren Erzählungen der jetzige Zustand der Villa ein wahres Wunder. Der kleine Ort hat eine civilisirte Gesellschaft, die ihre monatlichen Bälle gibt und sogar ein eigenes, recht hübsches Haus dazu hat bauen lassen; ein vollkommen feiner europäischer Gesellschaftston soll dort herrschen. Um sich dazu auch vollkommen auszurüsten, findet die schöne Welt Glacéhandschuhe, seidene Kleider von 500 Francs Werth und eine Menge der luftigsten Damenartikel, die aus der Feder eines plumpen Reisenden gar nicht heraus wollen, in den eleganten Magazinen der Villa aushängen. Längst ist der „Ballon" bis hierher vorgedrungen!

Eine funfzehnjährige Tochter jenes deutschen Hauses culminirte gerade als erste Schönheit im Zenith der schönen Welt von Uruguayana, ein schönes, schlankes, aus spanisch-französischen Stoffen zusammengewebtes Menschenbild, in welchem ich alles vermißte, was eine deutsche Natur constituirt, und alles vereint fand, was in der Ballgesellschaft Furore macht. Zwei ältere Schwestern wohnten schon im Ort verheirathet.

Auch einen wackern deutschen Sattler lernte ich kennen, der mir auffiel wegen seines anständigen Betragens und seines hübschen Magazins, wo ausgesucht feine Lederarbeiten hingen. Kaum begreift man, wozu die gute Villa von Uruguayana so elegante Damensättel nöthig hat, wie ich dort sah!

So hat sich denn selbst hier am fernen Uruguay ein deutsches Element entwickelt im Familienleben und rüstigem Geschäftstreiben. Und nach dem offenen Geständniß der Deutschen hat auch hier allein die Arbeitslust derselben die günstigen Resultate erzielt, nichts anderes. Der deutsche Faullenzer und Herumtreiber — und auch solche bemerkte ich in Uruguayana — wird auch dort als solcher bald erkannt und geht bald als solcher zu Grunde im wüsten Treiben anderer Abenteurer aus Frankreich, Spanien, Italien und den Plataprovinzen, von denen es am Rand des Uruguay wimmelt zu beiden Seiten des breiten Stromes.

Im Garten des Herrn Kasten hatte ich noch einen Anblick eigener Art. Es war dort an einer eisernen Kette, aber sonst im Freien, ein schöner Tiger aus Corrientes angebunden, der noch ganz jung war und ganz, obwol er schon ziemlich ausgewachsen war, nach Art einer Katze spielte. Da lag er gern auf dem Rücken und schlug mit den Tatzen spielend gegen Stöcke und Stangen, die man ihm vorhielt, und ließ sich dann auch mit der Hand anfassen. Und doch hatte auch noch das spielende Unthier etwas Furchtbares an sich, wenn es den Rachen des listigen Katzenkopfes aufriß und den rothen Schlund sowie die schneeweißen Zähne zeigte. Es bekam aus einem Topf Wasser zu trinken, wobei es gerade so mit der Zunge das Wasser aufklatschte oder aufschlappte wie die Katzen. Wenn es drei bis vier mal mit der Zunge aufgeschlappt hatte, schluckte es das Wasser in einem Stoß hinunter.

Nach dem Trinken spielte die Unze ganz wie eine Katze

mit dem Gefäß und wollte es zerbeißen. Herr Kasten wollte das Gefäß fortnehmen, aber das Thier ward bös und aufgeregt, bis sein Herr ihm einen tüchtigen Hieb mit einem Stock versetzte, wo es denn zusammenfuhr und sich im selben Moment den Topf aus Klauen und Zähnen herausnehmen ließ.

Das wunderschöne Thier war für den Zoologischen Garten in Berlin bestimmt.

So blickte ich denn noch einmal, zum letzten mal, auf meinen Spaziergang, vom obern Ende der Stadt über den breiten Uruguay hinaus, der hier an seiner schmalsten Stelle 600 Brassen breit ist und einen breiten Bogen macht, sodaß die Ueberfahrt nach Restauracion wol an 2000 Brassen beträgt, wodurch der Fluß das Ansehen eines Landsees bekommt.

Ich schied vom Strom wie von einem lieben Bekannten. Gar manche Stunde einsamer Unterhaltung und Anschauung hatte ich auf seinen Ufern zugebracht; gar zu gern hatte ich das köstliche Trinkwasser aus seinen Fluten geschöpft und getrunken, mehr als ein mal mich in seinen Wellen gebadet. Und doch haftete am breiten Strom überall ein Ausdruck düsterer Schwermuth, den ich nur zwischen den Orten Uruguayana und Restauracion nicht fand. Hier erschien ein keckes, wenn auch halb zügelloses Leben auf den Ufern und dem Wasser selbst. Möge das sich immermehr potenziren und in jeder Hinsicht veredeln!

Auf eine entschiedene Gefahr muß ich hinweisen, die der Strom mit sich bringt. Ein spanisch-amerikanisches Element zieht von Montevideo und Buenos-Ayres den Fluß hinauf nicht zum Heil des brasilianischen Elements. Viel zu viel Spanisch hört man, viel zu viel spanischen Einfluß bemerkt man. So weit geht das, daß man z. B. Briefe nach Europa, ja selbst nach Rio-de-Janeiro von der brasilianischen Villa Uruguayana mit der Post über Paisandu und Buenos-Ayres

schickt, statt zu Lande über Rio-Grande. Man behauptet, dieser Postenlauf durch fremdes Gebiet sei zuverlässiger als der ganze Postenlauf durch die eigene brasilianische Provinz. Das wäre sehr schlimm, wenn es wahr wäre. In Santa-Maria und in Sta.-Borja habe ich allerdings sehr bemerkenswerthe Posteigenthümlichkeiten erlebt. Alles geht langsam, furchtbar langsam.

Auf jeden Fall aber ist dieser Uruguay-Rand eine verwundbare Stelle von Brasilien, deren Sicherstellung nie genug bedacht werden kann. Der einzelne Reisende sieht und hört so viele Kleinigkeiten, so viele scheinbare Bagatellen, die dennoch eine ganze Symptomengruppe eines fieberhaften Zustandes bilden und Grund genug geben zu einer schlimmen Prognose.

Fünftes Kapitel.

Abreise vom Uruguay. — Uebergang über den Toropassi und Ibiraucahi. — Alegrette. — Eine deutsche Serenade daselbst. — Der Ibirapuitam. — Nacht in Tapevi. — Die Invernada von Sahicam. — Nacht vom Passo von S.-Simão. — Ritt nach S.-Gabriel. — Aufenthalt daselbst. — Uebergang über den Vaccacuhy-Grande und Ritt nach der Estancia von Cambay. — Caçapava. — Passo von S.-Lourenço. — Wiederankunft in Cachoeira, über Cruz-Alta nach Rio-Pardo. — Ritt nach Taquari. — Flußschiffahrt auf dem Dampfboot Jacuhy nach Porto Alegre.

Der Kapitän und würdige Platzcommandant von Uruguayana, Senhor Francisco Miranda Codorniz, ist ein höchst wackerer Mann. Man hatte mir vor meinem Ritt zum alten Don Amado fest versprochen, mir einige gute corrientinische Pferde zu besorgen, hatte mich aber sitzen lassen, und ich hätte immer einige Tage, ja vielleicht eine Woche lang warten können, wenn der genannte wackere Kapitän mir nicht am Abend spät noch versprochen hätte, mir schon am nächsten Morgen drei Pferde zu stellen.

Aber sein guter Wille war viel besser als die Pferde. An Anciennität im Dienst waren sie offenbar die ersten in der

Provinz, und beim Anblick ihres schlanken Baues vom tiefsten Mitleid ergriffen machte ich mir wirklich Vorwürfe, die armen Würmer requirirt zu haben, und trug ernstes Bedenken sie satteln zu lassen. Doch meinte mein Spahi, er hätte in Afrika schon schlechtere Thiere gesattelt. Und so wurde denn wirklich gesattelt.

Mit herzlichem Danke schied ich von Herrn Kasten und erreichte die Höhe des Campo. Ein günstiger Wind faßte dort die Rappen, welche, weil sie ungemein scharf gebaut waren, die Luft schnell durchschnitten. Kaum waren wir einige Minuten von Uruguayana entfernt, so befanden wir uns auch schon wieder in der vollkommensten Pampasnatur. Baum, Strauch, Garten, Anpflanzung, Menschenleben, alles war verschwunden; die kurze Grasvegetation erfüllte den weiten Raum um uns, und der Himmel ruhte auf einer erstarrten Meeresfläche, in der wir auf ganze Stunden die alleinigen Menschen waren, die sich sehen ließen. Selten kam ein einzelner Reiter angalopirt und jagte schweigend an uns vorüber; manchmal sahen wir in weiter Ferne einen Peon mit dem Laço Pferde einfangen, und oft drang das Gewieher der muthigen Thiere bis an unser Ohr; oder es schrie der Queroquero seinen frechen Ruf um uns herum, wenn wir es wagten ihn von seinen feuchten Aufenthaltsorten zu verscheuchen. Sonst war alles still und stumm. Der Wind strich mit seinem Sausen durch die Ebene. Einige Strauße, die wir vor uns aufjagten, vollendeten das Bild einer afrikanischen Einsamkeit. So begann ein Ritt von ungefähr 120 Leguas, den ich bis Rio-Pardo zu machen hatte, um von dort mit dem Dampfschiff nach Porto Alegre zurückkehren zu können.

Nach einem Ritt von sechs Leguas kamen wir zu einer Estancia, wo ich auf einen mitgebrachten Brief hin neue Pferde bekommen sollte. Doch war der Herr des Hauses

nicht auf der Estancia; dagegen schien mir aus dem Hause von seiten einer Hausfrau so schlechte Laune entgegenzuschallen, daß ich es für das Beste hielt meinen Matungo wieder zu besteigen. Und noch einmal mußten die Pferde des guten Codorniz ihren Marsch gehen.

Und ausgezeichnet gingen die vielverkannten ihren Marsch! Ich war nicht wenig erstaunt, als wir, in ununterbrochenem Trab fortschlendernd, uns unmittelbar nach Sonnenuntergang am Toropasso, einem kleinen Nebenfluß des Ibicuhy, etwa zehn Leguas von Uruguayana, befanden.

Von allen Nebenflüssen, die der Uruguay aus der Provinz Rio-Grande an sich zieht, ist der Ibicuhy unbedingt der bedeutendste. Er entspringt auf dem Höhenzug, der die Provinz Rio-Grande gerade in ihrer Mitte in eine östliche und westliche Hälfte theilt. Seine beiden Hauptarme laufen im Anfang vom Norden und Süden einander zu; dann nehmen sie vereint eine westliche Richtung bis zum Uruguay, auf welchem Laufe sie noch einige kleinere Nebenflüsse aufnehmen.

Der vom Süden kommende Hauptarm heißt Ibicuhy-Grande, auch Rio da Santa-Maria, der vom Norden und Nordwesten kommende Ibicuhy-Mirim mit dem Toropi, den ich schon im Anfang zu den Missionen traf. Als Nebenarme oder Nebenflüsse sind zu nennen der Rio-Jaguary und Itu auf der rechten, und der Ibirapuitim mit dem Inhauduy, sowie der Ibiraucay auf der linken Seite des Flusses.

Ich thue des Ibicuhy, wie wenig er bisjetzt auch eine Rolle spielen mag in der Schiffahrtsgeschichte, deswegen besondere Erwähnung, weil er in seinen östlichen Ursprüngen sich so dicht an die letzten Verzweigungen des Vaccacuhy-Grande bei S.-Gabriel hineindrängt und, wie es scheint, so wenig Terrainschwierigkeiten daselbst zu einer einstmaligen Kanalverbindung findet: daß sehr leicht einmal der Ostfluß der Provinz, jenes ganze Flußnetz des Guaiba, mit dem

Uruguay mittels des Ibicuhy in Verbindung gesetzt werden könnte, eine Verbindung, die für die Entwickelung der Provinz in ihren westlichen Districten von außerordentlichem Nutzen sein möchte.

Am Toropasso, dem ersten Zufluß auf der linken Seite des Ibicuhy, den ich traf, fand ich in der Vende, oder vielmehr an derselben, die einem Castilianer, Generoso, gehörte — Castilianer nennt man hier im allgemeinen die Einwohner der Platarepubliken —, ein nothdürftiges Unterkommen. Herr Generoso, der Castilianer, machte seinem Namen keine Ehre; er schlug, nachdem er uns ein verfallenes Loch neben seiner Vende zur Schlafstelle angewiesen hatte, uns seine Vendenthür vor der Nase zu, obgleich es erst 6 Uhr war. Nach einer Stunde machte sein Bursche sie wieder auf. Ich verlangte Abendessen. Aber man wollte um unsertwillen kein Feuer mehr machen, und so bekam ich glücklicherweise noch etwas Brot, Käse und Wasser statt Mittagessen und Abendbrot. Im allerbesten Humor verzehrte ich das und fing mit dem Generosissimo an zu reden. Nach einer Viertelstunde war der Castilianer der freundlichste, höflichste Mann von der Welt und schien sich in hohem Grade über sich selbst zu ärgern. Er wußte vor Entschuldigungen gar nicht was er anfangen sollte.

Da kam noch ein Reiter daher, der ganz anders empfangen ward, ein junger Mann mit enormen Silbersporen, die gewiß fünf Pfund wogen; die ganze Figur ein junger Cavalier von castilianischem Vollblut. Durch die offene Thür, die von der Venda ins Allerheiligste des Hauses führte, sah ich ihn bald zu den Füßen eines jungen, hübschen Mädchens sitzen und die Guitarre klimpern, letztere mit Metallsaiten bespannt, jede Saite von ihrer nächsten Octave begleitet, was allerliebst klingt. So klimperte der Heißsporn seiner Lady Percy eine Serenade nach der andern vor, und die Augen

der Castilianerin sangen Lieder ohne Worte dazu, liederliche Augenlieder, wie die ganze Grenzwirthschaft solche zu singen pflegt. Bis spät in die Nacht hinein dauerte das Duett, dessen Ausgang ich nicht weiß, weil ich darüber einschlief.

Früh saß ich am 21. April im Sattel, nachdem die Platzcommandanten-Gäule tüchtig gefuttert waren, und sie gingen auch mit rührender Treue an ihr Werk. Unerbittlich blieb die Gegend dieselbe; ich glaubte auf einem wirklichen Grasmeer zu sein.

Ich kam zur Estancia einer Witwe Martins, wo der Weg sich theilt. Mein Pferd ging etwas bergab und nach einer halben Legua bei einem weißen Grabmal vorbei, wo zwei Schwestern begraben liegen. Ich erwähne dieses Mals, denn es ist ein wichtiger Wegweiser für die, welche von Uruguayana nach Alegrette reisen.

Eine Meile ist es von dort bis zur ersten Estancia der Gebrüder Ribeiro, die in der ganzen Gegend den allergeachtetsten Namen haben. Einer von ihnen ist Deputirter und zugleich Präsident der Municipalkammer von Uruguayana; an ihn war ich brieflich empfohlen; leider war er abwesend.

Sein Capataz oder Verwalter wechselte uns unsere Pferde. Ungemein geschickt wußte er aus einer herangetriebenen Pferdeschar die für mich bestimmten Thiere mit dem Laço herauszufangen. Groß und weit ist das Feld, was hier den drei Brüdern Ribeiro gehört. Etwa neuntausend Rinder weiden auf demselben, dazu eine bedeutende Anzahl Pferde und Schafe, für deren Zucht die ganze Gegend ungemein passend zu sein scheint.

Die ganze Estancia ist ein Typus von Ordnung und Wohlhabenheit. Das Wohnhaus ist massiv und sehr hübsch ausgebaut. Sogar eine Büchersammlung fand sich vor, ein Zeichen von bedeutendem Fortschritt in diesen einsamen Gegenden.

Wohl einsamen Gegenden! Kaum hatten wir gefrühstückt, so waren wir auch schon wieder im einsamen Grasmeer. Einzelne Rinderheerden trafen wir; ungescheut gingen zahlreiche Strauße dicht am Wege umher.

Dicht vor dem Paß des Ibiraucahy führte unser Pfad durch eine Schlucht mit Gebüsch, welches einen hübschen Punkt bildete in der ewigen Grasfläche. Gleich dahinter ist der Abhang ganz bedeckt mit Quarzkrystallen, viele zerschmettert von den Rädern der durchziehenden Carreten, deren Weg gerade darüber hingeht. Einige Krystalle hatten kleine rothe Flecken im Innern, wodurch sie ein ungemein hübsches Ansehn erhielten. In der ganzen Gegend finden sich hübsche Silicate, Carneole, Achate u. s. w. Von einem Sammler ließen sich dort sehr brauchbare Sachen einsammeln.

Der Ibiraucahy selbst bildet einen freundlichen Punkt. Sein Thalgrund ist dicht belaubt, wenigstens für die Grasgegend, und ich weilte gern einen Augenblick im kühlen Bett des Flusses, wie gering auch sein Wasser dahinrinnen mochte.

Mit seiner Schlucht nimmt die Gegend einen etwas andern Charakter an. Die Ebene wird viel welliger; sie ist in steilen Abhängen unterbrochen und sieht einem Gebirgsanfang ähnlich. In den kleinen Tiefungen zwischen den Grashöhen findet sich überall Wasser trotz der anhaltenden Dürre, unter welcher seit Monaten die ganze Gegend schmachtete.

Daher war denn auch der Graswuchs reichlicher und saftiger um diese häufigen Wasseransammlungen. Im üppigsten Grün grenzte die Flur ringsher, und besonders behaglich bewegten sich hier zahlreichere Rinderheerden als wol sonstwo an den Abhängen umher.

Am auffallendsten war mir hier die Menge der Emas. Fast immer erblickten wir einige davon; ja einmal zählte ich in einem kleinen frischen Thalgrund deren über zwanzig mitten

zwischen den Kühen weidend. Je mehr ihrer beisammen sind, desto dreister erscheinen diese großen Vögel; einige kamen so nahe, daß man sie hätte mit einer Pistole erlegen können. So erschienen sie ziemlich furchtlos. Fingen sie aber erst einmal an zu laufen, so retteten sie sich gleich bedeutend weit, meistens auf einen Cuchillo hinauf, wo denn ihre Umrisse gegen den Himmel in anscheinend riesiger Größe seltsam abstachen. Wirklich ein seltsamer Anblick ist solch eine Heerde trabender Vögel. Gerade beim Laufen zeigen sie recht ihre Zwitternaturen. Den Kopf schräg vorausgestreckt und rosseartig trabend rannten sie dahin, und rudern in eigenthümlicher Weise mit den rudimentären Flügeln. Unwillkürlich fragt man sich, ob der Vogel hat ein Säugethier werden sollen, oder ob ein Säugethier hier Vogelform hat annehmen wollen.

Auch einige Mycterien gingen im Felde spazieren, ganz im Costüm unserer Störche, aber von derberm Bau und dickerm Schnabel. Auch sie gaben einer Gegend den Ausdruck tiefer Vereinsamung, denn sie sind keineswegs menschenfreundlich, wie jener Vogel des Nordens.

Gleich nach Sonnenuntergang ritten wir durch das grünende Ufergebüsch des kleinen Inhanduhy, eines Nebenflusses des Ibirapuitam. In einer kleinen Bende jenseits des Flüßchens schlugen wir unser Nachtquartier auf, d. h. wir legten uns in einem Verschlag neben dem ärmlichen Häuschen auf unser Sattelzeug und schliefen vortrefflich.

So konnten wir denn am 22. April morgens die letzten fünf Leguas nach Alegrette, welches vom Uruguay fünfundzwanzig Leguas fern ist, vollends abtraben. Die Gegend blieb wellig und hügelig, und wenn die Landschaft bebaut und mit Dörfern, Gärten und Kornfeldern besetzt wäre, so würde man sie unbedingt schön nennen müssen.

Bald erblickte ich das auf einer mäßigen Erhebung lie-

gende Städtchen Alegrette und hielt um 11 Uhr meinen Einzug in dasselbe, um nach dem ziemlich scharfen Ritt der letzten beiden Tage den Rest des Tages im Städtchen zu rasten.

Alegrette hat die Rechte einer wirklichen Stadt. Es finden sich 1412 Einwohner im Ort. Alles sieht neu und wohlhabend im Ort aus, weiße massive Häuser mit rothen Ziegeldächern, alles macht einen entschieden freundlichen Eindruck, zumal wenn man aus dem Grasmeer vom Uruguay her kommt.

Eine kleine Kirche mit drei leichten Spitzen auf dem Giebel macht sich schon von fern kenntlich. Sonst scheint kein auffallendes Gebäude im Ort zu sein. Doch verräth sich der lebhafte Handelsgeist überall; man entdeckt eine Menge von Waarenmagazinen, von denen einige recht hübsch ausgedehnt sind.

Ich quartierte mich, da im Ort kein Hotel ist, beim Delegaten des Orts, Herrn Libindo, ein und lernte in ihm einen Mann von der besten Gesittung und Erziehung kennen, mit dem ich mich aufs allerbeste unterhielt.

Bald kam denn auch der deutsche Arzt Reggnitz, um mich zu besuchen, eigentlich ein geborener Schwede, aber in Deutschland erzogen und wissenschaftlich ausgebildet, allgemein geachtet und als Arzt beliebt im Städtchen und dessen Umgegend. Außer ihm leben noch etwa vierzig Deutsche im Ort. Allen geht es gut; einer von ihnen ist selbst ein sehr reicher Mann; man zeigte mir eine ganze kleine Straße, die ihm gehörte. Viele von den jetzt in Alegrette ansässigen Deutschen scheinen von den letzten angeworbenen schleswig-holsteinischen Truppen abzustammen. Ich machte mit meinem Collegen einen kleinen Spaziergang durch die Stadt, die wirklich recht niedlich ist, ohne irgendetwas Merkwürdiges an sich zu tragen.

Am Abend erhielt ich sogar eine Einladung zu einer Ge-

sellschaft: aber wenn man eine Reisetour im Westen von Rio-Grande macht und fünfundzwanzig Leguas etwas parforce geritten ist, so freut man sich schon etwas über einige ruhige Augenblicke. Mit Behagen kleidete ich mich aus, was ich in den beiden letzten Nächten nicht gethan hatte, und legte mich in mein sauberes Bett im besten Zimmer des wackern Herrn Libindo; die Fenster gingen ins Freie hinaus.

Und doch sollte ich nicht ruhig einschlafen! Ich hörte unter meinem Fenster Menschen hin und her gehen und flüstern. Schon wollte ich wieder aufstehen und nachschauen, als zwei Harfen, eine Violine und eine Guitarre ein hübsches kleines Musikstück zu spielen anfingen. Sowie es beendet war, brach ein reichlich besetztes Männerquartett los. Hell und klar klangen die sonoren Stimmen durch die ruhige Mondnacht hindurch und ein deutsches Lied tönte mir mächtig an Ohr und Herz.

Ich war wunderbar überrascht, noch tiefer bewegt. Nacheinander sangen meine lieben freundlichen Landsleute die hübschen Lieder: „Brüder, lasset uns eins singen“ — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ u. s. w. Das Hauptlied war aber: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“ Zwischen jedem Liede spielten die Instrumente ein kleines Stück. Dann zogen alle still, wie sie gekommen waren, wieder fort durch den silberklaren Mondschein!

Schleswig-Holstein! Die Deutschen haben keine Nationalhymne, denn sie haben kein Vaterland. Sie haben aber seit Jahren einen Nationalschmerz, dem sie in Wort und Ton Lauf geben. In Deutschland selbst ist diese Nationalschmerzhymne polizeilich verboten. Da sind manche damit bis zum Uruguay gezogen. Schleswig-Holstein! Sonderbare Leute, dieses deutsche Volk! Man wirft sie für die Treue, die sie für Schleswig-Holstein haben, zur Heimat hinaus. Tausende von Meilen ziehen sie fort: tief, tief in den fremden

Welttheil hinein, und noch dort singen die Heimatlosen: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen."

Als die letzten deutschen Truppen nach dem Fall der schleswig-holsteinischen Sache nach Brasilien gekommen waren und sich eine Menge von Unordnungen und Insubordinationen herausstellten, weil weder Offiziere noch Gemeine des neuen Elements kundig waren, in dem sie sich bewegten: da wurden zahlreiche Kriegsurtheile nach dem preußischen Militärgesetz gesprochen von Leuten, die in Preußen nie eine Militärstellung eingenommen hatten, und unter Umständen, die sich in Preußen niemals hätten ereignen können. Damals saßen Gefangene auf dem mitten im Wasser liegenden Fort Lage in einer höchst bedauernswürdigen Lage. Nicht ohne den Kriegsminister, damals der edelmüthige Manoel Felizardo de Souza e Mello, um Rath und um Erlaubniß gefragt zu haben, reichte ich eine Bitte bei Sr. Majestät dem Kaiser für die armen Menschen ein, und hatte auch die Freude, diese Bitte nicht ohne Erfolg bleiben zu sehen, wenn ich auch nachher hörte, daß einige Offiziere der deutschen Corps sehr ungehalten darüber geworden wären.

So mochten vielleicht einige Schleswig-Holsteiner meinen Namen auch in Alegrette gekannt haben, und so kamen sie denn am späten Abend, um mir mit Gesang einige Freude zu machen. Dem Norddeutschen aber entstand ein tiefes Weh daraus!

Herr Libindo hatte mir mit großer Zuvorkommenheit alles zu meiner Weiterreise besorgt und als erster Machthaber im Ort mir sogar noch einen Gensdarmen zur Begleitung beigegeben.

Eben nach Sonnenaufgang trabten wir fort. Wirklich reizend ist die Aussicht von Alegrette nach Osten hin. Wenn es einem Maler erlaubt wäre, der Wirklichkeit um einige Zeit vorzugreifen und in die Niederungen östlich von Alegrette,

welche von einzelnen Höhen und Hügeln durchsetzt sind, schon jetzt das hineinzuzeichnen, was sich dort entwickeln wird, einzelne Dörfer, hier und dort eine weiße Kapelle, zahlreiche Landhäuser, umgeben von dunkeln Orangenhainen, und mehr als ein wogendes Kornfeld: so würde seine Landschaft sich einem gelungenen Bilde Claude Lorrain's mit dem besten Erfolg an die Seite stellen dürfen.

Unten am Stadthügel rauscht der schnellfließende Ibirapuitam vorbei, den man beim niedrigen Wasserstand ohne Mühe und Gefahr durchreiten kann. Kaum zwei Fuß tief ist das klare Gewässer an seiner Furt. Eine Reihe von Ochsencarreten fuhr gerade hindurch, und alle erreichten, sowie wir selbst, glücklich das andere Ufer. Bei höherm Wasserstand aber ist eine Fähre unumgänglich nothwendig, und selbst damit mag die Ueberfahrt über den kleinen reißenden Fluß nicht ohne Gefahr sein.

Ueber den Fluß hinaus findet man wirklich noch einige Landhäuser. Sehr bald aber verschwindet alle Spur von Menschenwohnung, und die in ihrer bewegten Bodenformation und dem grünenden Grasteppich so anmuthig erscheinende Gegend ist allen Anbaues bar und bloß.

Auch diesen Tag ritten wir, ohne eigentlichen Anbau zu treffen. Noch immer hielt die Grasnatur in ihrer Starrheit die ganze Gegend inne. Kaum eine Baracke sieht man, kaum eine ferne Estancia. Jedoch durchzogen ziemlich viel Carreten die Gegend; sie deuten auf mannichfachen Handelsverkehr hin, denn allerdings ist die Straße von Alegrette nach S. Gabriel eine Hauptverkehrsstraße der Provinz; aber sie geben auch diesem Handelsverkehr den Ausdruck einer gewissen Ungelenkheit und Schwierigkeit. Immer konnte ich mich noch nicht daran gewöhnen, von diesen knarrenden, zweiräderigen, mit drehender Achse versehenen Riesenkarren eine ganze Reserveheerde von Rindern für den Vorspann, eine kleine Heerde

von Pferden für die nebenher treibenden Reiter voranmarschiren zu sehen. Man sieht einen kleinen Exodus vor sich.

Die Hitze des Herbstes war auf dem offenen Felde wirklich unerträglich. Wir hatten 25° R. und dabei keinen Luftzug. Unter einem Baume neben einer Estancia machten wir Halt und lösten die Thiere, die bald neben andern Pferden und sieben Sträußen behaglich weideten.

Den Gensdarmen schickte ich in die Estancia, ob er etwas Essen kaufen möchte.

Die Schwierigkeit des Essens ist die wirklich langweilige Seite des Reisens in jenen Gegenden. Venden trifft man sehr selten. Essen kaufen zu wollen auf einer Estancia ist ein zweideutiges Unternehmen, denn die Leute verkaufen nichts, sie verschenken nur; daher müßte man denn um Essen bitten, was auch höchst fatal ist. Man ist wirklich oft in einer recht unangenehmen Lage.

Bald kam der Gensdarm mit einem großen Fleischlappen von fünf Pfund zurück, den er auf einen kleinen Pfahl spießte. Mein Spahi machte aus einigem Reisig unter dem Baume ein kleines Feuer an, die Campagne von Afrika und Amerika bot sich gegenseitig die Hand und ein herrlicher Braten ging bald aus der glühenden Lohe hervor. Der Pfahl ward in die Erde gesteckt und wir lagerten uns um unser Mittagsessen. Jeder schnitt sich nach Belieben ab, wobei die Hand den Teller und die Gabel vertrat, während das Gras Serviettendienste leistete. Ich kann nicht umhin einzugestehen, daß keine europäische Bratenmacherei diesem Boeuf aux champs do Rio-Grande den Rang abläuft.

Wir ritten weiter. Die Gegend gestaltete sich immermehr zu einem Grasgebirge, und einen eigenthümlichen Anblick gewährten jene hohen, zum Theil recht schroffen Grashügel, zwischen und auf welchen der Weg die mannichfachsten Biegungen machen mußte.

Gerade hier überfiel uns ein tüchtiges Gewitter, welches mit einem kleinen Hagelschauer sich introducirte, um nachher einen Regen von etwa zwei Stunden zu entwickeln, der auf offenem Felde, ohne alle Spur eines schützenden Baumes in Südamerika ebenso gründlich naß macht wie in Europa und deswegen keiner Beschreibung bedarf. Die Blitze hackten gar arg auf die grünen Hügel ein und der Donner hörte eine ganze Stunde hindurch kaum auf Augenblicke auf.

Und dabei ward es dunkel; kein Haus, kein Nachtquartier wollte sich zeigen. Mein Policist war nicht „vaqueano" und wir waren, Menschen und Rosse, in keiner angenehmen Verfassung, als wir in der Dunkelheit zwischen den Hügeln umherirrten.

Da bellte ein Hund dicht bei uns. Wir ritten den Cuchillo hinauf und hielten vor einem großen Hause, wo ein reicher Mann, Herr Coito, mit Beinamen Rico, der Reiche, wohnte. Aber trotz meiner unangenehmen Lage, trotz Dunkelheit und Nässe und trotz seines auffallend großen Hauses versagte der Kerl uns ein Nachtquartier, das erste mal, daß mir das auf meiner Reise begegnet war, und wir mußten wirklich weiter reiten.

Doch sahen wir gleich darauf ein Licht. Wir ritten durch einen Bach und kamen an eine kleine Besitzung, wo wir von einem freundlichen Manne in ein kleines Fremdenquartier geführt wurden. Mit einem andern Gast theilte ich gern den Raum.

Ich konnte trockenes Zeug anlegen und durchwärmte mich mit köstlichem Kaffee. Der Ort hieß Tapevi und mein guter Wirth Antonio do Prados.

Der Morgen des 24. April verhieß uns einen freundlichen Tag und wir brachen auf. Bald brachte uns eine große Rinderheerde in einige Verlegenheit; sie versperrte uns den freien Durchmarsch auf der Straße, die oben längs des Cuchillo

führte und zu beiden Seiten ziemlich steile Abhänge hatte. Langsam schritt die Heerde von 550 Stück vor uns her. Etwa zwölf bis sechzehn Reiter ritten voran und hinterher unter vielem Zurufen und Galopiren. Die mächtige Heerde voll Leben, Rennen und Brüllen und Zusammenschlagen der gewaltigen Hörner bot einen gar hübschen Anblick, bei dem wir gern unsern Marsch etwas verlangsamten.

Zuletzt konnten wir den langen Zug umreiten, und hurtig voraustrabend passirten wir bald einen kleinen, rasch dahineilenden Nebenfluß des Ibicuy, den Rio-de-Isahicam oder Sahicam, auf dem vier Canots lagen, ein Beweis daß das Flüßchen befahrbar ist und durch den Ibicuy einen Wasserweg bis in den Uruguay hinein bildet.

Der Rio-de-Sahicam bildet die Westgrenze einer großen Gouvernementsbesitzung, auf welcher über fünftausend Pferde zur Remontirung der Provincialtruppen gehalten werden. Sie heißt die Invernada de Sahicam und steht unter der Verwaltung eines Kapitäns, der drei Leguas vom Fluß fern wohnt. Am Flusse selbst wohnt ein Fähnrich, der mich bereitwillig bis S.-Gabriel mit Pferden versah, sodaß ich meinen Gensdarm mit seinen Thieren nach Alegrette zurückschicken konnte.

Nach einer Stunde konnte ich weiter reiten trotz eines starken Regens, der mit heftigem Südwestwind sich eingestellt hatte. Je weiter ich aber mit meinem Spahi südöstlich gegen den Passo de Rozario am südlichen Ibicuy ritt, desto heftiger goß der Regen herunter. Immer aber hoffte ich jenen Paß auf dem Wege nach S.-Gabriel, sechs Leguas von Sahicam, noch zu erreichen. Diesmal indeß wollte alles Wollen nicht durchhelfen. Nach einem Ritt von zwei Leguas stiegen wir in eine Niederung hinab, die total überschwemmt war und wenig Chancen eines Durchgangs bot. Dennoch ritt ich hinein. Als aber unsere Pferde bis an die Brust ins Wasser kamen und sich selbst einige Strömung im Wasser zeigte bei einer Breite

desselben von einer Achtellegua: da hielt ich mein Reiseexperiment für gefährlich und kehrte etwas verdrießlich und total durchnäßt nach Sahicam zurück. Wir hatten vier Leguas im stärksten Regen vergebens gemacht.

Beim Fähnrich von Sahicam hatte ich vor meinem Fortreiten einen jungen Kaufmann aus Alegrette getroffen, der ebenfalls nach S.-Gabriel ritt, aber auf einer mehr nördlich gelegenen Straße. Ich traf ihn noch in Sahicam. Der Regen hörte auf und das Wetter ward heller. Der Kaufmann wollte noch drei Leguas reiten und lud mich ein mit ihm zu gehen. Ich drückte Mantel und Rock, so gut es ging, vom Regen aus und goß das Wasser aus meinen Stiefeln, und so ritten wir denn wirklich fort und zogen über nasse Cuchillos und triefende Niederungen in östlicher Richtung zum Passo de S.-Simão am Rio-de-Santa-Maria oder Ibicuy do Sul. Die Sonne ging unter, ein kalter Wind wehte, sodaß ich, freilich unter einigem bedeutenden Frösteln, wieder etwas austrocknete.

Der Mond war leicht umflort und warf einen trüben Schimmer auf die menschenöde Gegend. Plötzlich sah alles weiß um uns aus. Man hätte geglaubt über Schneefelder zu reiten. Der reinste, weiße Sand lag weithin um uns ohne alle Vegetation, eine wirkliche afrikanische Wüste, wenn auch von kleinerer Ausdehnung. Sie machte einen eigenthümlichen melancholischen Eindruck auf mich. Schweigend ritten wir miteinander weiter.

Ein kleiner Landsee lag uns im Wege, in einem weiten Bogen mußten wir um ihn herum reiten. Alle Lebensspur, alle Vegetation schien erstorben zu sein. Die seltsamste Einöde, die ich je gesehen, hatte mich ganz unerwartet aufgenommen. Fast peinlich ward mir der trübe Mondscheinabend.

Endlich kamen wir an eine Wohnung, vor welcher ein lustiges Feuer flackerte. Noch heiterer schien die Familie,

welche sich um dasselbe herumbewegte und meinen Begleiter als einen alten Bekannten begrüßte. Aber noch waren wir nicht am Ziele. Von neuem ritten wir über den öden Sand und kamen zum Fluß Santa-Maria, der im reinsten Sand dahinrauschte. Doch bot er uns einen gefahrlosen Durchritt und wir setzten unsere unheimliche Nachtreise schweigend fort.

Weiterhin lagen einige Gebäude in der tiefsten Einöde. Mein Begleiter klopfte die Bewohner heraus; sie empfingen ihn mit einer mir unheimlichen Freude, woraus sich dann ein langes Flüstern entspann, dessen Gegenstand ganz offenbar ich war.

Mein Begleiter nöthigte mich einzutreten und ganz zu thun, als ob ich zu Hause wäre; der Hausherr wäre nicht zugegen. Ihm aber gehorchten alle, als ob er der abwesende Herr selbst wäre, auch kannte er alle kleinen Details des Hauses, sogar einzelne Leckerbissen, die dort waren, z. B. Sardellen in Blechbüchsen und eine besondere Qualität Portwein.

Dabei bewegten sich die wunderlichsten Physiognomien durcheinander: ein junger Mulatte von seltener Häßlichkeit, eine Indianerin, ein Portugiese, ein dunkler, halbverrückter Cabra (Mischling von Negern und Indianern), dazu eine übertriebene Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gegen mich. Auf dem Tische und in allen Ecken Flinten, Pistolen, Messer, Degen, ich selbst meilenweit entfernt von andern Wohnungen, unter Menschen, die ich nie gesehen hatte, in der tiefsten Einöde, dazu beeinflußt vom Wetter, von der trüben Mondbeleuchtung, von meinen nassen Kleidern: das alles, ich gestehe es ganz offen, machte einen höchst peinigenden Eindruck auf mich, und ich glaube bestimmt, daß selbst indifferentere Naturen, als ich selbst bin, etwas stark beeinflußt worden wären von der Situation.

Man gab mir und dem Spahi eine Art von verfallenem Zimmer mit ziemlich dürftigen Betten. Eine Ausgangsthür

nach dem freien Felde war fest verrammelt, eine Luke nach derselben Seite zugenagelt. Die Eintrittsthür führte durch das Zimmer der Einwohner. Auf dem Tische lagen alte Waffen und einige Gegenstände, die zu einer Frauentoilette gehörten. Zu einer seltsamen Stimmung, in der ich wachend in meinem Bette lag, kam noch der Umstand, daß eine Menge Ratten im Zimmer nagten. Wenn ich einen Augenblick einschlafen wollte, so schreckte mich das Knarren der vom Winde bewegten Thür. Im Nebenzimmer war ein fortwährendes Geflüster und selsames Lachen.

Wollte ich noch eine Menge höchst verdächtiger Kleinigkeiten hinzufügen, um das Bild, von welchem ich stark beeinflußt war, zu vollenden, so würde es jedem Leser wie mir gegangen sein, er würde Furcht gehabt haben. Ich erinnerte mich bis dahin keiner unheimlichern Nacht.

Ein lautes Schreien und Stöhnen meines Spahi weckte mich plötzlich aus dem festen Schlafe, in den ich dennoch gefallen war; er stöhnte wie ein Erwürgter.

Ich fuhr aus dem Bette auf, konnte aber im Dunkel nichts erkennen. Der Spahi kam augenblicklich zu sich und erzählte mir, daß er infolge unsers nassen Rittes einen heftigen Anfall von Alpdrücken gehabt hätte.

Ich mußte wirklich laut auflachen. Wir steckten Licht an und sahen nach der Uhr; es war 5 Uhr Morgens. So weit schien denn die Mordnacht am Passo de S.-Simão glücklich vorbeigegangen zu sein. Ich zog mich an. Das Haus ward munter, die Thiere wurden gesattelt. Nachdem ich aus derselben Cuja und Bamba mit sämmtlichen Einwohnern jener seltsamen Wohnung Mate getrunken hatte, drückte ich allen die Hand und wir ritten, der Kaufmann von Alegrette mit uns, scharfen Trabes fort, um bis zum Abend das 13 Leguas (beinahe 10 geogr. Meilen) ferne S.-Gabriel zu erreichen.

Erst nach einem Ritt von zwei Leguas trafen wir das

erste Haus nach unserm Aufbruch. Dann folgte wieder eine unter dem grauumwölkten Himmel schwarzgrün erscheinende Niederung von drei Leguas Ausdehnung, ehe wir wieder ein Haus trafen. Der Wind wehte schneidend kalt uns gerade entgegen; eine tiefe Schwermuth lag auf der Gegend; keine Blume war offen, kein Sonnenstrahl unterbrach den tiefherbstlichen Farbenton.

Auf einen Morgenritt von sieben Leguas hielten wir eine Mittagsrast in der Vende und Geschäftswohnung eines Römers, der mit einem jungen Hamburger associrt war. Beide waren Leute von guter Erziehung, ja der Römer schien mir fast eine gelehrte Bildung zu haben, er sowol wie seine kleine Büchersammlung machten mir große Freude.

Für den Nachmittag blieben uns noch sechs starke Leguas. Wir ritten scharf fort, aber meine Thiere wurden immer matter. Ja, zwei Leguas von S.-Gabriel war ich genöthigt, eins meiner Pferde abzusatteln und laufen, oder vielmehr stehen zu lassen, denn es wollte meinen Spahi keinen Schritt weiter tragen. Unser Begleiter aus Alegrette, der die ganze Gegend kannte und von jedermann gekannt war, wußte eine halbe Legua von dort ein Haus, wohin er vorausjagte, um ein Pferd zu bekommen. Als auch wir daselbst ankamen, hatte man dort bereits ein Pferd von der Weide geholt für uns; wir möchten es in S.-Gabriel nur ganz absatteln und ihm am Ausgang der Villa einen tüchtigen Peitschenhieb geben, dann käme es schon nach Hause: eine Procedur, die man in der ganzen Provinz mit geliehenen Pferden auf Distanzen von sechs bis acht Leguas vornimmt, ohne daß die Thiere verloren gehen.

Dieselbe Gegend, in der dieser Vorfall sich ereignete, bildet die schon oben bemerkte Wasserscheide zwischen dem Ibicuy und Uruguay und dem Vaccacuhy und Jacuhy, und liegt im ganzen genommen bedeutend hoch, weswegen man ihr und

den dortigen Cuchillos den Namen einer wirklichen Serra, als Serra de Batovi gegeben hat. Am meisten machte sich die Hochlage der Gegend durch die unangenehme Kühle und Feuchtigkeit bemerkbar; letztere ging oft in einen feinen Staubregen über und war für die Ohren und das Gesicht recht empfindlich kalt.

Es dämmerte schon als wir S.-Gabriel auf seinem weiten Hügel erblickten, und war schon vollkommen Abend, als wir den Ort selbst erreichten.

Mit Empfehlungsbriefen versehen, gerieth ich in das Haus des Oberstlieutenants Corrêa de Farias und ward dort mit echter rio-grandenser Gastfreundschaft aufgenommen.

Der Oberstlieutenant war ein Mann von funfzig und einigen Jahren, eine frische, lebendige und kräftige Natur, von ebenso viel Herzensgüte als guter Erziehung, Vater von zwanzig Kindern, von denen dreizehn am Leben waren. Die ältesten acht Kinder aus erster Ehe waren schon alle selbständig. Einige ältere Söhne führten ein großes Geschäft im weiten Hause des Vaters, in welchem Hause alles das Gepräge des Wohlstandes und der Reichlichkeit an sich trägt.

So brachte ich denn gleich einen angenehmen Abend in der vielfachsten Belehrung über mannichfache Zustände der Provinz zu und schlief, im Gegensatz zur letzten Furchtnacht am Ibicuy, in meinem saubern Bett bis in den hellen Morgen hinein.

Beim Erwachen erfreute mich ganz besonders der Gedanke, daß ich mich wieder im Wassergebiete des Vaccacuhy und Jacuhy befände, jener Flußverbindung, die im nächsten Zusammenhang mit dem cultivirtesten Theil der Provinz und in Verbindung mit dem Ocean auf kürzestem Wege stände, und das ist, wenn man die einsamen Missionsdistricte und die unbewohnten Ufer des Uruguay, ja den ganzen Westen der Provinz aufgesucht hat, allerdings ein erquickender Gedanke.

Noch verschiedene Briefe hatte ich abzugeben. Ganz besonders muß ich hier meinen Empfang beim Major Emile Mallet, einem Franzosen in brasilianischen Diensten und Chef des in S.-Gabriel liegenden Artillerieparks, hervorheben. Er bot mir alle nur immer zu wünschenden Hülfsmittel, Pferde und Militärbegleitung zur Weiterreise an, und ich hatte wirklich seine Freundlichkeit viel mehr abzuwehren als anzunehmen, oder gar um etwas zu bitten.

S.-Gabriel machte sich im klaren Herbstmorgen ganz niedlich. Seine weißen Häuser mit rothen Dächern glänzen weithin auf dem Cuchillo, von dem man nach allen Seiten hin eine ausgedehnte Aussicht hat. Das Städtchen ist ungemein belebt und thätig, ja es scheint der Stadt Alegrette eher voranzugehen als nachzustehen. Zwei kleine Kapellen, die große Artilleriekaserne, ein kleines Theater, ein im Bau liegendes Hospital und ein Zuchthaus möchten alle öffentlichen Gebäude sein, deren Erwähnung gethan werden kann.

Auffallend groß ist hier die Menge der offenen Geschäftslocale. Unter drei Häusern ist gewiß immer eins ein offener Laden, in welchem alle nur möglichen Zeuge und Utensilien zu haben sind. Und wenn S.-Gabriel auch an 2000 Einwohner und eine belebte Nachbarschaft haben mag, so begreift man doch nicht, wie alle jene Geschäftshäuser bestehen und selbst Vermögen einbringen können.

Neben solchem regen Geschäftsleben ist in S.-Gabriel auch ein gewisses geselliges Leben, ein Luxusleben wach geworden, beide so ziemlich synonym in unsern Zeiten des Anspruchs und der Ostentation, zumal bei den Frauen. Ob das Geschäft den Luxus, ob der Luxus das Geschäft hervorgerufen habe, weiß ich nicht. S.-Gabriel hat aber seine Bälle mit allem europäischen Luxus, das ist gewiß. Auch soll viel musicirt werden. Mir fiel es selbst auf, an wie vielen Stellen ich Klavier spielen hörte. Am zweiten Abend meines Aufenthalts

im Orte ward ich selbst zu einem Ball eingeladen, ohne daß ich von so großer Freundlichkeit Gebrauch machte. Ich hatte dagegen einen französischen Advocaten beim Herrn Corrêa de Farias kennen gelernt, bei dem ich statt jenes Ballabends einige angenehme Abendstunden zubrachte: seine junge Frau unterhielt uns mit recht sauberm Klavierspiel und stand gewiß auf dem Niveau einer guten europäischen Erziehung.

Auch im Hause meines freundlichen, gutgebildeten Wirths trat dem Reisenden überall ein angenehmes, geselliges Leben entgegen. Es beginnt mit dem wohlthuenden Zusammenleben der Familie in sich selbst, mit der Achtung und Liebe der Kinder zu den Aeltern, und zwar in einer Weise, wie ich das selbst in Rio noch nicht durchweg gefunden habe. Zahlreiche Verwandtschaft im Orte selbst scheint sich im schönsten Einklang an den nähern Familienkreis anzulehnen. Es kam am Abend eine Schwester des Oberstlieutenants mit einer ganzen Schar kleiner Kinder und schon erwachsener Töchter; in der ganzen Weise des Familienlebens sah ich schöne Familienharmonie und große Innigkeit bei großer Bescheidenheit und dennoch fröhlicher Unbefangenheit. Vielfach eingeweiht in Familienverhältnisse und als Arzt manches vielleicht schnell und richtig übersehend, glaubte ich auch dort einen richtigen Blick gethan zu haben; er machte mir herzliche Freude.

Solche Aufnotirungen aus dem Familienleben eines Hauses, das gastfrei und offen den Ankommenden aufgenommen hat, sind kein Verrath. Das Gute braucht nicht versteckt zu werden, und vor allen Dingen gut muß ein friedliches, herzliches Familienleben und der innige Zusammenhang in demselben genannt werden: denn aus ihm und fast ausschließlich nur aus ihm entwickelt sich der Zusammenhang mit und in der Kirche, und die zusammenhängende Kraft der einzelnen zum gemeinsamen Staatsverband.

Von deutschen Einwohnern des Orts habe ich nicht viel

zu berichten. Es sind ihrer nur sehr wenige im Orte, wenn es auch in der Umgegend von S.-Gabriel nicht daran mangelt. Unter diesen letztern befinden sich einige ehemalige Soldaten. Meistentheils betragen sie sich gut und sind fleißige Arbeiter, ein Ausspruch, den ich aus dem Munde des Oberstlieutenants mehrere male vernahm und mit Freuden wiedererzähle.

Leider verhinderte mich die Kürze meiner Zeit, mir auf Einladung meines guten Hauswirths dessen Landbesitzung einige Meilen von S.-Gabriel anzusehen. Sie soll eine wahre Normalwirthschaft bilden und in Bezug auf Ordnung und Nettigkeit sowol in Ziehung des Viehes als auch der Baumcultur und des Gemüsebaues vor allen andern Anlagen obenan stehen.

Außerordentlich kalt waren die beiden Abende in S.-Gabriel; wir hatten nicht über 8° R., was freilich noch immer keine Kälte bildet, aber für den doch sehr kalt erscheint, der zwei bis drei Tage vorher in 25° R. durch die Graswelt trabte, wo kein Lüftchen sich regte und das Gras ziemlich allgemein verdorrt war.

Am 27. April sollte früh geritten werden, aber die Freundlichkeit der guten Rio-Grandenser ist mir so häufig ein Hinderniß geworden: immer muß man erst kräftig frühstücken. Man kann wirklich ziemlich bestimmt darauf rechnen: je leichter dem Fremden sein Ankommen gemacht wird, desto schwerer wird ihm sein Abreisen auch gemacht.

Um 9 Uhr kamen die vom gefälligen Major Mallet gesendeten Reitpferde; statt der drei, die mir nöthig waren, sendete mir der wackere Mann acht Thiere, und dazu einen Artilleristen, der einer der wegekundigsten in der ganzen Provinz sein sollte. So trabte ich denn nach herzlichem Händedruck beim Scheiden um 10 Uhr östlich zur Villa hinaus und zum Vaccacuhy hinab.

Der Fluß war sehr wässerarm und doch ist er viele Mo-

nate im Jahr schiffbar. Es hat sich sogar ein Unternehmen zu einer Dampfschiffahrt gebildet, was mir beim Anblick des Flusses allerdings etwas problematisch erschien. Doch war, wie bemerkt, der Sommer und Herbst des Jahres 1858 unerhört trocken, fast alle Bäche und kleinen Zuströmungen waren vertrocknet.

Jenseits des Vaccacuhy ging es wieder auf die Höhen hinauf, und mein Reisezug trabte über Thal und Hügel rüstig fort. Die frei laufenden sechs Thiere blieben ohne Schwierigkeit beieinander, ja es scheint, je mehr Thiere man zu bewachen hat, desto leichter ist das Bewachen. Das Wetter war herrlich klar und der Sonnenschein diesmal unendlich wohlthuend, denn ein kalter Südwind wehte in scharfem Zuge ungehindert über die Flächen dahin, ein kleiner Pampeiro oder Pampaswind, und solch ein Südwind kann in der Herbstzeit oft ungemein frische Temperatur bringen. Dazu stieg die Gegend hier auf dem südlichen Gebiet des Vaccacuhy noch bedeutend höher, sodaß wir außerordentlich weite Fernsichten gewannen, denen freilich der anmuthige Reiz fehlt, welchen Menschencultur, Dörfer und Ortschaften einer Landschaft aufdrücken.

Und doch kann man es nicht leugnen, daß von S.-Gabriel östlich ein gewisser Culturtypus sich bemerkbarer macht, als von dort nach Westen hin. Man trifft einzelne hübsch gehaltene Estancias, es zeigt sich wieder mehr Gebüsch und hier und dort wieder eine Waldpartie. Auch thut sich eine unverkennbare Wegepflege kund; der Weg ist hier offenbar beaufsichtigt, ja man trifft sogar Wege und Brücken, die zum Theil ganz gut unterhalten sind.

Mitten in einer mit Wald und Gebüsch hübsch geschmückten Gegend tritt auf grünem Hügel wirklich vornehm die Estancia des Commendadors da Cruz Jobim heraus; ein großes weißes Haus mit zwei Steintreppen und hübschem Neben-

gebäude. An dem ganzen Gehöft erkennt man Ordnung und Reichthum.

Leider war der Besitzer der Estancia von Cambay, Bruder des Senators und Dekans der medicinischen Facultät in Rio-de-Janeiro Jobim, auf einige Tage abwesend. Ein Verwandter des Hauses nahm mich mit meiner Karavane höchst freundlich auf und bat mich, als einen Bekannten verschiedener Verwandter des Hauses, für den Tag meine Weiterreise aufzugeben und bis zum nächsten Tage zu bleiben.

Das that ich denn sehr gern und besah mir die Estancia, einen kleinen Theil des Besitzes vom Commendador Jobim, dessen Ländereien sich zu zwölf Quadratleguas ausdehnen und allein an Rindern gegen zwanzigtausend Stück enthalten.

Vor allen Dingen sah ich gern oben von der Treppe des Hauses auf die Gegend hin und in die weite Ferne hinaus, wo das Auge bis zu den letzten Höhen Heerden von Pferden und Rindern und nahebei kleinere Gruppen von Schafen entdeckte. Unbedingt ist die Estancia von Cambay eine der schönsten der ganzen Provinz, der Lage nach vielleicht die schönste. Als solche ist sie auch bekannt geworden und hat bereits eine gewisse classische Bedeutung erlangt. Auf seiner Reise nach S.-Gabriel wohnte der Kaiser hier. Auch der Bischof und in der Regel die Präsidenten der Provinz, wenn sie dieselbe inspiciren, machen in Cambay einen Ruhepunkt. Es scheint sogar, daß kaum ein Reisender diese Gegend passirt, ohne beim Commendador Jobim einzusprechen und selbst dort zu übernachten.

Freilich kann man kein angenehmeres Hotel finden als das Haus auf Cambay: aber es gehört wirklich eine unermüdliche Gastfreundlichkeit dazu, diese ziemlich ununterbrochene Reihe von Zugvögeln aufzunehmen. Vielleicht fühlen sich die Bewohner von Cambay entschädigt durch die Gesinnungen der

vollsten Dankbarkeit, in der die Bewirtheten am folgenden Morgen von dannen ziehen und sich noch lange Zeit der freundlichen Aufnahme und Bewirthung erinnern.

Seitlich vom Hause ist eine höchst sorgfältig angelegte Anpflanzung von Orangen- und Pfirsichbäumen in bedeutender Ausdehnung, freilich etwas verwildert, aber mit Leichtigkeit wiederherzustellen. Vor der Thür streckt sich gleich das grüne Feld hin, welches sich dann nach rechts in einen Gebüschgrund hinabsenkt.

Auffallend viel reiner weißer Quarz kommt dort vor und eine wundervolle Thonerde; freilich Sachen, an deren technische Verwendung vorläufig kein Mensch denkt. Nur Eins fehlt dem Hause auf Cambay: ein Erwärmungsapparat. Es war am Abend bitter kalt, selbst das vortreffliche Abendessen und heißer Kaffee konnten mich nur auf Augenblicke erwärmen. Nur gar zu gern verkroch ich mich früh in mein weiches Bett und legte noch selbst meinen Poncho über die schützende Decke.

Hellstrahlend hing noch der Vollmond am reinen Himmel, als ich am nächsten Morgen zum Aufbruch rüsten ließ. Kaum dämmerte die beginnende Morgenröthe im Osten. Die ganze Natur schlief noch, alles war vollkommen still. Nur einige Schwärme von Geiern flogen vorüber, der pfeifende Schlag ihrer breiten Flügel war das einzige, was sich hörbar machte.

Wie der Rand des unbewegten Oceans streckte sich am Horizont die letzte Ferne der Cuchillos dahin. Dunkel stach ihr Farbenton ab gegen das hellere Auflodern der Lichter am Morgenhimmel. Dann ging, gerade wie aus der See, die Sonne hellstrahlend auf und das friedliche Bild des ersten Morgens wich dem regern Tage.

Da trabte ich denn fort vom schönen Cambay. Der Morgen war wunderschön, ein echter, reiner Octobermorgen des Nordens, ebenso klar, ebenso kalt, sodaß die sich entwickelnde Sonnenwärme unendlich wohlthuend ward.

Gleich nach dem Abmarsch von Cambay befanden wir uns in einer ganz andern Landschaft als bisher. Wiederum bildete sich um uns ein wirkliches Gebirge, höhere, selbst schroffe, mit Gras überzogene Berge, welche zwischen sich mannichfache Schluchten und Thäler bildeten. Ganz besonders reizend war hier ein breiteres Thal, in welchem malerisch schön eine stattliche Estancia lag. Lebhaft erinnerte mich die ganze Gegend an eine jenenser Landschaft. Freilich fehlt der brasilianischen Thalgegend jener unendliche Zauber, den der Anbau allein hervorzubringen vermag. Wie wir durch das Thal ritten und ich mir dorthin einen Weinberg, hier ein Dorf, oben auf jener Höhe ein Schlößchen und überall hin gesegnete Ackerwirthschaft zusammenträumte: da sah ich im Geiste wirklich nichts Lieblicheres als jenen Thalgrund in der Serra von Cambay vor meinen Augen.

Während es in solchen Thälern angenehm warm war, wehte der Wind schneidend kalt auf den Höhen. Der Herbst schien dort allen Blumenflor fortgescheucht zu haben, bis auf gelbe, weiße und rothe Oxalisarten. Diese blühten in wirklich ungeheuerer Menge der Sonne gierig entgegen; einzelne Abhänge waren vollkommen bedeckt von ihnen und erhielten dadurch ein eigenes Colorit, was von fern schon zu erkennen war. In geschütztern Tiefen traf ich einige Gruppen der Buritipalme an Bächen stehen.

Auf den Höhen hatten wir mächtige Fernsichten; wir konnten die Berge bei Santa-Maria da Boca do Monte erkennen, mindestens zwölf Leguas nördlich von uns. Als wir nach einer kleinen Mittagsrast auf eine Höhe kamen, zeigte mir mein Artillerist in einer Entfernung von sechs Leguas Caçapava, hoch wie ein Adlernest auf seinem Bergzuge ausgestreckt daliegend; mit meinem Fernrohr erkannte ich sehr genau die weißen Häuser der seltsam gelegenen Bergstadt.

Bald darauf meinte mein Artillerist, wenn ich einen stei-

len Ritt nicht scheute, so könnte er mich einen guten Richtweg nach Caçapava führen. Das war mir sehr recht und wir ritten meinem Schwarzen nach, dem auch die andern Thiere gar leicht folgten. Wir ritten wirklich recht steile Pfade und auch Cuchillos hinauf, von denen wir mehr als einmal in wundervolle Tiefthale hinabschauten. Zuletzt ging der Weg, wenn man eine kaum bemerkbare Thierfährte noch so nennen kann, etwa 800 Fuß herunter so schroff in ein Thal hinab, daß wir hinunterstiegen, die Thiere rutschten mehr als daß sie gingen. Dann überschritten wir einen kleinen Fluß und hielten vor einem ganz einsamen kleinen Lehmhause, wo unser Artillerist für heute zu bleiben rieth, obwol es erst 3 Uhr war. Die Tour von drei Leguas bis nach Caçapava schien ihm nicht rathsam zu sein wegen der schroffen Gegenden.

Eine Frau mit einem hübschen Mädchen von sieben Jahren nahm uns freundlich auf und räumte mir gern einen Verschlag der kleinen Wohnung ein, trotzdem daß ihr Mann abwesend war. Freilich sah hier alles ganz anders aus als beim Commendador Jobim in Cambay, aber dennoch quartierte ich mich mit Dank ein in den kleinen Raum, den ich mit meinen zwei Reitern theilte.

Wie einsam und doch wie wunderbar schön war das von ganz schroffen Grasbergen rings umschlossene Thal! Ich saß noch eine Stunde unter dem Strohdache des Häuschens, welches zu einer niedrigen Veranda vorsprang. Goldig und mit seltsam scharfem Licht schien die Sonne auf die mächtigen Grashöhen vor mir jenseits des Thalgrundes; ich durfte sie mindestens auf 1500 Fuß hoch schätzen. An den schroffsten Abhängen noch weideten Kühe und von oben herab wieherten einzelne Pferde muthwillig ins Thal hinunter. Die glücklichsten Matten der Hochalpen hätten kein hübscheres, gesegneteres Bild geben können. Nur an wenigen Stellen traten

einzelne Quadersandstein=Wände ganz kahl zu Tage und gewährten einen etwas ödern Anblick.

Dann streckten sich dunklere Schlagschatten über das Thal hin, und die Sonne trat ihr Regiment an den Vollmond ab, der hinter den herrlichen Höhen hervortrat und eine über alle Beschreibung feierliche Nacht heraufführte. Wahrlich, wäre die Natur nicht überall so schön, ich möchte jene stille Welt dort einen der schönsten Winkel genannt haben, trotz der unbedeutenden Einfachheit.

Oft scheint mir die ganze Natur zu singen. Am 29. April morgens ganz früh sang sie: Die Thäler dampfen, die Höhen glühn! Ein schneidend kalter Wind trieb buntzerrissene Wolkenfetzen um die Gipfel der Berge vor uns umher. Ein weißer Schimmer lag im Grase, als ob es gereift hätte, und die kommende Sonne hatte einige Mühe, die halberstarrte Erde zum Erwachen zu bringen.

Wir ritten schräg durch das Thal und kletterten dann steil an. Auf einem Abhange, etwa achthundert Fuß hoch, sahen wir noch einmal in unser kleines Nachtasyl hinab. Dann kamen Wolken und hüllten uns ein, bis die Sonne vollends den Tag zum Vorschein brachte. Es ward ein reiner Morgen und die Luft von wunderbarer Klarheit. Oben auf ganz abgelegenen Graswiesen weideten wieder Rinder und Pferde. Tausende, ja Millionen von Oxalisblüten schlürften die wärmenden Sonnenstrahlen ein, zwischen ihnen einzelne gelbe Iris und wunderhübsche blaue Salvien, selbst einige niedrige Melastomen, — ein Alpenfrühling blühte auf der herbstlichen Cordillere von Caçapava.

Etwa tausend Fuß unter uns lag wieder ein breites Thal. So schroff erschien mir der Abhang, daß ich während einer halben Stunde mein Pferd am Zügel führte, weil mir im Sattel schwindlich ward. Unten am Fuße des Höhenzugs wohnte ein alter Portugiese mit seiner Familie mitten in einer

hübschen Anpflanzung, wo wir die Pferde etwas verschnaufen lassen mußten; der kurze Bergritt war etwas hart für die Thiere aus der Ebene gewesen.

Diese guten rio-grandenser Landleute können, wenn einmal Reisende zu ihnen hingerathen, dieselben nicht leicht unbewirthet von sich lassen und wenn sie auch nur Kleinigkeiten zu bieten hätten. Die gute Frau im Lehmhäuschen brachte Käse und Milch, während die Tochter Maiskolben röstete; beide aber schämten sich, mir das so gut gemeinte Frühstück anzubieten. Die Milch war wirklich von wundervoller Qualität, und wir tranken große Portionen davon. In Rio-Grande wissen an manchen Stellen die Leute gar nicht, was sie mit der Milch anfangen sollen. Diese kleine Familie am Fuße des Berges hatte zwölf Milchkühe; höchstens machen sie etwas Käse für den Haushalt daraus, seltener noch Butter, denn das erfordert mehr Arbeit. Der Rest der Milch kommt um, wenn man sie nicht austrinken kann.

Der Alte konnte mir gar nicht genug die Vorzüglichkeit der Weide und die Fruchtbarkeit des Bodens schildern. Er war ein eifriger Anhänger des Kornbaus und erzählte mir mancherlei vom Weizenbau. Er wollte einmal ein Jahr gehabt haben, wo er von sechs Scheffel Aussaat 560 Scheffel Korn geerntet hat. Freilich kommt es aber auch vor, daß nur zwanzig- bis dreißigfache Frucht producirt wird. Auch von seinem kleinen Weinbau war er ganz eingenommen; er meinte, die ganze Berggegend müßte köstlichen Wein geben. Leider fehlt es zu weit ausgedehntem Ackerbau an arbeitenden Händen; der gute Wille und selbst die Kraft eines einzelnen ist in den weiten Gefilden der Provinz nur ein Tropfen im Meer.

Eine neue Bergkette lag vor mir. An einzelnen Stellen ihrer schroffen Abhänge lagen gewaltige Sandsteinmassen in schweren Schichten nackt zu Tage. Wie Riesenpfeiler stützten

und trugen sie das ganze Gebirge. Ein Block von etwa zweihundert Fuß Höhe und achtzig Fuß Dicke stand ganz isolirt und kahl da, einzelne kleinere neben ihm; eine wunderliche kleine Nachahmung der Sächsischen Schweiz.

Durch dichtes Waldgebüsch floß unten am Fuß des Höhenzugs ein kleiner Fluß. Wir setzten in ihn hinein und ritten bei etwa zwei Fuß Wassertiefe denselben eine Strecke hinab, weil sein Ufer ein Sandsteinbollwerk bildete. Mein Artillerist versuchte es, auf eine Sandsteinplatte, die einen halben Fuß über dem Wasser lag, mit seinem Gaul hinaufzuspringen, und es gelang ihm. Mir aber, der ihm zunächst folgte, wäre das Experiment beinahe schlecht bekommen. Mein Gaul sprang zu kurz und stürzte ins Wasser zurück, ohne umzuschlagen; er fiel aber hart auf die Seite gegen die Sandsteinplatte. Glücklicherweise schlug ich im selben Augenblick mein Bein sehr behende am Hals des Pferdes in die Höhe, sodaß nur mein Sporn zerschmettert ward, sonst hätte ich den linken Schenkel unfehlbar gebrochen. Beim Zurückfallen hatte mein Pferd sich mit dem einen Vorderfuß im Zügel verwickelt, so konnte ich weder ihm noch mir helfen, eine fatale Situation inmitten eines Flusses. Doch stand das verständige Thier, wenn auch vor Angst zitternd, ganz still; ich konnte von ihm herab auf die Steinplatte springen und von dort aus den Zügel ordnen, worauf das so befreite Thier ohne Mühe nachsprang. Ein Pferd mit Gepäck sprang drei bis vier mal vergebens; zuletzt erreichte es mit den Vorderfüßen die Platte, konnte aber mit den Hinterfüßen nicht nachfolgen. Dann stürzte es auch mit den Vorderfüßen wieder hinab und sprang zuletzt mit einem Satze aus dem Flusse. Das Pferd meines Spahi aber wollte auf keinerlei Weise sich zum Sprunge bequemen, es schien vom Anblick der Arbeit seiner Vorgänger etwas demoralisirt zu sein, wie sehr auch sein Reiter mit der vollsten französischen Lebendigkeit ihm Muth und Kraft anzufachen sich bemühte.

Doch gelang auch ihm der Satz ohne Anstoß. Die freien Thiere kamen mit Leichtigkeit hindurch und weideten bereits in großer Ruhe auf dem nahen Felde, als wir vom Flußufer hinaufritten. Solche kleine Fatalitäten treffen den Reisenden überall, und an den anscheinend kleinsten Bächen kann oft eine ganze Reise Störung und selbst vollständige Unterbrechung erfahren. Eins war mir aber ein Räthsel bei der ganzen Procedur, wie nämlich der schwarze Artillerist so alle Schlupfwinkel und Löcher ohne Weg und Steg kannte. Er schien jeden Stein, jeden Halm zu kennen, jeden Absturz von Erde und Sandsteinen studirt zu haben. Zuweilen hatten wir einen Weg unter unsern Rossen, zuweilen sahen wir stundenlang keinen Pfad, bis wir gerade da, wo wir es am allerwenigsten vermuthet hätten, wieder auf einen gebahnten Steig geriethen, um ihn nach wenig Minuten wieder zu verlassen.

Nach solchem etwas wüsten Gebirgsritt geriethen wir endlich auf eine Straße, die an und für sich schon sehr hoch gelegen, uns noch höher führte und längs eines Gebirgsrückens hin verlief. Wir kamen aus dem Gebüsch heraus und Caçapava lag dicht vor uns.

Wer nur in aller Welt mag Caçapava da oben hinauf verlegt oder angelegt haben? Recht eigentlich in den Wolken hängt die kleine Villa. Nach allen Seiten hin hat man Fernsichten von ungeheuerer Ausdehnung, ein förmliches Ländermeer liegt in der Tiefe; Caçapava auf seinem Bergrücken ist eine Insel in diesem weiten Ocean.

Vom Herrn Balthazar de Bem, an den ich einen Brief vom freundlichen Herrn Porto aus Porto Alegre abzugeben hatte, ward ich ganz besonders zuvorkommend aufgenommen; er hatte mich, da er schon spätere Nachrichten aus Porto Alegre hatte, schon seit einigen Wochen erwartet. Ich wurde mit meinem Spahi wirklich elegant einquartiert, und die Zuvorkommenheit

und Güte des Herrn Balthazar ließen wirklich nichts zu wünschen übrig.

Er selbst zeigte mir die kleine Villa, die bei einer Einwohnerzahl von 700 Seelen aus einigen Straßen besteht und manche recht hübsche Häuser in ihnen enthält.

Was aber bei Caçapava ungemein auffällt und in hohem Grade misfällt, das ist ein ganzes Museum von unvollendeten Neubauten, alle großartig angefangen, alle in verschiedenen Halbvollendungszuständen wieder aufgegeben.

Man hatte das hochgelegene und fast unnehmbar erscheinende Caçapava einmal zu einem militärischen Punkte bestimmt. Eine sehr hübsche Octogon-Citadelle ward angefangen und aufs allerhübscheste fast ganz fertig gebaut, sodaß alle Zugänge zu Caçapava aufs schönste bestrichen werden konnten, wenn man die Festung fertig bauen und mit Kanonen besetzen wollte. Man baut sie aber nicht fertig.

Dazu wurde auch eine Kaserne für nöthig befunden. Ein solider Grund ist in weiter Ausdehnung aufgemauert worden und würde für diverse Bataillone Raum bieten, wenn man auf dem Fundament nun auch die Kaserne bauen wollte. Man baut sie aber ebenso wenig fertig wie die Citadelle.

Ein allgemeines Provinzialzuchthaus meinte man, müßte neben den beiden erstgenannten Bauten ein rechter Staat sein. Also fing man ein großes Zuchthaus an, worin mindestens ganz Caçapava Platz hat, und baute ein ziemliches Ende. Seit einiger Zeit stockt der Bau. Und man wird das Zuchthaus ebenso wenig fertig bauen wie die Kaserne und die Citadelle!

Aber eine Kirche, die wäre doch recht nothwendig gewesen! Für Caçapava waren die beiden kleinen Kapellen, welche die Villa hatte, vollkommen ausreichend. Aber um der Citadelle, der Kaserne und des Zuchthauses willen mußte eine große Kirche gebaut werden. Das ist denn auch geschehen; es ist eine große Kirche um die eine Kapelle herumgebaut worden.

Beinahe wäre sie fertig geworden. Aber sie wird nicht fertig gebaut werden, ebenso wie die Citadelle, die Kaserne und das Zuchthaus.

Inzwischen fing man an, ein Theater zu bauen für eine Villa von 700 Einwohnern. Dem Theater schien es anfangs recht gut zu gehen, aber schon baut man nicht mehr daran, es liegt auch in seinen Anfängen da, gerade wie Kirche, Zuchthaus, Kaserne und Citadelle!

Citadelle, Kaserne, Zuchthaus, Kirche, Theater, alles zusammen mag doch immer einige tausend Contos kosten (einige Millionen Thaler), weniger glaube ich gewiß nicht. Fertig wird nie etwas gemacht werden, das glaube ich ganz bestimmt: und viele, viele Meilen ins Land hinein sieht man als rechte Obras de Santa-Engracia die Obras von Caçapava. Neben der Kirche hängt eine Glocke, die in der alten Mission von S.-Carlos gegossen ist, und eine andere, die wol für S.-Aloys-Gonzaga bestimmt war, oder wirklich dort gehangen hat. Das könnte einen unbefangenen Reisenden glauben machen, Caçapavas Bauten wären vielleicht gar Missionsarbeiten! Das ja nicht! Alles Unvollendete in Caçapava gehört unserer Zeit an.

Nachdem ich eine Stunde gerastet hatte, ritt ich mit einem Wegweiser vom Herrn Balthazar versehen, zum Südende der Stadt hinaus, um eine Kalkgrube zu besichtigen, welche einen großen Theil der Provinz mit Kalk versorgt.

Hier ist der Bergrücken, auf dem die Villa liegt, breiter und bildet ein unebenes, wirkliches Hochland, welches höchst anmuthig bewachsen und zum Theil hübsch angebaut ist. Nach einem Ritt von einer guten Stunde war ich an Ort und Stelle. Ich fand einen Berg, ja einen ganzen Höhenzug, aus dessen bewachsenem Boden überall große Marmorblöcke hervorragen. Das ganze Lager streicht in 45° von Südost nach Nordwest und besteht, so weit man bis jetzt sehen kann,

aus großen, aneinandergereihten Blöcken von etwas grobkörnigem Gefüge, sodaß dieser Marmor zu feiner Bildhauerarbeit wenig, zu jeglicher architektonischen Verwendung dagegen außerordentlich gut sich verwenden lassen würde. Solange aber nicht die Hand eines Künstlers über das Lager herfällt, brennt man unbarmherzig Kalk aus dem schönen Material, welcher Kalk, wenn er rein verwendet wird, von ganz vorzüglicher Güte ist.

Der ganze Marmorberg bei Caçapava ist höchst merkwürdig. Ich brachte von ihm zwei oder drei Qualitäten Marmor mit nach Hause, rothen Granit, Syenit, rothen Sandstein und Grauwacke. Dazu finden sich Mengen von großen, reinen Quarzstücken in seiner nächsten Nähe.

Die ganze Gegend von Caçapava ist im höchsten Grade merkwürdig und bis jetzt noch viel zu wenig bergmännisch untersucht. Von Gold, Kupfer, Eisen und Zink finden sich die allerbemerkbarsten Spuren. Ich machte bei einem alten Herrn Lucio, der sich mineralogisch in hohem Grade für Caçapava interessirt, einen Besuch. Ich erhielt von ihm ein Stück goldhaltigen Quarz, ein sehr reichhaltiges Eisenerz, einen Magneteisenstein und ferner ein Conglomerat, was kupferhaltig zu sein scheint. Dazu zeigte er mir eine ungemein feine Meerschaumerde und verschiedene andere Funde aus dem Mineralreich, die alle die größte Rücksicht verdienen.

Aber der Werth solcher Funde läßt sich nicht in dem flüchtigen Augenblicke eines einzigen Besuchs abschätzen. Ein tiefgründlicher Mineralog und Bergmann müßte sich ein ganzes Jahr lang in Caçapava aufhalten zu einer sorglichen Untersuchung der höchst zusammengesetzten Beschaffenheit der ganzen Gegend. Etwa zwanzig Leguas nordnordwestlich von Caçapava, bei Santa-Maria, kommt Gold in Quarz vor; ich sah bei Peter Jäger ein schönes Stück davon. Bei Caçapava und dem nahen S.-Sepé kommt ganz derselbe Fund vor; ich

besitze, wie gesagt, solch ein Stück Goldquarz. Etwa zwanzig Leguas von Caçapava südsüdwestlich, bei Lavras, und am Camacuam findet sich ebenfalls Goldquarz. Auch davon sah ich ein ganz vorzügliches Stück beim Herrn Lucio in Caçapava.

In diesem systematischen Auftreten von Golderz in einer Linie, die von Santa-Maria da Boca do Monte anfängt und in südsüdöstlicher Richtung bis an den Camacuam hinuntergeht — dieser Camacuam nicht zu verwechseln mit dem kleinern, sich in den Uruguay ergießenden zwischen Sta.-Borja und dem Biratinim —, liegt gewiß Aufforderung genug zu einer gründlichen bergmännischen Untersuchung.

Aber auch ohne Gold suchen zu wollen wird sich gewiß jeder, der an einem klaren Herbsttage nach Caçapava hinaufgeräth, aufs lebhafteste angeregt fühlen, wenn er von der kühnen Zinne der Cordillere hinabschaut in das Meer von Bergen, Hügeln, Thälern, Wäldern und Weiden! Besonders beim Sonnenuntergang ist die Aussicht nach Südosten hin unaussprechlich schön. In der nächsten Nähe erkennt man unten in der Tiefe alles ganz genau, aber bei der großen Ausdehnung des offen da liegenden Ländergebiets fließen in weiterer Ferne Höhen und Tiefen weich ineinander über und das tiefste Himmelblau bildet den letzten dunkeln Streifen am Horizont, welcher sich im ersten Schimmer des heraufsteigenden Mondes wie die Fläche des Oceans zitternd und unbestimmt abzeichnet.

Eigenthümlich ist noch das Klima von Caçapava. Es geht ihm wie allen Orten, die den Wolken zu nahe kommen. Der Temperaturwechsel ist höchst frappant. Wenn die Sonne scheint, so ist es selbst in den Wintertagen heiß; tritt aber eine Wolke vor die Sonne, so können die Leute vor Kälte schlottern und hüllen sich in dicke Mäntel ein. Im Winter kommt es bis zum Schneefall, doch bleibt der Schnee nur auf Minuten liegen, denn im nächsten Augenblick kann die

Sonne wieder 15° R. Wärme bringen. Eigentliches Frostwetter aber, was auch den Tag über anhielte, gibt es in Caçapava nicht, wenn auch manchmal morgens vor Sonnenaufgang sich eine leichte Eisbildung zeigen sollte.

Dennoch hat Caçapava köstliche Luft und köstliches Trinkwasser und ist ein in hohem Grade gesunder Ort. Und wenn die Provinz Rio-Grande erst einmal recht bevölkert sein wird, so wird Hysterie und Nervenschwäche und ein ganzes Heer anderer Leiden zur Molken- und Traubencur nach Caçapava hinauftraben und sich bald frisch und frei fühlen von allen Leiden: denn auf den Bergen ist Freiheit auch von Krankheiten, und Caçapava liegt recht eigentlich auf den Bergen, der höchste Ort der ganzen Provinz, den wir vielleicht auf 2500 Fuß hoch schätzen dürfen.

Noch heutigen Tages lebt beim alten Herrn Lucio das Andenken an den unglücklichen Sello fort, der unter seinem Vornamen Dr. Friederico vor vielen Jahren auch Caçapava besuchte. Virgil von Helmreichen scheint, obwol er in Sta.-Borja war, die hochgelegene Villa nicht besucht zu haben. Kaum würde er auf seiner brasilianischen Reise einen für ihn bemerkenswerthern Ort gefunden haben.

Sello und Helmreichen, gerade zwei deutsche Mineralogen, mußten in Brasilien ihr Leben lassen. Sello ertrank, wenn ich nicht irre, im obern Rio-Doce, oder doch in dessen Nähe an den Grenzen der Provinz Minas-Geraes und Espirito-Santo.

Auch von Caçapava ward mir mein Abmarsch durch die Freundlichkeit des Herrn Balthazar um einige Stunden verzögert. Erst nach 10 Uhr konnte ich zum Flecken hinausrücken.

Von Caçapava östlich fällt die Höhe gelinder ab und bietet, obwol ein gewisser Gebirgscharakter noch fortdauert, dem Reisenden weniger Schwierigkeit. Um einzelne Höhen und auf denselben, längs der Bäche, längs einzelner Tiefen

und selbst hier und dort auf flachem Boden finden sich kleine Waldpartien, die der Gegend einen hübschen Anstrich geben und ihr den Ausdruck einer gewissen Cultur verleihen. Wirklich trifft man auch öfters kleinere und größere Estancias, von denen einige wegen ihrer gutgewählten Lage und angenehmen Umgebung auffallen.

Am Nachmittag ritten wir einen Richtweg an einem ziemlich steilen Berge aufwärts. Zwischen kurzen Graspartien lagen nackte Gesteinsmassen zu Tage, deren eigenthümliches Colorit mir auffiel. Es waren große Massen eines sehr schweren Eisensteins; kleinere Stücke schienen fast ganz reines Eisen zu sein, mit derselben Farbe wie der Eisenstein, den mir Herr Lucio geschenkt hatte. Für spätere Zeiten kann der Ort einmal wichtig werden. Im gegenwärtigen Augenblicke fehlt es an Menschenkräften zur Ausbeutung des Minerals und selbst zu seiner Benutzung und Verwendung.

Wir kamen mehr und mehr aus dem Gebirgsdistrict von Caçapava hinaus und eilten lange auf dem Rücken eines hohen, langen Cuchillo. Doch konnte ich trotz alles scharfen Trabens das für den Abend beabsichtigte Barro-Vermelho nicht erreichen, und ich mußte vor einer frei und hoch gelegenen Estancia halt machen lassen, welche einen hübschen Orangenhain neben dem steinernen Hause hatte. Gern überließ man mir für die Nacht das wenige Schritte von der Familienwohnung entfernte Fremdenhäuschen.

Unermeßlich war die Aussicht ringsher. Hinter einer flachen Kette von Hügeln, auf der ich eine Estancia in großer Entfernung mittels meines Fernrohrs erkennen konnte, ragte in leichtem Nebelgrau eine Serra hervor. Man schlug ihre Entfernung auf zwölf bis vierzehn Leguas an. Es war die Serra gegen die deutsche Colonie von S.-Angelo hinwärts; somit sah ich schon wieder bekanntere Gegenden.

Mein Fernrohr schien den Leuten ganz bedeutenden Spaß

zu machen. Ein kleiner Knabe von zwölf Jahren erschrak fast, als es ihm gelungen war, die Gegenstände in weiter Ferne zu erkennen; er gab das Fernrohr schnell wieder ab und war äußerst befangen. Einigen jungen Mädchen hingegen, die mir den Verwalter zusandten, ich möchte ihnen das Instrument einmal leihen, schien das Heranrücken ferner Gegenstände einen förmlichen Jubel zu machen.

Aber auch einen wesentlichen Dienst leistete das Instrument. Ich entdeckte auf ferner Höhe eine kleine Heerde von schwarzen und weißen Schafen, die seit dem Morgen von der Estancia verschwunden waren und nun sogleich wieder geholt werden konnten zur großen Freude des mit dem Schafhirtenamt betrauten Negers.

Die Nacht sank völlig herab, ihr Dunkel ward vom aufgehenden Monde leicht und langsam erhellt; die weite, unermeßliche Gegend schwamm in einem leichten Silbernebel. Alles schlief im unendlichen Raume, auch nicht ein Laut ließ sich vernehmen. Ich selbst befand mich in einer eigenen Stimmung: ich nahm Abschied von meinem Ausfluge durch den Westen der Provinz Rio-Grande, denn am folgenden Tage schon hoffte ich in Cachoeira einzutreffen und somit den weiten Cirkel, den ich durch den mir so interessanten Westen der Provinz geschlagen hatte, zu schließen.

Es war noch Mondnacht am 1. Mai, als ich satteln ließ, eine klare, stille, aber recht kühle Mondnacht. Solch ein Mondnachtsritt im rio-grandenser Herbst ist recht romantisch für die, welche davon lesen, aber recht kalt und thauig für den, der ihn abzureiten hat: und ich bin fest überzeugt, daß selbst die romantischste Persönlichkeit in meiner Lage ganz dasselbe gewünscht hätte, was ich sehnlichst wünschte — den Sonnenaufgang, nicht sowol um seiner Schönheit willen, als vielmehr um seines praktischen Nutzens, der Wärme willen. Er gewährte aber beides und erwärmte mit beiden Seele und Leib der Frühreiter.

Unermüdlich und wirklich ununterbrochen trabten wir sieben Leguas bis zum Passo von S.-Lourenço am vereinigten Jacuhy und Vaccacuhy-Grande, also einige Leguas unter dem Passo von Jacuhy, wo eine große Fähre uns Menschen und Thiere über den mir so bekannten, so liebgewordenen Fluß setzte, der breit und tief in ruhigen Wirbeln dem Osten zueilte.

Noch eines kleinen Rittes von zwei Leguas bedurfte es vom Passo, um das freundliche Cachoeira vor mir liegen zu sehen, wo ich, dieses mal von Westen kommend, ebenso freundlich und wirklich herzlich aufgenommen ward wie das erste mal, als ich von Osten her kam.

In derselben behaglichen Bequemlichkeit wie das erste mal konnte ich von dem ununterbrochenen Ritt von neun Leguas mich ausruhen, und war nicht wenig stolz darauf, daß meine cachoeirenser Bekannte, denen das Reiten durch ihre Provinz und die damit verbundenen bedeutenden Beschwerden ganz geläufig sind, dennoch allgemein erstaunt darüber waren, daß ich in neunundddreißig Tagen 224 Leguas oder 187 deutsche Meilen, mit Inbegriff all der Zeit, die ich mich an einzelnen Orten aufhielt, zu Pferde gemacht hatte.

Rastlos ritt ich gleich am folgenden Tage (2. Mai) mit meiner Cavalcade weiter und bald lag auch das sonnige Cachoeira hinter uns. Durch den Butucaraby hindurch und ganz auf demselben Wege, wie am 20. März, kehrte ich nach dem einsamen Cruz-Alta zurück und ritt unmittelbar nach Rio-Pardo weiter, wo ich denn auch noch vor Sonnenuntergang ankam, obwohl wir einen Ritt von zehn starken Leguas zurückgelegt hatten.

Rosse und Männer waren von den Ritten der letzten Tage allerdings etwas angegriffen, wobei ich zugleich die unbefangene Bemerkung machte, daß ich eigentlich ein viel zäherer und hartnäckigerer Reiter als mein schwarzer Artillerist und mein Spahi wäre.

Rio-Pardo war in vollem Sonntagsschmuck. Ein Abendkirchenfest sollte gerade beginnen. Abendkirchenfeste in kleinen Städten sind für die schöne Welt ganz dasselbe, was Bälle in größern Städten sind. Und so gingen denn auch die jungen rio-pardenser Damen im freiesten Ballcostüm, mit nackten Armen und Schultern, zur Kirche, und erregten das, was sie wollten: allgemeine Aufmerksamkeit, gerade als ob sie in einem Salon umherspazierten; eine Art des Kirchengehens, welche in der nordisch-protestantischen Welt mindestens höchst auffallend sein würde.

Leider erfuhr ich gleich nach meiner Ankunft in Rio-Pardo, daß in den nächsten Tagen kein Dampfboot von Porto Alegre zu erwarten wäre, und ich demnach wol einige Tage im Städtchen liegen bleiben würde. Mit Bestimmtheit dagegen sagte man mir, daß am nächsten Mittwoch morgens 8 Uhr ein Dampfboot von Taquari, zehn bis zwölf Meilen nordöstlich von Rio-Pardo, nach Porto Alegre gehen würde.

Gleich am folgenden Morgen schickte ich meinen Artilleristen mit seinen Pferden nach S.-Gabriel zurück an den wackern Major Mallet. Meine Sachen schiffte ich auf einem Flußschiffe nach Porto Alegre ein, und nachdem ich mich so von allem Gepäck freigemacht hatte, versuchte ich um jeden Preis nach Taquari zu kommen, um dort das Dampfboot noch zu treffen.

Ich ging in meiner preßhaften Lage zum unermüdlichen Kapitän und Platzcommandanten Moräes, und wirklich schickte er mir drei Pferde mit einem Cavaleristen zum Wegweiser. Freilich waren die Pferde, namentlich das eine, herzlich schlecht. Aber nichtsdestoweniger waren es Pferde, und muthig ritten wir drei Reiter zum Thore hinaus. Kaum waren wir jedoch einige Meilen geritten, als mein Spahi seinen Gaul nicht weiter bringen, ja nicht einmal am Zügel weiter ziehen konnte. Ich hatte das tiefste Mitleid mit beiden, mit Roß und Mann; mit dem Roß, denn es war im eigentlichsten Sinne des Worts

zum Umfallen, mit dem Spahi, denn ich sah keinen andern Ausweg, als ihn für eine Strecke aus einem alten Cavaleristen zum Infanteristen zu machen. Aber ehe ich mein Bedauern darüber ausdrücken konnte, hatte er mir schon einen kleinen Streifzug aus dem Kriege gegen Abd-el-Kader erzählt, wo er, weil ihm sein Pferd stecken blieb, auch mit dem Sattelzeug unter dem Arm seinen Rückzug machte. So marschirte ich denn mit Fußvolk und Cavalerie weiter, um in der nächsten Besitzung ein Pferd zu bekommen.

Schon nach einer kleinen Meile trafen wir am Passo do Rodriguez, wo ein kleiner Bach die Grenze zwischen dem Gerichtsbezirk von Rio-Pardo und Porto Alegre bezeichnet, die hübsche Estancia eines Herrn Rezende, der als Friedensrichter der Umgegend mit der allergrößten Bereitwilligkeit mir ein Pferd stellte, aber unter der Bedingung, daß ich für den Tag bei ihm bliebe und mein Nachtquartier bei ihm nähme. Da mir nur noch wenige Meilen bis Taquari übrig blieben, so willigte ich mit Freuden ein, denn es brachte mich mein Bleiben in vielfaches Gespräch mit einem Mann, der eine gewisse Bildung, genaue Kenntniß seiner Provinz und ungemein viel gesunden Menschenverstand besaß.

Wohlberitten konnten wir so am 4. Mai bei dichtem Nebel, aus dem ein lieblicher Herbstmorgen sich entwickelte, die letzten fünf Leguas nach Taquari zurücklegen.

Die Gegend zwischen Rio-Pardo und Taquari hat, wenn sie auch noch große Weideplätze enthält, dennoch den Anstrich einer rio-grandenser Camposgegend abgelegt. Vielmehr finden wir hier eine Landschaft von Waldungen und Grashügeln durcheinander, oft durchsetzt von einem wirklichen kleinen Gebirgszug, dessen dunkle Laubhöhen lieblich abstechen gegen das hellere Grün der sich bis zu ihnen hinerstreckenden Weiden. Alles erinnert an die Nähe der Serra, erinnert an einen Uebergang in dieselbe. In geringer Entfernung läuft auch

wirklich der blauduftige Gebirgsstrang im Norden hin, und während sein Anblick der der tiefsten Ruhe, des stillsten Friedens ist, wird das Ohr des Reisenden vom disharmonischen Geheul der Brüllaffen im nahen Hochwald und dem zänkischen Geschrei der Papageien am sonnigen Rande desselben mannichfach getroffen.

Eine Meile von Taquari, wo am Rande des herabsteigenden Cuchillo eine Vende den Namen der Boa-Vista trägt, ist die Physiognomie der Gegend ganz anders. Eine tief liegende und dem Anschein nach dichtbewaldete Ebene liegt im dunkeln Laubcolorit da; aus ihr glänzt ein schöner, breiter Fluß hervor, der Taquari, an dessen linkem Ufer auf einer Höhe einige Häuser den Flecken gleiches Namens andeuten.

Beim Durchreiten des Waldes ziehen junge Araucarien vom edelsten Wuchse, Palmen, Cisalpinien, Myrten und — was man im brasilianischen Walde selten oder fast nie trifft — ein frisches, grünendes, von keinem Gewirr des Unterholzes ersticktes Wiesengras freundlich den Reisenden an, bis er unerwartet sich am Rande des still dahin fließenden Taquari befindet und im Wald an demselben hinreitet.

Nur zu gern folgt man dem friedlichen Flusse, der in weitem Bogen den stillen Wald durchzieht, und schon hier 2—400 Fuß breit ist. Am Passo kam ein Canot, um mich mit dem Spahi ans gegenüberliegende Ufer zu bringen. Ich schickte den Cavaleristen mit den Pferden zurück, da wir nur einen Waldweg von fünf Minuten zurückzulegen hatten bis zum Orte Taquari.

Der Weg lief längs des schönen Flusses, bis er von einem kleinen Nebenfluß abgelenkt ward und tiefer in den Wald hineinführte. Statt nun über den kleinen Fluß zu gehen, auf dessen anderer Seite Taquari auf einer Anhöhe liegt, folgte ich dem Waldwege, und kam erst nach einem Spaziergang von einer starken Meile um eine Waldschlucht herum von Sü-

den in das Oertchen hinein, statt sein Nordende zuerst zu betreten.

Aber der kleine Umweg war, außer der kleinen Neckerei, daß man einen vollen Bogen um ein ganz nahes Ziel schlagen muß, ganz belohnend. Der Wald bot hübsche Partien; trotz des vorgerückten Herbstes, der hier die Blätter indeß nicht abfallen macht, blühte noch eine schöne Purpurakazie in reichlicher Menge, und am Abhange zur Villa hinauf lagen bedeutende Massen gestreifter Silicate, an deren bunten Formen man sich schon eine Zeit lang erfreuen kann. Von allen Gegenden, die ich besucht habe, ist Taquari doch vielleicht am reichsten an solchen Steinen. Ueberall, in der Straße, an jedem Abhange, auf allen dürren Plätzen findet man sie; ja beim Uebergang über den Fluß, am sogenannten Passo, ist eine Sandbank, die mit diesen Kieseln ganz übersäet ist, sodaß man sie mit Schaufeln in Fässer laden kann.

Taquari selbst ist eine kleine, freundliche Villa, etwa zehn Minuten vom Ufer des Flusses gelegen, in der keine Merkwürdigkeit ist außer dem pflichteifrigen Subdelegaten.

Ich schlenderte langsam mit meinem Spahi durch den Ort; für den zwei fremde Fußgänger, zwei fremde Reisende eine unerhörte Thatsache sein mußten. Ein Mann rief aus einiger Ferne den Spahi an in einer Weise und mit einem Zischlaut, wie man Negersklaven anzurufen pflegt, weswegen ich meinem Diener sagte, er sollte nicht hingehen, um so weniger, da er sein Ehrenlegionsband trug. Langsam und vorsichtig kam nun der Mann hinter uns her und auf einem Platze neben der Kirche holte er uns ein.

Der Mann erinnerte mich lebhaft an den Truffaldin in Schiller's „Turandot“, wie er den Kalaf abfaßt. Ein komisches Fragen begann. Ich fertigte ihn kurz ab und fragte ihn nach einem Hause, wo ich einen Brief an den Oberstlieutenant Victorino Jozé Ribeiro abgeben wollte. Etwas beschämt zog

er sich zurück, und jetzt ging ich ihm langsam nach bis zu seinem Hause, wo ich nach dem Herrn Subdelegaten fragte. Das war er selbst. Und nun legte ich ihm eine Ordre des Herrn Präsidenten vor, nach welcher er mir allen möglichen Schutz und Hülfe angedeihen lassen sollte. Der gute, eifrige, pflichtgetreue Mann, der sich vor seinen Nachbarn in seiner Würde nur etwas hatte wichtig machen wollen, war recht in Verlegenheit, aus der ich ihn durch die allerrespectvollste Behandlung vergebens herauszuziehen mich bemühte.

Im Oertchen war kein Hotel. Ich hätte mich also nur beim Subdelegaten einquartieren können, der sich gewiß für mich aufgeopfert haben würde; doch schien mir das zu parador zu sein und deswegen schlenderten wir langsam zum Fluß hinunter, an dessen Ufer einige Venden, offene Läden und Magazine ein kleines Vorwerk, eine Miniaturvorstadt bilden, in der man übrigens nichts zu essen bekommen kann als Brot, Marmelade und Kaffee; damit mußten wir uns begnügen.

Der Fluß Taquari gewährt einen schönen Anblick. Breit und still fließt er zwischen seinen Ufern unter Myrten und Akazien dahin, hier und dort überragt von einem freundlichen Landhaus, um welches sich Orangenbäume, übersäet mit goldenen Früchten, und lebensfrische, junge Araucarien zusammendrängen zu einem glücklichen Friedenshaine.

Ein kleines, tumultloses Handelsleben macht sich auf der wellenlosen Fläche des schönen Flusses bemerkbar. Große Platten rothen Sandsteins, Dachziegel, Backsteine, Araucarienbreter und was sonst noch an den Ufern des Flusses gewonnen wird, werden in nicht unbeträchtliche Flußschiffe geladen, von denen immer einige im Kommen und Gehen begriffen sind. Mehrere Meilen vom Ort Taquari aufwärts ist der Fluß noch schiffbar und kann ohne große Kraft-

anstrengungen fast bis zur Serra und in dieselbe hinein schiffbar gemacht werden.

Gegen Sonnenuntergang kam denn von Süden her zwischen den stillen Waldufern das Dampfboot Jacuhy heraufgerasselt: ein wunderlicher Gegensatz zu dem lieblichen Friedensbilde der Natur. Es legte unmittelbar am Ufer an, sodaß ein einfaches Bret hinreichte, um vom Schiff ans Land zu gelangen.

Von den Flußdampfern aus Porto Alegre ist der Jacuhy gewiß am elegantesten. Der Casco ist in Rio-Pardo gebaut; die Maschine von 25 Pferdekraft ist in der Eisengießerei der Ponta-de-Arêa bei Prayagrande, Rio-de-Janeiro gegenüber, gegossen. Die große Kajüte, worin zweiunddreißig Menschen sehr bequem speisen können, und ein kleines Damenboudoir sind sehr hübsch, letzteres sogar elegant; es erinnerte mich selbst an den Marquez de Carias auf der Lagoa-dos-Patos.

Ich ging den Abend an Bord und traf einen guten, wackern Schiffsführer. Ganz besonders aber freute es mich, gleich nach meiner Ankunft daselbst einen Mann eintreffen zu sehen, an dessen Bekanntschaft mir viel liegen mußte, da er selbst als ein vielseitig gebildeter Mann und großer Freund der Deutschen bekannt ist. Dieser Mann ist der Oberstlieutenant Antonio Joaquim da Silva Mariante, ein reicher Landbesitzer, der auf seiner Estancia am obern Taquari eine deutsche Colonie angelegt hat.

Das von ihm für deutschen Anbau vermessene Land besteht aus vierundzwanzig Colonien, von denen bereits neunzehn in Angriff genommen und angebaut sind. Jede Colonie enthält 200 Brassen Breite und 700 Brassen Tiefe, sodaß jede 140,000 Quadratbrassen Land enthält. So sind diese Colonien etwas kleiner als die in Sta.-Cruz, haben aber eine für die Arbeit bessere Form. Der Boden ist ausgezeichnet schön. Dazu ist der herrliche Fluß recht eigentlich eine

Lebensader für die Colonie; einestheils erleichtert er den Verkehr, anderntheils kann er zum Mühlenbetrieb verwandt werden. Doch ist die ganze Colonie erst im Entstehen und leidet noch unter manchen Anfangsschwierigkeiten, wie solche bei jeder neuen Colonieanlage, zumal in den Händen eines Privatmannes, auftauchen müssen und nur mit großen Opfern zu beseitigen sind.

Beim Rückblick auf die Provinz werden wir einiges Dahingehörige betrachten.

Um 9 Uhr des folgenden Morgens, nachdem noch zwölf bis sechzehn Mitreisende sich eingestellt hatten, gingen wir vom Landungsplatz fort den Fluß hinab, der trotz vieler Krümmungen ziemlich nordsüdlich fließt.

Nichts Reizenderes als eine Fahrt auf dem Taquari! Der stille, bewaldete Fluß gewinnt bald die Breite von 4—600 Fuß. Oft dehnt er sich zur Breite eines Landsees aus, um eine dichtbewaldete Insel zu umfassen; oft bildet sein gerader Lauf einen Prospect auf eine fast meilenlange Süßwasserfläche, an deren Ufern hinter dem Waldgebüsch dann Landsitze und liebliche Cultur wundervoll herausragen.

Unter einem solchen Landsitz legten wir einmal an, um Holz zu empfangen zur Heizung unsers Dampfkessels, bei welcher Gelegenheit ich denn auch eine halbe Stunde ans Land ging.

Man kann aber am Taquari keinen Fuß breit Landes betreten, ohne sich mannichfach zu erfreuen. Im Wasser selbst lagen mannichfach gestreifte Sillicate, einige von wunderhübschen Färbungen. Auf dem feuchten Ufersand wimmelt es dann von einer Schar ganz kleiner schwarzer Grillen, deren Unterflügel, obgleich vollkommen durchsichtig, wunderhübsch in allen Farben schillern, während das Thierchen mit zusammengelegten Flügeln recht eigentlich eine Todtenfarbe an sich trägt.

Gleich hinter dem feuchten Aufenthalt dieser Insekten beginnt eine hübsche Vegetation.

Drei blühende Ipomöenarten, Oxalis und Amaranthus nebst mehreren Solaneen bilden einen kleinen Blumenflor. Eine blütenlose Apocynee, im Habitus dem Oleander sehr ähnlich, deren Frucht sehr giftig sein soll, und neben diesem Giftbaum der gesegnete Orangenbaum ragen höher am Abhang empor, auf dessen höchsten Gipfeln zuletzt aus dichterm Gewirr des Waldes in bestimmtern Formen Palmen und Araucarien hervortreten und als Charakterbäume weithin gesehen werden.

Am schönsten aber ist der Taquari an jener Stelle, wo er in den Jacuhy fällt. Schon eine starke halbe Meile weit sieht man über dem Wasser hin quer vor dem Fluß den kleinen hübschen Flecken S.-Jeronimo sonnig am Abhang des Ufers liegen. Hinter ihm erhebt sich ein ferner, grauer Cuchillozug. Der kleine Ort scheint am Ende eines Landsees zu liegen. Kommt man näher, so sieht man nach rechts und links hin wieder eine prächtige Wasserstraße, den Jacuhy, sich öffnen. Am Zusammenfluß des Taquari mit letzterm Fluß liegt auf dem linken Ufer der freundliche Ort Triumfo. S.-Jeronimo und ihm gegenüber Triumfo, am Zusammenfluß des Taquari mit dem Jacuhy — man kann nichts Anmuthigeres, nichts Lieblicheres sehen als diesen Punkt der Provinz Rio-Grande!

Von beiden Orten wurden einige Passagiere aufgenommen und wir fuhren den breiten Jacuhy hinab. Bis hierher können jegliche Seeschiffe, die über die Barre von Rio-Grande einlaufen können, hinaufgelangen. Weiter den Fluß hinab liegen auf dem rechten Ufer einige Etablissements, oft mit schönen Häusern versehen, die sogenannten Charqueadas, in denen früher bedeutende Schlächtereien und Bereitungen der Charque oder Carne secca waren. In neuern Zeiten aber

haben sie bedeutend an Gewicht verloren und ihr eigenthümlicher Handelszweig gedeiht mehr in Pelotas, der ehemaligen Frequezia de S.-Francisco de Paula, nordwestlich von der Stadt Rio-Grande.

Endlich aber verschwinden alle Niederlassungen, alle Häuser am Ufer des Jacuhy. Der Fluß dehnt sich immer weiter aus; es befinden sich in seinen breiten Süßwasserseen so viele Inseln und Buchten, so viele Waldwinkel, daß man, wenn man nicht wohl bewandert ist in diesem Chaos von Wasser und Land, nicht eben leicht den richtigen Weg nach Porto-Alegre finden möchte. Beim Dämmerlichte des herabsinkenden Abends gewann die Wasserfahrt noch einen besonders hübschen Charakter dadurch, daß einzelne größere Wasservögel, aufgeschreckt vom Brausen des feuersprühenden Dampfers, sich vom Wasserspiegel erhoben und in den Wald hineinflüchteten mit sausendem Flügelschlag, wodurch sie denn wieder ihrerseits die eben entschlummerten kleinern Bewohner des Laubes aufschreckten.

Längst glänzten die Sterne am Himmel, als wir die letzte, glatte Wasserfläche durchschnitten, die uns noch von Porto-Alegre trennte. Um 8 Uhr landeten wir, und nach wenigen Minuten saß ich wieder im behaglichen Zimmer des Hotel Commercial, wieder einmal in meinem Zimmer, wenigstens für einige Tage, nachdem ich seit dem 10. März in steter Bewegung gewesen war und zwar in einer Weise, die gewiß etwas kraftanstrengend genannt werden darf.

Sechstes Kapitel.

Rückblick auf die Wanderung durch die Provinz. — Ansicht derselben und einiger ihrer Zustände. — Colonisation in derselben.

Kraftanstrengend habe ich meine Reise durch die Provinz von Rio-Grande, namentlich durch den Westen derselben nennen zu dürfen geglaubt. Und in der That ist solche Reise vielfach kraftanstrengend.

Wer in Europa auf der Eisenbahn dahinfliegt im bequemen, wohlgepolsterten Wagen und angenehmer Gesellschaft, die Fenster öffnen und schließen kann je nach Temperatur und Wohlgefallen, ganz nach Geschmack sein zierliches Frühstück, sein gutes, wenn auch hastiges Mittagsessen in einem saubern Bahnhofszimmer einnimmt und, wenn er nicht die Nacht auf der Reise zubringen will, sich abends behaglich auf dem Sopha seines wohnlichen Zimmers im Hotel vor seinem dampfenden Thee ausstreckt und sich nach wenigen Minuten in ein üppig weiches Bett wirft, um am folgenden Morgen zum aromatischen Kaffee zu erwachen, — der weiß nicht, was eine kraftanstrengende Reise durch Rio-Grande sagen will.

Auf etwas dürrem, harttrabendem Klepper gewinnt hier der Reisende langsam eine Meile nach der andern. Der Weg ist häufig recht gut, häufig recht schlecht, oft gar nicht zu finden: und wer keinen kundigen Führer, keinen Vaqueano bei sich hat, muß sich oft nach dem Kompaß und einer sehr schlechten Landkarte richten, was nach einigem anhaltenden Regen aber auch wieder unmöglich ist, denn in jeder Tiefung zwischen den einzelnen Cuchillos kann der Gaul einsinken, stecken bleiben und umkommen, während der Reiter noch Gott danken muß, wenn er selbst davonkommt. Meilenweit erblickt der Reisende kein Haus, wohin er sich bei schlechter Witterung flüchten, keinen Baum, unter dessen Laubdach er einen Gewitterschauer oder die brennende Mittagshitze abwarten könne; auch keinen Menschen, um sich in diesem und jenem Raths zu erholen.

Wie häufig, ja wie so meistens beginnt der Tag ohne Frühstück, verläuft ohne Mittagsessen und schließt mit einer kümmerlichen Abendspeise! Wie manchmal sinkt die Nacht herab, und man bleibt nach all den Tagesmühen und Entbehrungen ohne Dach, ohne Bett, wirft sein Sattelzeug ins Gras und sinkt zum Schlafen auf dasselbe nieder, umirrt von weidenden Stieren und schnaubenden Pferden, im Revier der Hirsche und Strauße!

Das ist das Reiseleben, was ich selbst in Rio-Grande, meistens mit einem einzigen französischen Diener, durchgemacht habe. Und eben dieses harte, gewaltig entsagende Leben ist wunderbar anziehend und bietet Anschauungen, von denen man selbst mittels genauerer Beschreibungen doch noch kein Bild geben kann.

Versuchen wir es aber dennoch nach so manchem in der Provinz Gesehenen und Gehörten und Selbsterlebten einen Ueberblick, einen Rückblick zu geben, mag auch in demselben eine große Lücke nach der andern

sich zeigen, oder manches schon Gesagte kurz wiederholt werden.

Im allgemeinen können wir den Flächeninhalt der Provinz auf 5—6000 Quadratleguas veranschlagen, ein höchst vager Ausdruck, der aber, wenn man sich einigermaßen vorsichtig ausdrücken will, nicht bestimmter gegeben werden kann. Eine genaue Vermessung der Provinz existirt nicht, obgleich gerade zur Zeit meiner Reise man sich mannichfach damit beschäftigte. Die einzelnen Landkarten weichen so voneinander ab, daß nicht nur die Lagen von Städten und Oertern, die Bahnen einzelner Flüsse, die Ausdehnungen verschiedener Gebirge voneinander wesentlich differiren, sondern namentlich auch die ganze Form des Landes höchst verschieden angegeben ist. Nicht nur, daß der Verlauf des Uruguay ganz verschieden angegeben ist und die Distanzen zwischen den sich in ihn ergießenden Flüssen; sondern es ist auch die südwestliche Richtung der ganzen Meeresküste von Torres bis zur Barre von Rio-Grande auf allen Karten verschieden aufgefaßt, sodaß, während die Karte des Viscondе von S.-Leopoldo die Stadt Rio-Grande beinahe einen Längengrad westlicher als Porto-Alegre setzt, die Karte des Vicomte de Villiers de l'Isle Adam beide Städte fast auf gleichem Längengrad liegen läßt. Somit läßt sich das Areal der Provinz nur annähernd feststellen.

In der schönen Ländermasse, welche an Größe so manches Königreich Europas übertrifft, finden wir Gebirge, Hügelgegenden, Flächen, Binnenseen und Flüsse in der mannichfachsten Abwechselung, wie sich dessen nicht viele Länder der Erde rühmen können.

Der gebirgigste Theil ist der Norden und Nordwesten der Provinz. Als den Beginn solches Gebirgstheils haben wir einzelne Districte von S.-Leopoldo kennen gelernt, und selbst von der deutschen Colonie von Sta.-Cruz, obgleich sich die

große Serra, die Serra-Geral, an welche beide Colonien, und selbst noch die beginnende von S.-Angelo sich anlehnen, viel weiter nach dem Norden hinzieht in ostwestlicher Richtung mit einiger Neigung nach Norden, und somit längs des Uruguay verläuft, des Grenzflusses gegen das Hochland von Sta.-Catharina und die neue Provinz Parana.

Wir haben auch bei Gelegenheit des Rittes von Santa-Maria da Boca do Monte zum Pinhal hinauf des dortigen, schönen Höhenzugs, der Serra von S.-Martinho, Erwähnung gethan und schon dort die Bemerkung gemacht, daß dieser Höhenzug nicht eigentlich eine jene Gegend durchsetzende Gebirgskette ist, sondern vielmehr eine schroffe, terrassenförmige Erhebung des ganzen Landes, welches von dort dann langsam gegen den Uruguay hin sich hinabsenkt. Mehr Hochland als Gebirge zieht sich von der Serra von S.-Martinho nach Süden mit einem Bogen nach Südwesten die Serra von Batovi durch die Provinz und scheidet so das östliche und westliche Wassergebiet des Landes.

Auch jene eigenthümlichen Höhenzüge haben wir kennen gelernt, welche von S.-Gabriel nach Caçapava in östlicher Richtung streichen, und sich noch mehr nach Osten hin als Serra von S.-Roque zwischen dem Jacuhy und Camacuam auszeichnen, während südlich vom Camacuam sich die Serra dos Tapés gegen den kleinen Fluß Piratinim hinunter zieht.

Was sich im Süden der Provinz an Höhen hinzieht, theils als Grenze gegen den kleinen Freistaat von Montevideo, theils in denselben hinein verlaufend, wird im allgemeinen unter dem Namen der Cuchillos-Grandes oder Cochilla-Grande zusammengefaßt, unbedeutende, aber langausstreichende Erhebungen, die dennoch immer bedeutend genug sind, um große Gegensätze zu bilden zu den schon von hier aus beginnenden und an die Cordilleren der Anden sich anlehnenden Pampasflächen.

So ist denn die Provinz Rio=Grande do Sul keineswegs jenes Land einförmiger, unabsehbarer Ebenen, wie man es wol manchmal darzustellen versucht hat. Es hat schöne, herrliche Gebirge, zum Theil romantisch wilde Gebirge mit schroffen Schluchten, düstern Waldabhängen, reißenden Bergwassern und prachtvollen Cascaden, wie wir ja deren eine vom Rio=da=Cadêa in S.=Leopoldos reichgesegneter Colonie besucht haben.

Gerade diese herrlichen Gebirgsketten sind es, auf deren Höhen und Abhängen eine wundervolle Fruchtbarkeit des Bodens vorherrscht und vorzugsweise von deutschem landbautreibenden Fleiße unter glänzendem Erfolg ausgebeutet wird.

Und dennoch hat die Provinz wirklich große, weit ausgedehnte Flächen, wie wir Tage hindurch dergleichen zurückgelegt haben, ja ununterbrochen Wochen hindurch, leicht gewellte Flächen, in denen das Bild der Pampas treu wiedergegeben ist.

Tritt man hinaus aus dem schattigen Waldgebüsch einzelner Flüsse, in deren klarer Flut der schneeweiße Reiher sein reines Gefieder abspiegelt und im zitternden Doppelbild erscheint; oder steigt man hinab aus dem Urwald des Hochgebirgs und vernimmt nicht mehr die Axtschläge des Anbauers, das Prasseln des Waldbrandes, oder das Heulen der Brüllaffen und das gellende Geschrei der Chasmarhynchen und umherschwirrenden Papageien: so sieht man wie ein in lang hinrollendem Wellenschlag plötzlich erstarrtes Meer die von gedehnten Cuchillos durchzogene Fläche offen daliegen, angrenzend an den blauen Himmel, ohne daß ein Gebirge, ein Höhenzug, eine Waldung den Horizont bezeichnete. Bei dem weiten Raumverhältniß scheint alle Cultur, aller Menschenfleiß verschwunden, bei der Masse des kurzen grünen oder wogenden gelben Grases jeglicher weitere Blumenflor vollkommen erstickt zu sein.

Scheinbar ganz einsam steht der Wanderer auf dem Rand des höhern Cuchillo und blickt seltsam befangen hinein in die lautlose Ebene, die oft, wie ich selbst dergleichen Gegenden durchzog, vollkommen flach ist, vollkommen baumlos, vollkommen gesträuchlos.

Oft aber erblickt er zwischen den Hügeln einen dichten, in schlangenartigen Windungen sich hinerstreckenden Gebüschessaum, einen schmalen, aber langgedehnten Wald, welcher manchmal einen breitern Thalgrund bis zu einer halben Meile Durchmesser ausfüllt.

Hier ist die Wiege, das kühle Bett eines Flusses, welcher meistens ganz im Gebüsche verborgen bleibt und von fern nur gemuthmaßt werden kann, wenn er nicht breit und mächtig dahinfließt, wie der Uruguay und der Guaiba.

Guaiba und Uruguay, welche herrliche Wasser! Welcher ausgedehnten Entwickelung sind nicht ihre Ufer fähig! Ich habe schon bei Gelegenheit von Uruguayana auf den großen Weststrom hingewiesen. Für den Augenblick, ja noch für manche folgenden Decennien möchte das Flußsystem des Guaiba mehr noch als der Uruguay die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Dieses Flußsystem, in welchem mehrere Flüsse von Bedeutsamkeit und Wassermenge sich so gleichstehen, daß man kaum einen als den Hauptfluß anerkennen kann, bildet die eigentliche Lebensader der Provinz. Vom Seehafen Rio-Grande kommend durchfuhren wir das Binnenmeer der Lagoa-dos-Patos, bis wir beim Morgengrauen bei der Spitze von Itapoam vorbei in den schönen Süßwasserbehälter des Guaiba einliefen und trotz der schnellen Fahrt unsers Dampfbootes, der geringen Gegenströmung und der ziemlich geraden Richtung unsers Curses Porto Alegre erst nach drei bis vier Stunden erreichten. Fünf bis sechs Meilen ist

das Süßwasserbecken immerhin lang, an manchen Stellen zwei bis drei Meilen breit; es ist ein weiter Landsee.

Sein oberes Ende, eben die Gegend um Porto Alegre, ist nun der Vereinigungspunkt für vier Flüsse. Zuerst finden wir hier den kleinen Gravatahy, von Ostnordost kommend, und scheinbar ohne Bedeutung. Und dennoch mag er seine Zukunft haben. Wenn man nämlich seinem Laufe aufwärts nachgeht, so reiht sich nordöstlich von ihm eine schöne Kette von Landseen, theils in sich geschlossen, theils mit dem Meer zusammenhängend aneinander bis nach Torres, ja bis nach Laguna hinauf, deren Ufer einer großen Entwickelung fähig sind. Vielleicht läßt sich hier einmal durch eine geschickte Kanalisation, deren Möglichkeit von geübten Untersuchern vollkommen dargethan ist, ein höchst vortheilhafter Verkehr zwischen Porto Alegre und allen diesen Landseen darstellen.

Noch leichter zwar als mittels des Gravatahy soll mittels eines mehr östlich fließenden und unabhängig vom Guaiba sich in die Lagoa-dos-Patos ergießenden Flusses, des Capivari, solch ein Verkehr bezweckt werden können; doch soll der vielfach gewundene Theil der Lagoa, in den der Capivari sich ergießt, ein unsicheres Fahrwasser sein; offenbar bietet er zum Verkehr mit Porto Alegre mehr Schwierigkeiten dar als der ersthin angedeutete Wasserweg.

Als nächsten Zufluß zum Guaiba nenne ich hier den mit dem Rio-dos-Sinos zusammenströmenden Cahy, beide aus den Gebirgen der deutschen Colonie kommend und zu ziemlich bedeutender Flußschiffahrt geeignet. Von der Dampfschiffahrt auf dem Rio-dos-Sinos sprach ich schon. Beide sind die Lebensadern jener glücklichen Colonie.

Hier muß ich einer geographischen Ungewißheit Erwähnung thun. Beim Labyrinth der im Zusammenkommen jener Flüsse gebildeten Inseln ist die Meinung, welcher Arm eigentlich der Hauptarm der Wasserverbindung, der eigentliche

Guaiba sei, vollkommen getheilt: und so ist der Gebrauch entstanden, den Beginn des Flusses Guaiba oder den Gebrauch dieses Ausdrucks viel weiter die Wasserstraße hinaufzuschieben, und den vom Westen kommenden Jacuhy schon von da an, wo er den Taquari aufnimmt, Guaiba zu nennen.

Und das möchte das Rechte sein. Denn in der That weiß man nicht, ob der Taquari in den Jacuhy fällt oder der Jacuhy in den Taquari. Beide sind Rivalen von mindestens gleicher Wassermenge. Ja ich kann mir sehr wohl denken, daß der Taquari es an Bedeutung seinem Nebenbuhler bald zuvorthun wird.

Der Jacuhy ist nämlich von Triumfo an bis nach Rio-Pardo durch Stromschnellen und Untiefen beschwerlich für die Schiffahrt, ja bei niedrigem Wasserstande für die Dampfschiffahrt bis zum genannten Ort ganz geschlossen, während das von Triumfo bis zum Ort Taquari auf dem Fluß gleichen Namens nicht der Fall ist. So ist man denn damit beschäftigt, eine Picade von der Colonie Sta.-Cruz nach dem Taquari zu öffnen, wodurch allerdings jener Colonie ein großer Nutzen, dem Ort Taquari ein gewaltiger Handelszuwachs, der Stadt Rio-Pardo aber ein bedeutender Schaden zugefügt werden würde.

Dennoch ist der Jacuhy während vieler Monate schiffbar über Rio-Pardo, ja selbst über Cachoeira hinaus bis in die kaum beginnende Colonie S.-Angelo hinein, für die der Fluß deswegen sehr wesentlich und wichtig ist. In seiner Vereinigung mit dem Vaccacuhy unterhalb des Passo von Jacuhy tritt zwischen ihm und dem Vaccacuhy-Grande ganz dasselbe Verhältniß ein wie zwischen dem Jacuhy und Taquari bei Triumfo. Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, welcher von beiden Flüssen der wesentlichere ist. Der Vaccacuhy bleibt bei gleicher, ja fast überwiegender Größe in der

ihm eigenen Richtung von Westen nach Osten, während der Jacuhy einen starken Winkel mit ihm bildet und gleichsam quer hineinläuft in den Vaccacuhy.

Von der Benutzung des letztern Flusses bis nach S.-Gabriel habe ich geredet und mein Bedenken nicht zurückgehalten, es möchte eine Dampfschiffahrt bis soweit kaum möglich sein. An eine mögliche Verbindung des Vaccacuhy mit dem Ibicuhy und demnach eine directe Wasserstraße zwischen Porto Alegre und dem Uruguay wird, wie ich auch das angegeben habe, vielfach gedacht. Doch erinnere ich bei der Schwierigkeit des Unternehmens ernsthaft an die Bauten von Caçapava, die recht eigentlich unüberlegte Luftschlösser sind.

Nun befindet sich noch ein kleiner, in die Lagoa-dos-Patos mündender Fluß am südlichen Ende jenes Binnensees, der Camacuam, der ebenfalls für einige Schiffahrt zu benutzen ist. Soviel ich aber weiß, ist noch kein Versuch zu einer Dampfschiffahrt auf ihm gemacht worden.

Südwestlich von der Lagoa-dos-Patos und der Stadt Rio-Grande selbst, freilich in einiger Entfernung von letzterer, erstreckt sich die Lagoa-Mirim, die „Kleine Lagoa", durch das südliche Ende der Provinz und dient ebenso wie die Lagoa-dos-Patos, nur in kleinerm Maßstabe, zu Schiffahrt und Handel. Unter den kleinen Flüssen, die sich in diese Lagoa ergießen, sind der Piratinim und der Grenzfluß Jaquarão die größten. Doch möchte ihre Handelsbedeutsamkeit für den Augenblick nicht eben groß genannt werden dürfen. Durch eine flußartige Wasserstraße stehen die beiden Lagoas miteinander in Zusammenhang; sie heißt der Rio-de-S.-Gonçalo; am obern Ende liegt die Stadt Pelotas.

Beide große Wasserflächen, die man gewiß auf 350 Quadratmeilen schätzen kann, hängen mit dem offenen Meer durch den breiten, aber nicht eben tiefen Ausfluß des Rio-Grande zusammen.

Die Barre von Rio-Grande! Wie sehr auch die Provinz mit ebenso friedlichen wie reichlich fließenden Wasserstraßen versehen ist, so kann man sich doch eines Seufzers nicht erwehren, wenn man von der Barre von Rio-Grande, dem Ausfluß der Lagoa ins offene Meer reden hört. Um so tiefer mag dieser Seufzer werden, je weniger man sich verhehlen kann, daß der Versandung, der Unbeständigkeit der Wassertiefe daselbst wol schwerlich abgeholfen werden kann. Ich selbst kann mir keine Mittel und Wege zur Besserung des ungünstigen Schiffahrtsverhältnisses denken. Zu ungeheuer sind die Sandmassen und zu leicht von den Wellen, ja selbst vom Wind hin und her bewegt, als daß sie in Schranken zu halten wären, wenn man an eine Vertiefung des Fahrwassers denken wollte. Auch dazu bedarf es, wie jener Physiker verlangte, um die Erde aus den Angeln zu heben, mindestens eines festen Punktes. Ich habe viele Leute gesprochen, die zur Verbesserung der Barre von Rio-Grande eine Menge von Projecten im Kopf hatten, Projecte, die alle einen Schein für sich haben, wenn man nie die Gewalt einer rollenden See erlebt und nie das Chaos von Brandungen gesehen hat, zwischen welcher sich die Einfahrt in den Hafen von Rio-Grande hindurchwindet.

Einen sonstigen Meereshafen von irgendwelcher Bedeutung besitzt die Provinz Rio-Grande nicht. Und somit bildet die Untersuchung, in welcher Weise ein möglichst freier Verkehr aus dem Innern der Provinz mit dem Ocean herzustellen und zu erhalten sein möchte, einen hochwichtigen Gegenstand der Sorge und des Nachdenkens für jegliche Administration dieser großartigen Provinz. Ob zur Herstellung und Unterhaltung eines solchen möglichst freien Seeverkehrs die Barre von Araringua an der Grenze der Provinz gegen Santa-Catharina, oder von Mampetuba gleich nördlich von Torres, oder von Tramandahy auf der Breite von Porto

Alegre dienen könne, bin ich nicht im Stande zu untersuchen.

Aus dem Sandmeer des Meersandes, der an der Küste der Provinz, namentlich an der Barre von Rio-Grande, unermeßlich ist und nächstens einmal, wenn auch nicht die Stadt Rio-Grande, doch den ihr gegenüberliegenden Ort S.-João-do-Norte ganz verschüttet, wie er ihn schon halb begraben hat, gehen wir zurück in das Innere des Landes.

Wenn wir eine geologische Form als Grundbasis der Provinz aufsuchen und feststellen wollen, so müssen wir unbedingt den rothgrauen Sandstein obenanstellen.

Von Porto Alegre an bis weit in die Colonie S.-Leopoldo hinein, an den Zuflüssen des Guaiba, am Taquari, besonders am Jacuhy und Vaccacuhy, ist alles Sandstein, und so tief in den Nordwesten der Provinz hinein, daß die geistlichen Zwingburgen der Jesuiten aus Sandstein gebaut sind. Daher sieht man ihn denn auch in der ganzen Provinz als nützliches Baumaterial angewandt werden. Häuser, Trottoirs, Straßenpflaster in Porto Alegre, in Rio-Pardo, in Cachoeira, in S.-Gabriel sind größtentheils aus Sandstein hergestellt. An vielen Stellen ist dieser Sandstein außerordentlich weich, namentlich an und unter dem Wasserspiegel der einzelnen Flüsse, und in deren Cachoeiras, durch welchen Umstand bei einiger Arbeit meistentheils sehr leicht eine Verbesserung der Schiffahrt zu erzielen ist. Dagegen gibt es auch Sandsteinlager, wo das Gestein außerordentlich fest und hart ist und mit Sicherheit noch in sehr dünnen Platten verbraucht werden kann.

Neben dieser unabweisbar vorwiegenden Hauptform treten zahlreiche andere Gesteine aus fast allen Perioden unsers Erdballs auf. Granite, Syenite und schöne Porphyre kommen an vielen Stellen vor. Das ganze obere Bett des Rio-da-Cadea scheint mir Flötzkalk zu sein, welcher Form sich

dann die Marmorflötze von Caçapava und seiner fernern Umgebung anreihen. Von den Steinkohlen von Rio-Grande werde ich nachher noch reden.

Auch Schieferablagerungen kommen in Menge vor; große Mengen von Thonschiefer und schichtlosen Lagerungen aller Art; dazu mannichfache Thonerden, deren sorgliche Behandlung und Verarbeitung einmal bedeutenden Gewinn bringen wird.

Das Vorkommen all dieser verschiedenen Bildungen, die ich eben nur ganz flüchtig anzudeuten wage, wird mannichfaltig unterbrochen durch Basalte der verschiedensten Arten. Am Uruguay, im Camacuam, in der Serra, bei Cruz-Alta, an vielen Stellen im freien Felde ragen diese schwarzen, zerglühten und verschlackten Vulkanmassen von sehr verschiedener Dichtigkeit neben anderm Gestein aus dem Wasser, aus dem Sand hervor, und bezeugen es vielfach, daß einzelne Bildungsprocesse in der Provinz sehr stürmisch gewesen sein müssen.

Vom Vorkommen verschiedener Metalle habe ich besonders bei Gelegenheit von Caçapava geredet und einen weiten District als entschieden goldhaltig angedeutet. Ich bin fest überzeugt, daß jener District bei genauerer bergmännischer Untersuchung und Bearbeitung ein bedeutendes Resultat liefern wird.

Ein Ueberblick des Pflanzenreiches von Rio-Grande, und wenn er auch nur der allerflüchtigste sein kann, bietet außerordentlich viel Bemerkenswerthes.

Rio-Grande hat den seltsamen botanischen Reiz, daß hier die Erzeugnisse einer wirklichen Tropenwelt sich südwärts weit ausdehnen, während damit eine außertropische Natur keineswegs verdrängt ist. Vielmehr ist dort alles zusammengeworfen, ineinander verschlungen und verwachsen, was innerhalb der Tropen und außerhalb derselben vorkommen kann, und man kann nicht den geringsten Ausflug wo immer hin

machen, ohne nicht von frappanten Gegensätzen überrascht zu werden, recht eigentlich wie jene ersten Entdecker des neuen Continents besonders in Mexico seltsam frappirt waren, als sie in dem sonderbaren Lande Palmeta und Pineta ineinander verwachsen vorfanden.

Palmeta und Pineta! Luftige Palmenkronen und düsterblickende Araucarien ineinander verwachsen sind in der That die Gruppen, die auch in Rio-Grande an so manchen Stellen das Auge des Reisenden am meisten auf sich lenken, am lebhaftesten seine Bewunderung erregen, wie z. B. im Wald vor S.-Angelo, am Pinhal bei Santa-Maria und zuletzt noch im Wald über Taquari, wo namentlich die Araucarien in vollster Jugend und Pracht hervortreten. Wie schlank aber auch immer die Palmenschafte hervorragen mögen aus dem Waldesdickicht, da wo ich Palmen und Araucarien vereint traf, habe ich immer letztere höher als erstere gefunden; ja die Palmen reichten dort kaum bis zur halben Höhe der eigentlichen Pinaceen. Und selbst das scheint mir charakteristisch für die Höhe der Pinheiros zu sein, daß die Affen, während sie sich auf Laubbäumen sorgsam verstecken vor den Vorübergehenden, sich auf den höchsten Araucarienzweigen wie auf luftigen Brücken ganz frei und furchtlos vor den Blicken des Reisenden hin und her bewegen im Gefühl der Sicherheit bei der bedeutenden Höhe des riesigen Baumes.

Man hat aus dem Vorkommen der Araucarien dem Boden und der Gegend, worin sie vorkommen, keine günstige Prognose für den Ackerbau stellen wollen. In gewisser Beziehung mag man recht haben. Die Araucarie liebt mehr die Höhe als die Tiefe, mehr den luftigen, trockenen Wald als das feuchte Dickicht, mehr den freien Grasboden als ein wucherndes Unterholz. So möchte diese Pinacee allerdings mehr für Viehzucht einen günstigen Boden bezeichnen als für Ackerbau, obgleich auch hier der Ausnahmen gar viele vorkommen.

Nicht weniger als so manche schönen Araucariengruppen haben mich einzelne Palmeta angezogen. Den reizendsten Palmenhain, einen kleinen Palmenwald auf ganz glattem Rasen, ohne alle Spur eines Unterholzes, traf ich freilich auf corrientinischem Boden zwei Meilen hinter Restauracion, jenseits des Uruguay, als ich zum alten Bonpland ritt.

Häufig traf ich die Buritipalme in Rio-Grande. Meistens bildeten ihrer mehrere ein kleines Palmenbosquet, was hoch hinausragte über die niedrigen Gebüsche. Die Buritipalme, eine Mauritia mit genießbaren Früchten und trinkbarem Safte, einer Art Palmwein, machte mir immer einen eigenthümlichen Eindruck. In der Regel an sumpfiger Stelle, an einem Bachesrand aufwachsend, ist der Stamm ganz regelmäßig unten viel dünner als oben in allmählichem, gleichmäßigem Anschwellen. Wenige fächerförmige Blätter bilden den Wedel, für dessen Geringfügigkeit der hohe Stamm ein wahrer Luxus zu sein scheint. Bei der dünnen Form des Stammes über der Wurzel und dem Anschwellen zur doppelten Dicke nach oben scheint der Baum bei jedem Sturm umfallen zu müssen, um so mehr, da die Buritipalme nicht gern mit andern hohen Bäumen, von welchen sie geschützt und gehalten werden könnte, zusammenwächst. Aber sie steht fest trotz der anomalen Form und beträchtlichen Höhe.

Ganz anders die Butiapalme! Als ich am Morgen von Tapevi fortgeritten war, ward meine Aufmerksamkeit angeregt durch ein grobes, grauglänzendes Kraut, welches in einzelnen grasartigen Büscheln ganze Abhänge in Tausenden von Exemplaren bedeckte. Ich stieg vom Pferd und fand nun ebenso viel stammlose, unendlich kleine Palmen oder Palmenkrönchen, denen jegliches Palmen-Attribut bis auf einen Stamm eigen war: denn die Blätter, ein bis zwei Fuß lang und gefiedert wie bei den meisten Palmen, kommen direct aus der Erde hervor. Ich traf noch eine Menge Blüten im vertrock-

neien Zustand zwischen den Blättern, eine holzige Spatha, so groß wie die vom Arum maculatum des Nordens, und an derselben den vertrockneten Blütenstand, an dem die monöcistische Natur noch zu erkennen war. Eine Menge kleiner Nüsse, kleiner als Haselnüsse, fand ich ebenfalls, von länglicher Form, ganz wie Kokosnüsse in einer kleinen faserigen Schale, am obern Ende mit drei Narben, gerade wie ihre riesige Verwandte. In einigen Nüßchen fand ich zwei ganz gleichmäßig entwickelte Kerne, die meisten enthielten nur einen Kern vom Geschmack der Kokosnuß.

Mir war das Vorkommen dieser Miniaturpalme, gegen die die Chamärops humilis, wie ich sie auf dem Felsen von Gibraltar und bei S.-Roque in Südspanien sah, immer noch gewaltig erscheint, etwas ganz neues. Und da sie so klein, so vollkommen krautartig ist und dabei in einer Gegend von gemäßigtem Klima auf ziemlich dürftigem Boden wächst: so könnte man sie ganz bestimmt mit Leichtigkeit in Töpfen vor den Fenstern im Norden erziehen und sich das Vergnügen verschaffen eine wirkliche echte Palme im Zimmer zu haben. Den Reisenden vom Norden frappirt es seltsam, im Süden Gräser zu treffen, an deren Stamm er ziemlich hoch hinaufklettern kann: die Stammlosigkeit einer wirklichen Palme, die bei flüchtigem Anblick nur wie ein grobes Gras im Felde erscheint, ist nicht minder befremdend für den, der von der Cordillerenwachspalme und ihrem 150 Fuß hohen Stamm gelesen hat.

Uebrigens wird der Name Butia auch einigen Palmen mit wirklichem Stamm gegeben, die schon in Rio-Grande, aber in ungeheuerer Anzahl in Sta.-Catharina vorkommen, wo wir sie als Butia aceite, als Essigbutiapalme treffen werden in ganz eigenthümlichem Habitus.

Vom Zwerg unter den Palmen komme ich, um eine andere Charakterpflanze von Rio-Grande aufzuführen, wenig-

stens als eine auch dort vorkommende, zum Riesen unter den Gräsern. Kaum einen schattigen, feuchten Platz trifft man, kaum ein Flußufer, worüber nicht die gewölbte, hellgrüne Bambuse, das Taquara, hinüberschwebte. Schon hinreichend habe ich des Grases erwähnt bei meiner Fahrt auf dem Rio-dos-Sinos. Ebenso anmuthig wie seine Erscheinung ist seine Verwendung nützlich zur Einfassung von Weiden, zum Bauen von Ranchos und kleinen Häusern und zur Anfertigung einer Menge von Utensilien, Leitern, Bänken, Stühlen, Körben u. s. w. Aus Taquara und Palmen mit Hülfe von Schlingpflanzen kann man sich ohne einen einzigen Nagel ein Häuschen bauen, was dem Diogenes als ein unerhörter Luxus erscheinen möchte.

Bei Gelegenheit des großen Grases erinnere ich ebenfalls an die Tausende von Baumfarren in der Serra von S.-Leopoldo, die manchen Waldabhängen dort eine eigenthümliche Färbung geben und die zartesten Blattformen liefern, die je auf Stämmen emporgewachsen sind. Anmuthig biegt sich und schwankt das ganze Blatt im Winde, während die unzähligen Foliolen in förmlicher Flimmerbewegung es zitternd begleiten.

Außer diesen Baumfarren drängt sich der Kryptogamencharakter im rio-grandenser Walde überall hervor, wie dies dem tiefern Süden ganz eigen ist. Ja, an manchen Stellen wird man wirklich an eine neuseeländische Vegetation erinnert, in der ja auch die Kryptogamenwelt gegen die phanerogamischen Gewächse so merkwürdig vertreten ist. Im Hochland von Sta.-Catharina, an den Quellen des Uruguay möchte man inmitten einer Welt von Araucarien und Schaschi oder Baumfarren noch mehr an die Dacrydien und Stammkryptogamen Neuseelands erinnert werden!

Wie unendlich klein erscheinen einzelne Polypodiaceen neben solchen Baumformen! Sie erinnern mich an eine andere Gruppe

von rio-grandenser Pflanzen. Wie zart, wie klein erscheinen die Blüten einzelner Mimosen, Akazien und Ingas neben der offenen Blüte der Lauhinien, die fast einen Fuß im Durchmesser hat und dennoch mit den eben genannten in einer Provinz, auf einer Stelle, in einer Hecke blüht und im botanischen System mit ihnen auf einer und derselben Seite abgehandelt wird!

Nicht anders ist es mit den Bignoniaceen! Hier treffen wir sie als Waldesfürsten, dort als unendlich zarte Ranken. Und die Myrtaceen! Im Urwald Riesenbäume, auf den Campos wie kleine Vacciniengebüsche des Nordens erscheinend, fast wie sich eine unendlich kleine Cassia, die kaum hoch genug ist, um eine Blüte oder zwei zu tragen, sich zur Cäsalpinie verhält.

Doch möchte mich solche Specialaufführung einzelner Pflanzen, wenn ich damit den Charakter der rio-grandenser Vegetation angeben wollte, zu weit führen. Es genügt auch völlig nur einzelner Familien zu gedenken.

Wenn Leguminosen, Myrtaceen, Anonaceen, Laurineen, Palmen, Araucarien und Bignoniaceen im allgemeinen den Wald der Gebirge charakterisiren, so wird die Region der Campos am allermeisten durch Syngenesisten bezeichnet. Von den 9—10000 Species der Syngenesisten möchten sich in Rio-Grandes Campos viele Hunderte, ja bis an tausend Species auffinden lassen, zu welchem Synanthoreen-Tribus sie immer gehören mögen. Ich halte es für eine der schwersten, wenigstens umfassendsten Arbeiten, alle Syngenesisten der Provinz genau darzustellen. Wie außerordentlich verschieden sind nicht die einzelnen Blüten, der ganze Blütenstand und nach dem Verblühen die Pappusbildung! Wie verschieden nun gar der Habitus der Pflanzen nebeneinander! Kaum einige Zoll hoch über den Boden erheben sich einige; andere stellen vollkommen Bäume vor, an denen man nur bei genauer Be-

sichtigung die Syngenesie herausfindet, die dem ganzen Habitus des Baumes so absolut fremd erscheint. Am seltsamsten ist ihr Aufwachsen an Stellen, wo sie früher nicht in Masse erschienen. Wo einmal der Urwald geschlagen ist und der entblößte Boden einige Zeit hat, sich wieder mit jungem Pflanzenwuchs — Capoeira — zu bedecken, geht alles in Syngenesie auf; nach wenig Jahren wuchert ein kleiner, dichter Wald, fast wie ein nordischer Birkenwald, auf derselben Stelle, wo früher der Urwald stand; doch sind die Bäume sämmtlich Synanthoreen!

Außer mannichfacher medicinischer Verwendung, in der die rio-grandenser Kamille ebenfalls ihre gesegnete Rolle spielt, erfreuen viele durch ihren wundervollen Duft. Ich bin durch Syngenesistenfelder geritten, die mir wie ein Meer von Aroma erschienen. In diesem Meer von Düften schwimmen Schmetterlinge und Bienen in ungeheuerer Menge. Ich habe oft mit Erstaunen mein Reitthier angehalten, um dem wunderbaren Leben zuzuschauen. Die bunten Farben der Insekten und Blumen flossen anmuthig ineinander über.

Mit der Familie der Solaneen ist ebenfalls eine große Anzahl von rio-grandenser Pflanzen bezeichnet, namentlich mit dem polymorphen Genus Solanum selbst, von dem sich ein Repräsentant als ein nicht ganz kleiner Baum am Waldesrand, auffallend durch seine großen, grauen Blätter, sehr häufig vorfindet.

Erinnern wir nun noch ganz flüchtig an Bromeliaceen, von denen besonders die Gravata mit pflaumförmigen, zu dichten Fruchtähren zusammengedrängten Einzelfrüchten ganze Felder und Waldessäume bedeckt und unzugänglich macht, an manche hübsche Irideen und einige Amaryllisarten, an Orchideen, namentlich einige Egidondreen, die mit kleinem dichtgedrängten Purpurflor oft einen ganzen Stamm bedecken; an viele Commelynaceen in weißen, blauen und röthlichen

Färbungen und anmuthigen Staubfadenbildungen; an jene reizenden Pontederien, deren blauer Blumenflor ebenso wie das grüne Blatt eine Zierde der Flüsse und Lachen sind; an große und kleine Euphorbiaceen, die zum Theil Bäume bilden; an schattenliebende Begonien und einige duftende Violaceen; an manche hübsche Malvaceen und viele goldgelbe Malpigsien; an unsere treuesten Begleiter durch die Campos, gelbe, rothe, blaue und weiße Oxalisarten; an manche schöne Apocynee und einige Asclepien; an viele prachtvolle Convolvulaceen und duftige Labiaten; an dicht zusammengedrängte Acanthaceen, Gesnerien und Scrophularineen; an all die vielen Onagrideen, Jussiena, Fuchsia und Oenothera; an jene prachtvollen Melastomen, oft Bäume, oft winzige Kräuter; an jene Riesencactus in den Missionen und an manche zierliche Rubiaceen, sowie endlich an jene ungeheuern Schwärme von Loranthaceen, die doch noch einen fröhlich grünenden Parasitenwald bilden, wo der ursprüngliche Stamm, auf dem sie ihr epiphytisches Dasein treiben, längst abgestorben ist: erinnern wir, wenn auch nur mit bloßem Namen, an alles dieses, so haben wir dem Botaniker wenigstens einen Wink gegeben von dem, was ihm auf den ersten Blick, beim flüchtigen Durcheilen der Provinz Rio-Grande aufstoßen möchte auf Höhen und im Thale; das und noch unendlich viel mehr, wenn der Botaniker zu einer andern Jahreszeit, als ich selbst, reisen will, nicht im Spätherbst, wo der beste Blütenflor verweht ist und kalte Nächte zartere Blumen erstarren machen.

So ungefähr die Pflanzenwelt, wie sie sich mir, dem unkundigen Beschauer, dargestellt hat vom Ocean bis über den Uruguay hinaus!

Werfen wir nun noch einen Blick auf die vorzüglichsten Thierformen der Provinz.

Wie ungeheuer einsam, wie öde und ausgestorben müssen jene weiten Campos, jene Cuchillos zwischen dem Jacuhy

und Uruguay den ersten Entdeckern des Landes erschienen sein!

Starr und reglos trotz aller Grasvegetation, trotz so mancher Blütenpracht lag das Gefilde vor den ankommenden Europäern da, viel starrer und regloser noch als das gegenüberliegende Afrika: denn es fehlte dem neuen Welttheil vor allem jenes eigenthümlich bewegte Leben, was durch zahlreiche und große Säugethierformen allein oder doch ganz besonders hervorgehoben wird.

Südamerika ist von Natur nicht das Land warmblütiger Vierfüßler und war es wol am allerwenigsten auf den Hügelflächen von Rio-Grande. Noch jetzt ist ja das gerade das Befangende für den, der zum ersten mal an den Rand dieser Grasräume tritt, daß er kein reges Leben von größern Thieren, keins von größern Menschenanhäufungen erblickt und sich einsam und verlassen fühlt in der großen, stillen Werkstatt der Natur, in der nur das ruhige Pflanzendasein den leisen Pulsschlag eines organischen Lebens verräth.

Und doch wie schon ganz anders jetzt als damals! Wenn auch zerstreut über Tausende von Quadratmeilen weiden dennoch heute Millionen von Rindern auf den Cuchillos von Rio-Grande, und Hunderttausende von Rossen stampfen in übermüthiger Lebenslust die Grasebenen. Wenn auch nicht in dicht gedrängten Massen, so doch in zerstreuten Scharen trifft der Reisende überall Rinder und Pferde und selbst einzelne Schafheerden.

Ungeheuere Viehheerden scheinen in der unsinnigen Revolution, die vom Jahre 1835 an elf Jahre hindurch die Provinz verpestete, zu Grunde gegangen zu sein; ja, es behaupten die Leute selbst, daß man heutzutage noch, obgleich der Viehstand sich schon einigermaßen wieder hergestellt, die Provinz gar nicht wiedererkenne, wenn man sie vor jener Calamität gekannt habe.

Schon mehr als zu oft habe ich im Fortschreiten meines Marsches durch Rio-Grande den Eindruck ausgesprochen, den diese weithin zerstreuten Rinderheerden und Pferdescharen auf mich gemacht haben. Die Darstellung solchen Eindrucks mag monoton genug sein: der Eindruck selbst, und hätte er sich mir jahrelang wiederholt, ist mir immer wieder ein neuer, ein frischer, ein erfrischender gewesen, um so erfrischender, je einsamer sonst die Situation war, in der er sich mir darbot. Ruhig weidende Stuten, neben denen junge Fohlen umherstreifen, oder sich, wenn etwas Fremdartiges naht, an sie andrücken mit dem vollen Gepräge der größten Schüchternheit; wiehernde Hengste, die umeinander herumjagen in übermüthigem Spiel, oder am Abhang des Cuchillo mit fliegender Mähne hinaufgalopiren, wenn ein Peão mit dem Laço erscheint, um aus ihnen ein Thier herauszufangen; reinliche, wohlgenährte Kühe, welche ruhig wiederkäuen, während an ihren vollen Eutern die Kälber unbeeinträchtigt ihre Nahrung saugen, oder „die Kuh aussaufen", wie die deutschen Kinder auf dem Lande sagen; oder mächtige Stiere mit kurzen, gerade nach vorn gerichteten Hörnern, rauh an Stirn, zottig an Brust, machtvoll stark an Nacken und Schultern, und unwillig brummend und nur langsam aus dem Wege gehend, wenn man auf sie zureitet — das und kaum das ist es, was in den Grasebenen vorkommt. Aber gerade wie in einem Kaleidoskop wenige bunte Steine in mannichfachen Verschiebungen tausend Formen annehmen, so ist auch jenes Thierleben ein immer anderes, ein immer erfreuendes.

Besonders ist es die Neugier und Furcht der Pferde, die mich oft ergötzt hat. Wenn man vom Pferde steigt und allein ein Ende zu Fuß geht, so kommen manchmal einzelne Pferde, die kaum je einen Fußgänger, geschweige denn einen fremden Fußgänger zu sehen bekommen, von fern herangetrabt, immer langsamer, je näher sie kommen, bis sie zuletzt

ganz langsam und höchst vorsichtig, ja selbst ängstlich mit den Nüstern spürend und schnaufend sich nahe heranwagen. Je muthiger die Thiere aus der Ferne erscheinen, desto schreckhafter sind sie in der Nähe. Ich brauchte nur eine schnelle Bewegung zu machen, nur urplötzlich einen Zischlaut auszustoßen, so fuhren sie mit Entsetzen auseinander, nicht aber ohne noch einmal dieselbe neugierige Untersuchung bald darauf wieder vorzunehmen, wobei ich immer rathen würde, sich dieselben mindestens eine Pferdelänge vom Leibe zu halten, um nicht, wenn sie sich rasch zur Flucht umwenden und manchmal hintenausschlagen, vom Huf getroffen zu werden, was immerhin, wenn auch die rio-grandenser Campospferde nie beschlagen werden, recht empfindlich sein mag.

Bei meinen ersten Ausflügen durch die Grasgefilde ergötzte ich mich oft an den Pferden mittels meines Regenschirms. Wie indifferent auch sämmtliche Thiere erscheinen, so kommt ihnen doch alles Neue ganz unerhört und gewiß entsetzlich vor. Wenn ich manchmal mit meinem zwar geschlossenen, aber nicht aufgerollten Regenschirm gegen den Wind antrabte bei einem Trupp weidender Pferde vorbei, so war das eine förmliche Explosion unter den Thieren, sobald die Falten des Schirms scharf flatterten. Im sausenden Galop stürzten sie dann davon, meistens den nächsten Hügel hinauf, wo sie sich dicht aneinander drängten, laut schnarchten und schnoben und am ganzen Körper flogen, obgleich sie sonst wie angenagelt feststanden, um die fernere Entwickelung der entsetzlichen Thatsache abzuwarten. Ich rollte dann wol meinen Schirm auf und die Thiere beruhigten sich. Sichtlich spannten sich ihre Muskeln wieder ab, einige fingen sogar wieder an zu grasen. Aber ich brauchte meinen Schirm nur wieder flattern zu lassen und wieder war alles in vollem Aufruhr.

Viel weniger schreckhaft, ja oft von einer merkwürdigen

Indolenz sind die Rinder auf den Campos. Wenn sie in der Nachmittagssonne gemächlich wiederkäuen, so lassen sie sich fast eher überreiten, als daß sie schnell aufstehen und aus dem Wege gehen sollten. Selbst die Stiere zeigen häufig eine seltsame Indifferenz gegen einen daherkommenden Reiter. Nie unternehmen sie etwas gegen letztern. Doch hat man mir vielfach gesagt, ein Fußgänger müßte vorsichtig sein. Auch Kühe und Stiere kommen, gerade wie die Pferde, neugierig auf ihn los, wenn er des Weges kommt, nicht aber, um sich so leicht von ihm fortscheuchen zu lassen, sondern um ihn mit derbem Stoße zu Boden zu werfen, wobei denn manchmal böse Verletzungen vorkommen.

Die Pferde von Rio-Grande sind keineswegs von schöner Rasse. Letztere ist eine ganz ausgeartete spanische, und man scheint sich gar nicht darum zu kümmern, welche Stuten und von welchen Hengsten sie belegt werden. Ebenso wenig kümmert man sich ordentlich um ein Pferd. Die Leute in Rio-Grande reiten meistens Galop. Ist ein Pferd müde gejagt und noch vielleicht vom Sattel gedrückt, so läßt man es, kühl oder echauffirt, in den offenen Campo oder den eingeschlossenen Potreiro hineinlaufen und kümmert sich selten weiter um sein Fressen und Saufen und seine Wunden. Bei der Menge des Bodens und der Pferde macht man sich keine Sorge weiter um die Thiere, aber auch keine Sorge um den Boden. Man kann ganze Trupps von Pferden sehen, von denen kein einziges mehr zu gebrauchen ist, und dennoch gönnt man ihnen den Boden. Von S.-Martinho aufwärts längs der alten Missionen erschienen mir die Pferde bedeutend besser, wie überhaupt der Viehstand ausgesuchter.

Im allgemeinen kann man wohl behaupten, daß der echte rio-grandenser Reiter seinen Stolz nicht in sein Pferd, sondern in den dicken Silberbeschlag seines Reitgeschirrs setzt. Riesig muß vor allem der Sporn sein, der mit Bügel und

Ketten den Fuß ebenso läppisch umfaßt und am leichten Gehen hindert wie ein chinesischer Metallschuh einen Frauenfuß. Von dem Rad will ich noch gar nicht einmal reden. Immer wird dieser Sporn so angeschnallt, daß die Biegung des Sporns nach unten, nicht wie in Europa nach oben, steht, damit das Rad rasselnd hintenanschleift. Die Steigbügel bilden ein förmliches silbernes Gefäß; die Riemen laufen in silbernen Röhren, sowie auch das Zügelwerk meistens aus silbernen Platten, Schuppen, Ketten und Gelenken besteht, wozu man dem Reitthier, und wäre es eine Rosinante, oft noch einen silbernen Halsschmuck umlegt. Auch der Sattel muß hinten und vorn mit Silber beschlagen sein.

Solch ein vollständiges, von Silber starrendes Reitgeschirr kann oft 2—3000 Thaler kosten. Ich füge das hier bei Gelegenheit der Pferde an: denn Camposbewohner, Pferde- und Reitgeschirr sind voneinander unzertrennlich.

Viel besser als die Pferderasse ist die Art der Rinder, ja sie ist zum Theil ausgezeichnet. Doch wendet man ihr ebenfalls auch kaum eine andere Sorge zu, als daß man, wenn der junge Nachwuchs größer wird, denselben mit dem Glüheisen markt. Nach diesem Act bestimmt man denn auch die Bedeutung einer Estancia. Man sagt kaum: Jener Estancieiro hat so und so viel Land, so und so viel Geld, sondern: Er markt so und so viel Vieh im Jahre.

Auch die Schafzucht, die vor der letzten Revolution bedeutend war, ist seit kurzem wieder mit einiger Lebhaftigkeit aufgenommen worden. Zur Verbesserung derselben ließ die Regierung vor einiger Zeit eine Heerde Merinos kommen, welche, an der Zahl 120 Stück, unter einzelne Landbesitzer vertheilt wurden, während siebenundvierzig Lämmer davon verkauft worden sind. Bedeutendes konnte noch nicht damit erzielt werden; die Zeit war noch zu kurz und der Erfahrungen in Behandlung der ausländischen Thiere noch zu wenigr.

Viel schüchterner als jene Merinos und flüchtiger noch als die Rosse irren nun als Autochthonen der Provinz zahlreiche Rehe und Hirsche zwischen den Heerden der von Europa eingeführten Thiere umher. Man kann nicht leicht einen Tag reiten durch die rio-grandenser Grassteppen, ohne dem einen oder andern Rudel von Rehen zu begegnen: möchte aber auch, wenn man nicht ein sehr geübter Scharfschütze ist, manchen Tag verlieren können, ohne ein einziges Reh zu erlegen. Soweit man sie aus der Ferne erkennen kann, haben sie eine weißgraue Farbe, auf dem Rücken dunkler, am Bauch weißer; aber kaum sucht man an ihnen mit dem Fernrohr einige Merkmale auf, so jagen sie auch schon flüchtig dahin und geben eben durch diese Flüchtigkeit und den Umstand, daß man ihnen außerordentlich weit mit dem Auge durch die Fläche folgen kann, dem Gefilde zwar einen Anstrich von Belebtheit, aber auch wieder von unendlicher Einsamkeit. Wenigstens hatte ich immer, wenn ich so ein Rudel Rehe oder Hirsche aufjagte und weithin rennen machte, die tiefe Empfindung von Vereinsamung im endlosen Revier der schlanken Thiere.

Auch im Hochwald kommt das Reh vor. Hier aber treffen wir ein anderes Säugethier von schlimmerer Bedeutung: die Unze, ein prachtvolles, gelblich röthliches, mit Ringelstreifen vom Rücken gegen den Bauch hin besetztes Thier von vollem, meistens feistem Körperbau, und in allen Bewegungen eine vollkommene Katze. Zu oft hatten wir Gelegenheit, von ihr zu reden, als daß etwas Zusammenhängendes darüber hier gesagt werden müßte.

Vom Vorkommen des einfarbigen Löwen ohne Mähne, der Felis concolor, habe ich nur im Pinhal bei Santa-Maria reden hören. Das Thier scheint mehr ein Dieb als ein Räuber zu sein und allen ernsten Conflict mit Furcht zu vermeiden.

In den Schlupfwinkeln beider Raubthiere, in tiefen bewässerten Waldschluchten findet sich zahlreich auch die Ante, der Tapir, ein sonderbares Thier, dem Anschein nach aus mehreren Thierformen, etwa wie das Gnu, zusammengesetzt. Schwein, Elefant, Rhinoceros mögen die nächsten Verwandten der Ante sein. Ich habe das Thier nirgends in Rio-Grande in der Wildniß zu sehen bekommen, denn an offenen Flüssen zeigt es sich nur höchst vorsichtig. So ist denn auch die Jagd des Tapirs, wozu man guter Hunde bedarf, sehr schwierig. Verfolgt und angeschossen flüchtet das Thier sich ins Wasser, wo es nur durch einen guten Schuß getödtet werden kann. Den verfolgenden Hunden ist es sehr gefährlich. Im Wasser sitzend erwartet es die schwimmenden Verfolger und schlägt sie mit den Vordertatzen todt. Wegen dieser herausfordernden Schwierigkeiten, und besonders auch wegen des guten Resultats — eine Ante hat an 300 Pfund Gewicht und vortreffliches Fleisch — ist die Antenjagd fast die einzige Jagd, die etwas systematisch getrieben wird. Ich habe Antenjäger gesprochen, die leidenschaftlich auf ihre Jagd versessen waren.

Einen andern Jagdartikel bilden in denselben Wäldern verschiedene Affen, besonders die rothen Brüllaffen. Man jagt sie um des Bratens willen, aber auch weil sie böse Feinde der Maispflanzungen sind. Kaum kann man morgens früh in der Nähe der nördlichen Serra längs des Waldes reiten, ohne ihr gräßliches Geheul zu vernehmen. Doch sind ihrer selten so viele, als das Heulen vermuthen läßt. Ein einziges Ehepaar kann schon soviel brüllen, daß man meinen sollte, der ganze Wald wäre voll von ihnen. Affenjäger haben mir versichert, daß man die Thiere mit einem Schuß gleich todt schießen müßte; sie können sehr schwere Wunden vertragen und sich noch weit damit flüchten. Im Sterben klammern sie sich mit Händen und Schwanz fest

und bleiben nach dem Tode hängen, sodaß sie überhaupt gar nicht herunterfallen. Bei ihrer ungemeinen Klugheit und Gewandtheit ist es sehr schwer sie gut und sicher zum Schuß zu bekommen, und die Affenjagd verlangt einen ausgesucht guten Schützen. Daß die Aeffinnen durch Vorhaltung ihrer Jungen das Mitleid des Jägers anflehen, ist mir allgemein erzählt worden.

Erwähnen will ich hier nur, daß auch in Rio-Grande das Phyllostoma häufig vorkommt, eine Fledermaus mit einem Blatt auf der Nase, welche nachts den Pferden und Eseln meistens oben an der Schulter eine Wunde beibringt und ihr Blut saugt; eine Verwundung, die häufig vorkommt. Auch meine Thiere wurden manchmal von Phyllostomen gebissen. Noch am Morgen, als ich von Cachoeira nach Rio-Pardo reiten wollte, war gerade das Pferd, welches ich für mich zum Reiten bestimmt hatte, vom Phyllostoma gebissen worden, und ein breiter Streif trockenen Bluts klebte vom Rücken bis zum Bauch hinab im Haar. Die Blutung ist oft bedeutend und schwächt die gebissenen Thiere. An Menschen scheinen diese Fledermäuse nicht zu gehen.

Kaum brauche ich an verschiedene Cavia-Arten zu erinnern, jene halbfüßigen Nagethiere, die recht eigentlich Südamerikaner sind, an Hydrochoerus Capybara oder Capivari, was ich in ganzen Heerden am Uruguay traf und dort bereits betrachtet habe. Auch das wohlschmeckende Paca kommt vor, ein ebenso gesuchter Braten, als das Capivari verabscheut wird.

Auch verschiedene Tatu-Arten, Gürtelthiere, sind häufige Bewohner der Campos, wo sie ihre Löcher so häufig graben, daß man sich, wenn man querfeldein reitet, wohl hüten muß, nicht mit dem Pferd zu stürzen. Und dennoch sah ich kein Tatu lebendig, wie manchmal ich es auch todt im Felde liegen sah. Ich sah seinen Rückenschild als natürliches Gefäß

dienen; zahme Indianerinnen haben meistens ihr Nähgeschirr in einem Tatuschilde liegen.

In kleinen Rudeln kommt auch das grobborstige kleine Waldschwein, Dicotyles, vor, welches gejagt und gegessen wird. Doch schätzt man es eben nicht sehr bei der Menge des Fleisches, was in der Provinz vorkommt.

Kleinere Säugethierformen übergehe ich hier, da ich keine Naturgeschichte der Provinz schreibe, sondern nur das hervorheben will, was am meisten in die Augen fällt vom Thierleben.

Auch im Reiche der Vögel hat Rio-Grande einige Charaktervögel, wenn sie auch über die Grenzen der Provinz hinaus vorkommen mögen.

Reich scheint die Provinz an Drosselarten zu sein, deren wilder Waldruf sich überall vernehmen läßt, wo Gebüsch und offenes Feld aneinander grenzen. Ihr Aufenthalt in den Ruinen der Missionen war mir besonders auffallend; sie geben der dortigen Scenerie einen poetischen Anstrich.

Auch Schwalben streifen in den Campos umher, weithin ihr harmloses Wesen treibend wie unsere nordischen Arten. Colibris sah ich häufig von Blume zu Blume flattern, meistens in der Nähe von Ortschaften und Wohnungen mit Gärtchen, obwol sie unabweisbar auch im tiefsten Walde vorkommen.

Neben ihnen scheint das vielleicht noch nicht genau erschöpfte Genus Tanagra in Rio-Grande nicht gering vertreten zu sein, sowie auch staarartige Vögel, namentlich mit gelben Färbungen, wahrscheinlich Icterusarten, die gerade wie bei uns im Norden ähnliche Vögel auf den Kühen sitzen und auf ihnen umherspazieren in seltsamer Dreistigkeit und Harmlosigkeit.

Vom Chasmarhynchus und seiner unbarmherzigen Eisenmusik sprach ich bei Gelegenheit von S.-Leopoldo: sonst traf ich den Vogel nicht weiter. Auch von den fischenden Alcedo-

nen sprach ich, wenn sie mit ihrem eigenthümlichen Gewerbe auch nur am Rande beschatteter Flüsse vorkommen.

Am meisten fallen die grünbunten Scharen unzähliger Papageien ins Auge und ins Ohr, dieser unvermeidlichen, der gefiederten Affen des Hochwaldes, denn ihm besonders gehören sie an. Wenn morgens kaum der Tag erwacht, so sind sie am ärgsten im Gange. Da überfallen sie, wie die Sperlinge den Weizen, die Colonien der Deutschen, und thun oft in einer Stunde großen Schaden, sodaß man auch um ihretwillen, wenn die Maiskolben nur einigermaßen zu reifen anfangen, dieselben einknickt und herabhängen läßt, wo dann die Papageien nur mit Mühe sich anklammern können. Aber dennoch gelingt es den Vögeln, die Kolben zu plündern; sie fressen ganz vortrefflich mit nach unten hängendem Kopfe. Jagt man sie fort, so fliegen sie mit einem Geschrei davon, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen kann.

Am schönsten erschienen mir die Papageien, wenn nach einem Gewitterschauer die warme Nachmittagssonne den Saum des Hochwaldes vergoldete. Da saßen die prachtvollen Thiere in ihren glänzenden rothen, gelben, blauen und grünen Farben und putzten sich hoch oben im luftigen Revier das schöne Federkleid, bis einer von ihnen ein Geschrei erhob, gleichsam einen Vorschlag zu einer Maisfeld-Excursion, die andern sogleich laut einstimmten und alle laut aufschreiend davonschwirrten. Eigenthümlich ist es, daß selbst dann noch, wenn sie in großen Scharen mit gewaltigem Schreien die Luft durchziehen, sie sich paarweise halten, und zwar so dicht zusammen, daß sie sich im Fluge berühren.

Wenn so die Papageien ihre Räuberrolle in den Colonien des Hochwalds und seiner Nähe spielen, und dort recht eigentliche Charaktervögel sind, können wir in ähnlicher Beziehung die Scharen der Geier als Flibustier der Campos bezeichnen, aber im allerbesten Sinne.

Auch sie erwachen vor der Sonne. Wenn eben die Cuchillos im ersten Morgenroth sich färben, sieht man sie schon mit hastigem Flügelschlag und in gerader Richtung sausend durch die Luft schwimmen. Wo nur in der Graseinsamkeit ein todtes Thier faulend und stinkend liegt, da sind die Geier, oft ihrer sechzig oder achtzig, die unvermeidlichen Gäste, wo sie sich dann eine widerliche Concurrenz machen und sich gegenseitig die faulenden Eingeweide des gefallenen Thieres aus dem Rachen reißen und das vom Nachbar schon halb verschluckte Gedärm noch einmal verschlucken. Beim gierigen Verschlingen des Aases geben sie einen eigenthümlich zischenden Ton von sich.

Der rio-grandenser Geier ist der Cathartes atratus, der Urubu, Corvo oder Cuervo, wie man ihn am Uruguay nennt, der „Rabe", ganz schwarz mit schwarzgrauem, carunculosem Hals und Kopf und meist ganz geradem Schnabel, den die Vögel beim Sitzen meistens offen halten. Diese Geier lassen auch beim Sitzen und Umhergehen die mehr breiten als scharf zugespitzten Flügel halb herunterhängen, wodurch sie den Ausdruck eines matten Heißhungers gewinnen. So erschienen sie mir wie geflügelte Hyänen. Der Vogel von Rio-Grande kommt mir bedeutend größer und kräftiger vor als dieselbe Species um Rio-de-Janeiro.

Oft gibt der Geier in dieser seiner Hyänennatur der einsamen Camposgegend einen eigenthümlichen Ausdruck. Ich ritt längs eines weiten Cuchillo; kein Haus, kein Strauch, kein Vieh, kein Mensch war zu sehen; ein Pferd ganz allein lag da mit geschwollenem Bauche, noch mit den Beinen zuckend; auf dem geschwollenen Bauche saß reglos ein einzelner Geier, geduldig auf den letzten Moment des Thieres harrend, um ihm dann die Augen auszuhacken, denn kein lebendiges Thier wird vom Urubu angefaßt. Aus der Ferne kamen noch einige

andere Geier hinzugeflogen; ringsher war alles still, öde, todt. Es war ein echtes Wüstenbild.

Außerdem kommen in den Campos Falken, Habichte und Weihen vor. Kaum möchte man eine Gegend finden, wo so viel Raubvögel zusammen leben.

Der Karakara, Circaëtus Brasiliensis, tritt am eigenthümlichsten aus ihnen hervor, ein Raubvogel zu Fuß, dem das Gehen viel bequemer ist als das Fliegen. Ich habe ihn zwar häufig allein getroffen, meistens aber in mehreren Exemplaren nebeneinander, ja einmal traf ich auf einem Felde wol 100—150 Exemplare in einer Schar. Am Uruguay beim Passo von Sta.-Borja waren ihrer ebenso viele. Fast möchte ich den Vogel schon ein Mittelding zwischen einem Wadvogel und einem Raubvogel nennen. Als letzterer hat er ein wirklich trotziges Ansehen und ist so dreist, daß er sich kaum davon macht, wenn man ihm sehr nahe kommt. Er erinnerte mich, ehe ich ein Exemplar erlegte und genau untersuchte, lebhaft an den Dicholophus in seiner seltsamen Doppelnatur.

Noch einmal erinnere ich an den Queroquero mit seinem Spornflügel: unter allen Vögeln der Provinz der erste Charaktervogel, den ich überall habe schreien hören.

Wenigstens hingewiesen habe ich auf die schönen Formen einiger Reiher und mehrfach der storchartigen Mycterien Erwähnung gethan. Wegen seiner wundervollen Färbung und eigenthümlichen Schnabelbildung führe ich hier auch den Löffelreiher an. Der Vogel ist von einem schönen Rothweiß und macht über dem Spiegel klarer Flüsse und Teiche eine prachtvolle Wirkung, um so mehr, da man ihn nur an ganz einsamen Orten antrifft, wo er sich mit dem langhalsigen Plotus Anhinga zusammenfindet.

Das möchten die hauptsächlichsten Vögel sein, die mir bei meinen rio-grandenser Wanderungen vorgekommen sind. Einen flüchtigen Blick haben wir bereits auf das Chaos von Schwimm-

vögeln, Schwänen, Gänsen, Enten am Südende der Lagoa-dos-Patos geworfen, in welchem Chaos ganz bestimmt, wenn ein eifriger Ornitholog sich eigens zu diesem Zwecke ein Jahr lang in der Stadt Rio-Grande aufhalten wollte, noch neue, unbestimmte Formen sich auffinden ließen.

An den Hauptvogel, das Ema, den dreizehigen Strauß (Rhea americana) habe ich zu oft erinnert, als daß ich noch einmal von seinem Dasein erzählen sollte. Wer fern von Menschenwohnungen auf dem grünen Grasmeer der Campos zwischen Rindern und Pferden wochenlang dahinzog und flüchtige Rehe und Hirsche aufjagte, der wird auch den Strauß in Menge gesehen haben.

Fast ganz verschwunden erschien mir in den Monaten meiner rio-grandenser Reise die Amphibienwelt, wenigstens in den Hügelflächen der Provinz. Nur drei bis vier mal sah ich eine Schlange (zwei mal davon eine Jararaca), zwei mal sah ich eine große Teju-Eidechse, ein mal, und auch da nur unbestimmt, ein lebendiges Jacaré am Rio-dos-Sinos und ein anderes mal ein todtes mitten in der Provinz neben einer Lache liegen. Und so sind auch Eidechsen kleinerer Art mir sehr selten vorgekommen. Dagegen zeigen sich häufig Flußschildkröten, bald ungeschickt schwimmend im kühlen Fluß, bald in halber Erstarrung sich sonnend auf den in den Fluß hinein gestürzten Baumstämmen.

Ueber die Fische der Provinz wage ich wirklich kein Wort zu sagen. Sie verlangen bei längerm Aufenthalt eines Zoologen, namentlich am Uruguay, ein eigenes Studium, dem das Studium des Fischens voraufgehen muß. In Itaqui sah ich einen prachtvollen, großen Goldfisch mit grauen Seitenflecken, Dourado genannt, sechs bis acht Pfund schwer. Bei meiner Flußschiffahrt auf dem Uruguay bemerkte ich durchweg nur kleinere Fische; ich angelte vergebens nach ihnen. Eine eigentliche Fischerzunft gibt es nicht am breiten Strom, und es mag da dem Ichthyologen gehen, wie es dem edeln A. von

Humboldt auf der Promenade von Havaña ging mit den Palmenblüten: er sah sie über seinem Haupte hängen und konnte dennoch keine von ihnen bekommen.

Wir kommen aber zum Hauptthiere der Provinz, dem Menschen!

Charruas, Guaranis und andere Indianerstämme, die keinen Namen verdienen, weil sie keine Geschichte haben und keine Thatsachen liefern, durchstreiften die Provinz, als Amerika von Europa entdeckt ward. Seitdem hat nun ein fortwährendes, wenn auch nicht sehr bedeutendes Ebben und Fluten von verschiedenen Menschenstämmen in der Provinz stattgefunden.

Seit der Entdeckung des Landes ist immer ein geringes Zuströmen europäischer Kräfte nach Rio-Grande gewesen. Anfangs kamen wol nur Spanier und Portugiesen, je nachdem größere Landestheile der einen oder andern Nation gehörten, bis eine höchst eigenthümliche Wirthschaft sich im Innern des Landes entwickelte.

Predigend und erobernd zogen die Jesuiten am Uruguay und Parana hinauf und gründeten in frommer Stille sich nördlich und nordwestlich in der Provinz Rio-Grande und über dieselbe, ja selbst den Parana hinaus das eigenthümliche Reich der dreißig oder zweiunddreißig Missionen, von denen noch heute jene sieben Povos zu Brasilien gehören.

Mit allen Mitteln, welche Klugheit, List, Gewalt und Habsucht, unbedingt aber auch ein gewissenhaft katholischer Kircheneifer immer nur anwenden können, wußten sie dort sich eine Macht zu erhalten, vor der man noch heute staunen muß, wenn man die Geschichte liest und die Ruinen jener Priesterburgen durchirrt. Der wunderbarste Kirchenzwang hielt dort über hunderttausend Indianer zusammen, die mit vereinten Kräften für ihr christliches Zuchthaus arbeiteten, ohne sich frei machen zu können von ihren Treibern. Die Kirche war nicht das Mittel zur Beglückung der Menschen, sondern die Men-

schen das Mittel zur Beglückung der Kirche und ihrer Kirchenfürsten.

So mußte denn der großartige Plunder, als man die Jesuiten vertrieb, auseinanderfallen. Die unfreien Bewohner der Missionen waren zu keinem freien Staatsleben erzogen worden und konnten das helle Licht eines allseitigen Europäismus nicht ertragen.

Dieser Europäismus aber hatte sich, obgleich ihm der Jesuitismus im Nordwesten über den Kopf zu wachsen drohte, und weit über den Kopf hinausgewachsen war, dennoch im Osten der Provinz langsam entwickelt. Nicht für einen Mönchsorden, sondern für eine heranwachsende Nation hatte man schon einzelne Städte, wie z. B. Rio-Pardo und Porto Alegre, angelegt. Aber portugiesische Herrschaft fürchtete sich vor dem Heranwachsen des jungen brasilianischen Riesen, an dessen Gestaden das „Surge et impera" mit granitnen Zügen geschrieben stand. Wol sah sie das Blühen ihrer Colonie gern, fürchtete aber immer, es könnte einmal zu einem Aufstehen und selbsteigenem Herrschen kommen.

Da hing sich Peter I. selbständig das kaiserliche Pallium um die mächtigen Schultern, und eine zweite Jesuitenherrschaft, der Druck eines selbstischen Mutterlandes auf eine Colonie war glücklich vorübergeführt.

Und seit einigen Jahren noch eine dritte Jesuitenherrschaft, die der Provinz Rio-Grande böse Wunden geschlagen hat! Denn so Gott will ist sie für immer vorbei diese Jesuitenherrschaft eines republikanischen Freiheitsschwindels, in welchem jeder einzelne so gern der Tyrann des andern geworden wäre, wie denn so mancher der Mörder seines Nachbarn geworden ist.

Unterdeß gedeiht die Provinz Rio-Grande und ihre Einwohnerschaft fröhlich fort. Man kann die Einwohnerzahl gut auf 300000 Seelen schätzen. Nicht ganz 200000 Menschen davon gehören, ohne Rücksicht auf welche Färbung, zu freier Bür-

gerberechtigung, weniger als 100000 Menschen sind Sklaven. Der numerische Ueberrest zertheilt sich in Ausländer, von denen es allein an Deutschen 25—30000 Individuen geben mag.

Besonders möchte ich bei dieser etwas vagen Evaluation die Zahl der Sklaven viel eher geringer als größer anschlagen. Und eben das bietet eins der glücklichsten Momente für die sich schon realisirende und noch mehr zu hoffende Entwickelung der Provinz, daß das Gift der Sklaverei des Negerthums, lange nicht so tief in sie hineingedrungen ist, als in die Provinzen des mittlern und selbst nördlichen Brasiliens.

Diese geringere Negersklaven-Anzahl, mag sie nun Ursache oder Folge der Lebenseigenthümlichkeiten in der Provinz sein, hängt genau mit dem Ueberwiegen der Viehzucht vor dem Ackerbau zusammen.

Die Rio-Grandenser sind, wenn auch schon früher mancherlei Ackerbauversuch gemacht und durchgeführt worden ist, in ihren weiten Gefilden von jeher Viehzüchter gewesen. Zum Ackerbau hatten sie immer zu viel Boden, zu wenig Hände, und außerdem lag die Weide von der Natur vollkommen fertig vor ihnen da.

Die Viehzucht, wie sie in Rio-Grande getrieben wird, verlangt vielen Boden und kann mit wenigen Händen vollführt werden, ja sie macht sich meistens allein und von selbst und wird deswegen mit wenig Sorgfalt getrieben. Diese Leichtigkeit der Arbeit und des Lebenserwerbes hat offenbar einen entschiedenen Einfluß auf den Charakter der Bewohner im Innern der Provinz gehabt. Von keiner kleinlichen Lebenssorge und keiner schweren Arbeit gedrückt, sind sie frei von jenem Kleinlichkeitssinn, der so häufig durch die ganze Welt das Eigenthum der Städte unter Krämern und Handwerkern ist. Dem Rio-Grandenser kommt es auf eine Ausgabe, auf das Hingeben eines Pferdes, einer Kuh oder diverser Pfunde Fleisch, auf die Aufnahme eines Fremden u. s. w. im allgemeinen gar nicht an. Wenn ihn auf der einen Seite der

Umstand, daß in den ungemessenen Gefilden seines Landes die Wohnungen weit auseinander liegen und Hotels gar nicht vorkommen, zu einer gewissen Gastfreundlichkeit anstandshalber zwingt: so ist dennoch auf der andern Seite ganz freiwillige, gern angebotene Gastlichkeit ein tiefer Grundzug bei den meisten Estancieiros, und selbst bei armen Leuten, wenn es solche auf dem Lande gibt, Gastlichkeit im allerweitesten Maßstab. Der Verlauf meiner Wanderung zeigt das fast an jedem Tage. Ja es gibt keinen schlimmern Ruf in der Provinz, als den eines ungastlichen Mannes, wie z. B. jener Coito Rico in Tapevi ihn weit und breit besitzt.

Aus dieser Gastlichkeit entspringt nun eine ganze Reihe von guten Eigenschaften. Häufig blöde im Anfang, sind sie gar bald offen, freimüthig und doch immer höflich, wißbegierig und dennoch bescheiden im Fragen, furchtlos und muthig, ohne herauszufordern. So ist der Grundton bei allen, die ich kennen gelernt habe.

Nach ihren Körperanlagen lassen sie sich sehr schwer bezeichnen, da sie vom mannichfachsten Ursprung und ziemlich aus allen drei Rassen, der schwarzen, indianischen und europäischen, zusammengesetzt sind. Ich bin auf meiner Wanderung mit allen diesen Elementen und ihren mannichfachen Mischungen zusammengekommen und bin mit allen vollkommen gut fertig geworden.

Manches gestaltet sich schon anders in den Städten, Villas und Freguesias der Provinz, wo sich das Leben in all denselben Formen zu entwickeln strebt und entwickelt, wie Europa selbst sie zu entwickeln sucht. Grundzug ist hier Höflichkeit und Güte, und wenn man erst einmal sich selbst legitimirt hat in seiner eigenen Wesenheit, unbedingte Herzensgüte. Ich wenigstens habe diese überall gefunden, und darf nicht anders schreiben, als ich es fand.

Der Umstand nun, daß bei der weiten Ausdehnung des

Weidelandes und des bedeutenden Viehstandes auf demselben ein eigentlicher Ackerbau sich nicht kräftig entwickeln wollte, während doch dessen Nothwendigkeit sich überall aufdrängte, hat nun seit einigen Decennien einen anfangs leichten, aber in neuern Zeiten allmählich anschwellenden Strom von ackerbautreibender Bevölkerung herbeigezogen, in der den Deutschen — ich glaube das ganz unbefangen sagen zu können — die größte Bedeutung, der höchste Werth zuzutheilen ist: eine Bedeutung, ein Werth, der nicht allein von der Regierung, sondern auch vom Volke selbst, welches doch an der harten Arbeit der nordischen Pioneers eine mächtige Concurrenz findet, vollkommen anerkannt ist, sodaß der Wunsch einer ausgedehnten Auswanderung nach Rio-Grande recht eigentlich ein Nationalwunsch, seine Realisirung eine Haupttagesfrage, seine consequente Durchführung ein ganz specielles Streben der Regierung geworden ist.

Die deutsche Colonisation in Rio-Grande ist schon keine Mythe mehr, sie ist eine glänzende Thatsache, sie hat schon ihre Geschichte, wie sie denn in den statistischen Annalen der Provinz ihr eigenes Blatt hat, auf welches jeder Provinzialpräsident seinen Namen gern aufschreibt.

Mit der schon hinreichend besprochenen Colonie von S.-Leopoldo beginnt die Geschichte deutscher Colonisation; denn was früher oder gleichzeitig darin versucht ward, z. B. in der fern liegenden Mission von S.-João und S.-Luiz und in gewisser Hinsicht auch in Tres Forguilhas und bei Torres: das war so eng umschrieben, daß es neben S.-Leopoldo ziemlich ganz zurücktritt, wie sehr auch der deutsche Anbau in der Gegend der letztgenannten Punkte still und geräuschlos seinen gesegneten Gang weiter geht.

In der Geburt freilich schien S.-Leopoldo durch nachlassenden Eifer der Gründer, Treulosigkeit einzelner Angestellter und Agenten zur Rolle eines Waisenkindes bestimmt zu sein. Es

hatte eine harte Jugend, aber die Bergluft, der gute Boden und das gute Wasser der Waldbäche waren ihm gesund; es ward groß, stark, riesenstark wie der Urwald, den es verdrängte, oder noch viel stärker, sonst würde es ihn nicht so siegreich verdrängt haben.

Man muß aber, wie ich schon gesagt habe, S.-Leopoldo selbst besuchen und besehen, um sich einen klaren Begriff von einer deutschen Colonie auf einer rio-grandenser Serra zu machen. Waren doch meine eigenen Vorstellungen, ehe ich dorthin kam, so kindisch-klein davon. Schon die deutsche Villa überraschte mich. Und dennoch, was ist die Villa von S.-Leopoldo? Eine Bagatelle ist sie, ein Nichts gegen das Ackerbautreiben hoch oben in den Picaden, wo leider nur so wenige hinaufsteigen, wenn sie nach S.-Leopoldo gehen. „Was wäre Porto Alegre ohne S.-Leopoldo?" das hört man überall sagen von Brasilianern und Deutschen. Und ich möchte es der öffentlichen Meinung nachsagen: was wäre Porto Alegre ohne S.-Leopoldo!

In welchem Ueberflusse die deutsche Colonie die Provinzialhauptstadt mit Nahrungsmitteln versorgt, ist schon früher angedeutet worden. Und dennoch versorgt die Colonie jene Stadt, ja die Provinz bis zum fernen Uruguay hin mit etwas noch Besserm, als mit Kraut und Rüben: mit freien, arbeitenden Kräften. Man gehe nur einmal durch die Gassen von Porto Alegre und erkundige sich bei den Tausenden von Deutschen, wo sie herkamen? Wie viele werden sagen: Von S.-Leopoldo! Man erkundige sich nur einmal nach den Familien in Santa-Maria, und sie werden alle in mehr oder minder nahem Zusammenhange mit S.-Leopoldo stehen. Und wo sonst ein Deutscher seiner Arbeit wohl genießt im weiten Lande, wird er meistens seinen Anfang, seinen Ausgangspunkt auf die Colonie von Rio dos Sinos und Cahy zurückführen.

Von den 25—30000 Deutschen in der Provinz Rio-

Grande sind 18—19000 im District von S.-Leopoldo oder von ihm ausgegangen. In den Colonien leben sie als Landleute, viele als Kleinkaufleute und Aufkäufer, in den Städten sind sie Handwerker und selbst Geschäftsleute, auf vielen Estancias findet man sie als Zimmerleute, als wohlbezahlte Knechte und Hirten, deren Stellung aber dort eine ganz andere ist, als bei uns in Deutschland ein Hirt sich zu seinem Gutsherrn verhält. Ich habe Leute getroffen, die auf Estancias bei freier Station 30—40 Thlr. preuß. monatlichen Lohn bekamen. So können sich bettelarme, aber fleißige und nüchterne junge Deutsche bald zu einem kleinen Capital verhelfen, womit sie sich eine Colonie kaufen und zu Grundbesitzern machen können.

Im herrlichsten Fortschritt haben wir das kaum begonnene Sta.-Cruz der Colonie von S.-Leopoldo aufwachsen sehen. Nach dem gedruckten Relatorio des Präsidenten vom Jahr 1857 producirte Sta.-Cruz in dem Jahr

		Gesammtwerth	
3129	Sack schwarze Bohnen à 8 Mlrs.,	25032	Mlrs.
236998	„Hände" Mais (1 Hand 60 Aehren) à 400 Mlrs.	94799	„
1970	Sack Kartoff. à 2 Mlrs.	3940	„
309	Arroben Taback (1 Arrobe 30 Pfd.) à 3 Mlrs.	927	„
658	gemästete Schweine à 25 Mlrs.	16450	„
698	Zuchtschweine à 10 Mlrs.	6980	„
2666	Ferkel à 5 Mlrs. .	13330	„

Gesammtwerth 161458 Mlrs, etwa 150000 Thlr.

Davon wurden ausgeführt: 2835 Sack Bohnen, 313 Sack Mais, 100 Sack Kartoffeln, 309 Arroben Taback, 1303 Arroben Speck und 294 Arroben Schweinefleisch zum Gesammtwerth von 37318. Mlrs.

Vom schweren Anfang der Colonie von S.-Angelo am Jacuhy, nordnordwestlich von Cochoeira habe ich sattsam geredet; schon in drei bis vier Jahren wird sie in voller Blüte sein, das leidet keinen Zweifel.

Da nun ganz allgemein die feste Ueberzeugung gewonnen ist, daß nur durch solch Colonisiren im weitern Maßstab und durch Hinzuziehung von nordischen Kräften die Provinz sich entwickeln und zu ihrer vollen Mächtigkeit erwachsen kann: so sucht nicht nur die Regierung mit Beihülfe der Provinzialkammern, sondern selbst Privatbesitzer auf weitern Landesstrecken fleißige Anbauer für ihren Boden zu gewinnen.

Am Taquary sind bereits neue sechs Quadratmeilen freien Landes zu einer Colonie abgemessen, und zwar in einer Gegend, die ebenso herrlichen Boden enthält, als wegen des Flusses im ungestörten Zusammenhang mit Porto Alegre steht.

In derselben Gegend am Taquary sind schon einige Privatleute mit dem Unternehmen beschäftigt, ihre Grundstücke durch Colonisationen zu verwerthen. Der Oberstlieutenant Victorino Jozé Ribeiro auf seiner Estancia da Estrella, ferner Baptista Fialho u. Comp. auf der Besitzung dos Conventos, und der schon erwähnte Oberstlieutenant Antonio Joaquim da Silva Mariante haben alle bereits Colonien im kleinen angelegt, oder doch wenigstens angeregt.

Mit viel mehr Pomp hat sich eine Colonisationsgesellschaft: Montravel Silveira & Comp. aufgethan und Großes zu leisten versprochen. Montravel ist ein bejahrter französischer Graf und ehemaliger Viceconsul, der selbst in einem halben Säculum seines bewegten Lebens kein Glück und keine Ruhe gefunden zu haben scheint und nun andere glücklich machen will. Sowie es scheint, will er nur Katholiken ins Land ziehen.

Dann ist noch bei Triumfo am Zusammenfluß des Taquari und Jacuhy ein Regierungsterrain vermessen, welches 47 Colonien, nämlich 23 Colonien jede zu 200000 Quadratbraffen

und 24 jede zu 150000 Quadratbrassen enthält. Der Beginn der Colonie soll nächstens effectuirt werden.

Ich brauche nicht noch einmal ein Bild von solchem Beginn einer Colonie zu geben. Es ist ein gewaltiges Leben! Und eben da es ein so gewaltiges Leben ist, so prüfe sich jeder, der die Heimat verlassen und über Meer ziehen will, ob er zu solchem gewaltigen Leben sich berufen fühlt, ob er einen verständigen Grund zum Auswandern, rüstige Kraft zum Beginnen der Arbeit, festen Willen zur Durchführung derselben in sich habe.

Verständigen Grund zum Auswandern. Seitdem das Wort Auswandern durch die deutschen Gauen hindurchgedrungen ist, mag es kaum einen Menschen geben, den das Wort nicht ein mal in einige Versuchung geführt habe, und Hunderttausende sind von ihm verführt worden. Ich kann das Thema hier nicht behandeln. Wo aber Phantasterei und Sentimentalität und Träume von einem Idealleben im Urwald, Unzufriedenheit und Uebermuth bei leidlich guten Heimatsverhältnissen, Misbehagen an politischen Schwierigkeiten der Grund, der alleinige Grund zum Auswandern ist: da ist meistentheils Enttäuschung auf fremdem Boden die Folge davon.

Ich kenne nur einen Grund, der zum Auswandern auffordert: das volle, sichere und starke Bewußtsein, eine gute Kraft zu besitzen, die zu vollerer Geltung, als das in Europa möglich ist, im fremden Lande gebracht werden kann, eine physische und moralische Kraft. Viele andere Gründe, in denen die Leute auswanderten, sind verzeihlich, und wenn Leichtfertigkeit beim Begehen des großen, ernsten Schritts durch bittere Reue und Enttäuschung bestraft und abgebüßt ist, kann es noch allen Auswanderern, wenn sie nur mit Ernst wollen, gut gehen.

Eine volle physische und moralische Kraft aber ist die beste

Standarte, unter der Tausende, ja Millionen deutscher Einwanderer in Rio-Grande einziehen können. Wie kaum irgendwo in der Welt, und namentlich kaum irgendwo in Europa, hat die Arbeit in Rio-Grande ihr Recht, ihr Ansehen, ihre Achtung und ihren Erfolg. Keine Convenienz, kein Rang, Stand, Herkommen und Vergangenheit, kein Kastengeist des alten Aegypten und der Hindus hindern daran. Zur Arbeit, zur ehrlichen, tüchtigen Arbeit allein wandere man aus, zu ihr allein! Wer um der Arbeit willen nach Rio-Grande auswandert, hat den rechten Stecken und Stab zum Auswandern erwählt, den einzigen Grund, den ich in jeder Hinsicht gutheißen kann und billigen.

Er bringe aber, der mit Weib und Kind kommende Auswanderer, auch eine rüstige Kraft mit zum Beginnen der Arbeit, denn der Beginn der Arbeit ist schwer.

Wie oft bin ich mit Staunen und Rührung stehen geblieben vor meinen lieben, guten hartfäustigen Landsleuten in den Serren von S.-Leopoldo und Sta.-Cruz, wenn sie mich in das Schlachtfeld führten, wo sie kürzlich ihren Sieg gefeiert hatten mit Axt und Feuer, und mir ihre zwischen Kohlen und Asche und schwarzgerösteten Riesenleibern der Urwaldsbäume schon lustig aufwuchernden Saaten zeigten. Wie oft habe ich es für unmöglich gehalten, wenn ich am Rande des Hochwaldes stand, daß dieses Chaos von Vegetation dem Menschen weichen und der ungebändigte Boden ihm dienstbar werden könnte! Und schon nach einem Jahr Arbeit lebt der deutsche Einwanderer, zum Theil in noch weniger Zeit, vom Ertrage seines jener Wildniß abgewonnenen Bodens, *seines* Bodens, *seines*-Gütchens, dessen Kaufpreis, wie ein solcher stipulirt wird, er in den folgenden Jahren mit der allergrößten Leichtigkeit zurückzahlen kann, wie ich solche Beispiele angeführt habe. Nimmer kann und werde ich all die kleinen Scenen und Colonie-Familiengruppen und deren Lebensfrische

vergessen, wo die Leute mit rüstiger Kraft ihre Arbeit begannen, meistens blutarm, aber gesund an Leib und Seele.

Da ist denn auch der letzte Punkt, der feste Wille zum Durchführen des begonnenen Colonistenlebens am allerleichtesten. Der Colonist, wenn er überhaupt als ein solcher kam, bleibt gern auf seinem eroberten Lande; er baut gern jahraus jahrein seinen Boden und gewinnt dem Walde denselben immer mehr ab. Viele freilich ließen sich von ihren Handwerksfähigkeiten zum Aufsuchen der Städte und Ortschaften versuchen, und fanden, daß ihr Handwerk einen goldenen Boden hätte; viele fingen ein Handelsgeschäft an und sind so allerdings in einigen Fällen reicher, viel reicher geworden, als sie je beim Landbau in den Bergen geworden wären. Aber dennoch bleibe man beim Landbau, dem ehrlichen, biedern, sicher ernährenden, er hat auch seinen goldenen Boden und seine Ehre aller Wege in der Provinz Rio-Grande.

Da es nun sein könnte, daß der eine oder andere, der seine Arbeitskräfte zu viel höherm Preise, als er das in Deutschland kann, in Rio-Grande verwerthen möchte, mein Buch zur Hand nimmt, um zu sehen, ob es vielleicht für ihn den einen oder andern Wink in seinen Auswanderungsunternehmen enthalte, so sei es nur der Eine: mit festem Vertrauen und unbedingter Zuversicht schließe er sich allem an, was von der Regierung des Landes ausgeht und vermeide alles Colonialtreiben, was von einzelnen, von Gesellschaften, Compagnien u. s. w. unternommen wird. Es finden sich unter ihnen wol ganz tüchtige Männer, und manche Compagnie mag auch auf annehmbar erscheinenden Principien beruhen. Aber alle wollen sie doch, und mögen sie mir da sagen, was sie wollen, verdienen mit der Auswanderung, Geldvortheile ziehen aus der Arbeit der Colonisten: während ein jedes Colonisations-Unternehmen immer im Anfang mit Geldopfern verbunden ist, wie nur eine Landesregierung zur Förderung ihrer

Landesinteressen solche hinreichend und ohne Aengstlichkeit bringen kann.

Die Nothwendigkeit des Colonisirens und dessen fröhliches Gedeihen hat nun auch die Landesregierung zu dem gefährlichen und verwerflichen Experiment verleitet, Prämien für diejenigen festzustellen, die zur Realisirung des Colonisirens Colonisten ins Land überzuführen suchen.

Zu solchem Menschenengagiren haben sich, gelockt vom Geldgewinn, Häuser und Compagnien gebildet, denen für jeden Kopf über zwölf Jahren 30 Mlrs., für jedes Kind von zwei bis zwölf Jahren 15 Mlrs. Prämie bezahlt wird.

Eine „Companhia Hamburgo-Brazileira" hat sich für 40 Contos (ungefähr 30000 Thlr.) Prämie Menschen zu liefern verpflichtet, und zur Beschaffung dieser Menschenlieferung im Jahr 1857 einen Offizier, Julius Heinrich Knorr, nach Hamburg geschickt.

Unter ganz gleichen Bedingungen hat sich ein Handelshaus Claussen und Bertrand zu einem „Geschäft in Auswanderern" bis zur Zahl von tausend Individuen verpflichtet. Im Relatorium von 1857 figurirt die „Hamburgo-Brazileira" mit 14 Colonisten, das eben genannte Handelshaus mit 794 Seelen, von denen 348 nach Sta.-Cruz gegangen sind, 400 nach S.-Leopoldo, 25 nach Santa-Maria da Soledade zum Grafen Montravel; 21 Menschen haben verschiedene Richtungen eingeschlagen.

Unengagirt kamen im Jahr 1857 nach Rio-Grande 330 Colonisten. Als Dolmetscher für Ankommende sind in der Stadt Rio-Grande J. C. Müller, in Porto Alegre C. Janssen, jeder mit 300 Mlrs. von der Regierung angestellt.

Dazu hat man eine Reihe von Verordnungen und Gesetzen gegeben, um das Kommen, Landerwerben und Gedeihen von Einwanderern zu fördern. Eifrig und beharrlich suchen einzelne Präsidenten und die legislativen Povinzialkammern solche

Verordnungen zu bessern; man sucht und versucht und thut gar vieles, aber dennoch muß die Einwanderung nach Rio-Grande noch viel größern Aufschwung nehmen, wenn die herrliche Provinz zur vollen Entwickelung und Geltung kommen soll, der sie an allen Ecken und Enden fähig ist. In neuern Zeiten hat jeder Präsident einen Stein hinzuzufügen gesucht zum großen Bau der Colonisation. Mit seiner ganzen Kraft und unerschütterlichen Energie arbeitet der jetzige Präsident Angelo Muniz da Silva Ferroz an der Ausdehnung des Unternehmens: kaum einen bessern Mann als ihn wüßte ich zu nennen für die Lösung der rio-grandenser Lebensfrage.

Noch ein Name geht in der Provinz von Mund zu Munde, wenn von Förderung des Colonisationswesens die Rede ist, Luis Vieira Cansanção de Sinimbú! Ueberall hörte ich diesen Namen nennen, namentlich in den deutschen Colonien, und alle denken mit treuer Erinnerung und herzlicher Pietät an den so unermüdlichen und wohlwollenden Mann.

Aber ich schreibe keinen Auswanderungskatechismus. Von jeher stimmte mich das Wort Auswanderer zur tiefsten Wehmuth, und ganz gewiß würde, wenn ich einmal solch einen Katechismus schreiben sollte, das erste Gebot in demselben unerschütterlich heißen: Du sollst nicht auswandern.

Wer sich aber seines Grundes klar, fest und bestimmt bewußt ist, wer mit voller Kraft, ohne Schaden an Leib und Seele, Muth in der Brust, Gott im Herzen dahinziehen will über den Ocean: nun ja, der wandere getrost mit Kraft, Muth und seinem Gott ein nach Rio-Grande, und er wird glücklich werden, wenn ihm seine Heimat wirklich die Wohlthat einer Heimat versagte, und das Auswandern wirklich das einzige, letzte Mittel zum Glücklichwerden bei ihm gewesen wäre.

Werfen wir nun noch einige Blicke auf die Beschaffenheit des Klimas und die Gesundheitsverhältnisse des Landes.

Wenn ich das, was mir begegnete auf meinem Ausfluge

durch die weite Provinz, zur Grundbasis legen wollte und einseitig darnach urtheilen, so müßte ich behaupten, es wäre nicht leicht möglich, ein Land mit so herrlichem Klima und so festen Witterungsverhältnissen zu finden wie Rio-Grande.

Das wäre aber höchst einseitig. Fragen wir statt dessen Sachverständige, die lange im Lande lebten, und blicken wir auf wohlangestellte Beobachtungen: so erhalten wir auch da im allgemeinen die höchst erfreuliche Versicherung, daß die Provinz ein wundervolles Klima und wirklich sehr regelmäßige Witterungsverhältnisse genieße.

Die heißen Tage haben eine bedeutende Temperatur. Im Januar und Februar, ja bis in den März und April hinein kommen Tage von 25—27° R. vor, aber hier meistens nur auf einzelne Stunden. Die Nächte sind viel kühler und vor Morgenanbruch sogar recht kühl. Ich konnte das auf meiner Reise ziemlich empfindlich bemerken. Mir rann selbst beim ruhigsten Reiten oft der Schweiß von der Stirn, und meine Kleidung war abends noch leicht feucht vom Transpiriren, wenn ich mich zum Schlafen auf mein Sattelzeug legte. Um Mitternacht war ich trocken und angenehm warm. Aber am Morgen um 4 oder 5 Uhr klapperten mir oft die Zähne; ich fühlte mich oft naß vom reichlichen Thauniederschlag, und der Morgen war nicht etwa nur kühl, sondern recht unangenehm kalt.

So kam ich aus dem wunderbaren Wetter des Hochsommers und Frühherbstes nach Porto Alegre zurück. Es war auch am Tage kühl, ja morgens und abends unerträglich kalt. Wir hatten + 4 bis 5° R., und als ich einmal zur lieben deutschen Familie des Provinzialingenieurs Herrn Heydtmann zu einer echt norddeutschen geselligen Kaffeestunde kam — es war am 9. Mai —, war im Zimmer eingeheizt, und alle Kommenden freuten sich vor allem und zuerst an dem warmen Empfang der liebenswürdigen Hausfrau: dann aber auch an

der Ofenwärme, woraus hervorgeht, daß der Wonnemonat Mai in Norddeutschland und Südbrasilien einigermaßen zu den Wintermonaten zu rechnen sein möchte. Ich konnte wirklich in jenen Tagen gar nicht warm werden; Zimmer, Betten, nichts war auf Kälte eingerichtet, wenigstens nicht im Hotel, um so weniger, da im Herbst niemand mehr in Rio-Grande umherreist.

Im Winter — denn man nennt das Wort in Rio-Grande schon —, im Winter kommt es stundenweise, stellenweise zu Reif, Schneefall und Eisscherben, aber immer nur vorübergehend. Uebergang zu solchem Winter bildet nun jenes liebenswürdige Wetter von Wind und Regen, was wir Nordbewohner an der Ostsee zu unsern glücklichsten Lebensmomenten rechnen müssen. Mich wenigstens hat in Holstein und Rio-Grande solch graues Wetter mit Sturm und Wolkengüssen gleich begeistert.

Doch ist damit in Rio-Grande die größte Inhumanität des Himmels gegen die Erde vollkommen bezeichnet; denn einen eigentlichen Winter, einen echten Winter mit Schnee und Eis gibt es keineswegs. Pisanggewächse, Orangenhaine, Riesencactus, Bromeliaceen u. s. w. wären längst aus dem Lande geschieden, wenn es einen Winter hätte. Die glücklichen Gestade des Mittelmeeres, oder noch viel richtiger das wonnige Madeira, denn auch dort gibt es manche rauhe rio-grandenser Tage, möchten die richtige Norm für das Klima unserer Provinz abgeben.

Wie in der ganzen Welt drehen sich auch in Rio-Grande die Winde um die ganze Windrose. Der Südsüdostwind oder regelmäßige Seewind und Nordostwind scheinen die Winde der schönen Jahreszeit zu sein und sehr constant zu wehen. Nordwinde bringen meistens Regen aus den Tropen herab. Der Südwestwind bläst aus den Flächen der Pampas, heißt, wie schon gesagt ist, Pampeiro, und ist oft orkanartig, sodaß er

von manchen Cuchillen in den Campos die Häuser umwerfen würde, wenn dort welche lägen.

Mag nun aber Wärme und Kälte je nach Jahreszeit und Localwinden vorherrschen, ein Wesentliches ist es im Klima von Rio-Grande: daß die Beschaffenheit der Luft im allgemeinen trocken und gleichmäßig ist, wie denn auch Barometerstände außerordentlich lange feststehend sein sollen.

Beherzigen wir diese kurzen klimatischen Notizen und erinnern wir uns, daß das ganze Land wellig ist, keine ausgedehnten Niederungen und tiefen Moräste hat, fast überall gutes Trinkwasser bietet und bei einem allgemeinen Wohlstand seiner Bewohner auch gute Nahrungsmittel, Fleisch aller Art, Reis, Bohnen, Maniocmehl, Kartoffeln, selbst Kornarten liefert, die das Land überschwemmen würden, wenn man Ackerbau treiben wollte und das goldene Adelsbuch der Arbeit recht emsig durchblättern möchte; beherzigen wir alles das und nehmen noch hinzu, daß die liberalste Regierungsform, die nur unter dem Namen einer Monarchie möglich und denkbar ist, das Land beglückt: so können wir nicht umhin einzugestehen, daß wir in Rio-Grande ein wundervolles Land finden, wie wir kaum ein zweites finden möchten, befähigt und berufen zu einer materiellen und geistigen, nach europäischen Normen zugeschnittenen Entwickelung.

Im allgemeinen leidet die Provinz an keinen endemischen Krankheiten. Ich glaubte anfangs, als ich nach Porto Alegre kam, daß inmitten dieser weiten Flüsse und lieblich grünenden Inseln mancher Fieberkeim stecken müßte. Indeß haben mich bewährte Praktiker der eben genannten Stadt vom Gegentheil überzeugt.

Die pandemische Cholera hat auch hier Tod und Schrecken ausgebreitet, als sie im Jahr 1855 Brasilien geiselte. Doch ist das gelbe Fieber niemals bis nach Porto Alegre gekommen oder sonst wo in der Provinz Küstenkrankheit geworden.

Pocken dagegen suchen, wie sehr auch die Vaccination befohlen und ausgeübt wird, manchmal die Provinz heim und zeigen selbst confluirende Formen. Auch einzelne Dyssenterien sind als Herbstkrankheiten vorgekommen. Noch im April des Jahres 1857 starben im kleinen Bergnest Caçapava über zwanzig Menschen daran.

Dazu kommen die gewöhnlichen Kinderkrankheiten vor, ferner manche acute Rheumen u. s. w., Affectionen, wie sie in der ganzen Welt, selbst in den gesündesten Districten vorkommen. Auch einige Fälle der griechischen Elephantiasis habe ich in der Landschaft bemerkt, und manche mehr als deutliche Spuren von Syphilis, bei denen das gemeinsame Matetrinken allerdings etwas höchst Fatales ist. Doch schweigt vor dem großen Acte alle weitere Gesundheitsrücksicht.

Im Ganzen müssen wir nach allem diesen mit dem großen griechischen Arzt seine drei großen Gesundheitsrequisiten: Luft, Wasser und Wohnungslokalitäten für Rio-Grande als ganz besonders gut und ausgezeichnet aufführen. Wahrlich es liegt auch darin ein mächtiger Keim zu der künftigen Größe des Landes und deren schnellen Entwickelung durch deutsche Einwanderung. Man möchte in den eben angedeuteten Beziehungen Rio-Grande ein verbessertes Deutschland nennen. Wie oft glaubte ich an einen holsteinischen Waldsee, auf eine mecklenburger Weidekoppel versetzt zu sein, wenn ich am Guaiba, Jacuhy, Taquari, ja selbst am Uruguay stand und aus dunkelm Laube die schönen Süßwasserflächen hervorglänzen sah, durchstrichen jene Flächen von wilden Enten, Schwanenarten und schneeweißen Reihern. Oder wenn mein Auge längs der Cuchillos streifte, wo Schafe, Rinder und Pferde miteinander weideten! Oft war es mir, als müßte ich deutsche Myriaden aus dem Boden stampfen und die Ameisen des Feldes in germanische Myrmidonen umwandeln, um mit ihnen den rüstigen Feldzug gegen diese modernen Trojanergefilde zu begin-

nen! Man hat Viehzucht in Rio-Grande, man hat einigen Anbau, ja etwas, ein wenig, ein bischen, aber man treibt beides nicht, man pflegt es nicht, man bearbeitet es nicht mit Eifer, Kraft und Ausdauer. Alles, alles leidet im weiten Lande noch unter der Indifferenz, Trägheit und Nachlässigkeit, womit der Mensch, je mehr die gütige Natur ihn mit Segensfülle überschüttet, ihr desto weniger seinen Dank entgegenbringt.

Nun, es wird schon ein Aufschwung kommen, wenn erst Tausende einzuwandern beginnen!

Um wenigstens eine kleine Ansicht zu geben von dem Productionstreiben der Provinz, will ich einige Notizen geben über die Ausfuhr:

Im Jahr 1848 wurden 2,454000 Arroben Carne secca ausgeführt. Thierkrankheiten, Faulheit, Nachlässigkeit ließen in den folgenden Jahren dieses Resultat geringer werden, bis es im Jahr 1855 sein Minimum erreichte und sich seitdem wieder hob.

Es wurden im Jahr 1855 exportirt 1,046932 Arroben,
1856 „ 1,149580 „
1857 „ 1,282178 „

Auch hier muß ich auf eine finanzielle Ungunst aufmerksam machen. Der Ausfuhrzoll aus der Provinz ist drei Procent, dazu für Häute noch sieben Procent, also zehn Procent, während im Nachbarstaat Montevideo diese Zollverhältnisse viel liberaler sind. So wird denn auf illegalem Wege manches Product nach dem Nachbarstaate ausgeführt und der Schmuggelei ein glänzendes Feld geöffnet. Die weiten Grenzen sind nicht zu controliren. Man untersuche nur einmal den Handel in Itaquí und Uruguayana!

Im Relatorio von 1857 finden wir an Export vom Jahr 1856:

Ochsenhäute wurden export. 120393 nach brasil. Häfen,
13532 „ Belgien,
12481 „ den Hansestädten,
214788 „ den Verein. Staaten,
36381 „ Frankreich,
10911 „ Spanien,
178142 „ England,
31700 „ Portugal,
31465 „ Schweden,
3743 „ der Türkei.

Im ganzen 653536, zu einem Gesammtwerthe von 5,043458 Mlrs.

An Carne secca wurden 1,229069 Arroben nach brasilianischen Häfen exportirt. Das so viele Carne secca consumirende Havaña versorgt sich von den Platastaaten viel vortheilhafter mit dem Artikel. Der Gesammtwerth dieses rio-grandenser Fleisches ist 4,874809 Mlrs.

An Fett gingen 80598 Arroben zum Werth von 463919 Mlrs. nach brasilianischen Häfen.

An Talg gingen 61541 Arroben zum Werth von 418513 Mlrs. eben dahin.

An Hufenklauen gingen 665 Arroben zum Werth von 266 Mlrs. nach England.

An Hörnern gingen 237536 Stück nach brasil. Häfen,
9436 „ „ Belgien,
16950 „ „ den Hansestädten,
206188 „ „ den Verein. Staaten,
33660 „ „ Frankreich,
173865 „ „ England,
48319 „ „ Portugal,
29700 „ „ Schweden,
6950 „ „ der Türkei.

762604 Stck. z. Gesammtw. v. 91219 M.

An Haaren gingen 19818 Arroben nach brasilianischen Häfen,
2164 „ „ den Hansestädten,
19670 „ „ den Verein. Staaten,
1237 „ „ Frankreich,
5462 „ „ England,
66 „ „ Schweden.

48417 Arroben zum Werth von 440428 M.

An Zungen gingen 45261 Stück nach brasilianischen Häfen,
200 „ „ Portugal.

45461 Stück zum Werth von 6729 Mlrs.

Pferdehäute gingen 900 Stück nach brasilianischen Häfen,
3504 „ „ den Hansestädten,
4472 „ „ den Verein. Staaten,
1971 „ „ Frankreich,
3711 „ „ England,
1405 „ „ Portugal,
2564 „ „ Schweden.

18527 Stück zum Werth von 25459 Mlrs.

An Maniocmehl gingen 3588 Säcke nach brasilianischen Häfen,
546 „ „ Montevideo,
40 „ „ Portugal.

4174 Säcke zum Werth von 14258 M.

An schwarzen Bohnen (feyão) ging. 22776 Säcke n. bras. Häfen,
74 „ „ Montevideo,

22850 Säcke, z. Werth von
213744 Mlrs.

An Mais (milho) gingen 12711 Säcke nach brasilian. Häfen,
26 „ „ Montevideo.

12737 Säcke zum Werth von 57697 M.

An Mate gingen	11289	Arroben	nach	brasilianischen Häfen,
	780	"	"	Buenos-Ayrés,
	26543	"	"	Montevideo,
	3	"	"	Spanien.
	38615	Arroben zum Werth von 115416 Mlrs.		

Letztere Mate ist aber, da die Collectorien von Jaquarão, Itaqui und Uruguayana bei der Publication des Relatoriums darüber noch keinen Bericht gegeben hatten, ziemlich auf 170000 Arroben anzuschlagen.

Und was könnte die Provinz nicht noch produciren, wenn sie sorglich bewirthschaftet würde! Fast gänzlich vermißt man die Artikel Käse, Butter, Korn, Wein und Kartoffeln! Welche ungeheuern Mengen würden davon nicht ausgeführt werden können!

Weizen und Roggen! Sie waren schon einmal gute Artikel im Lande. Einige Misernten im Lande aber haben den Leute in ihrer Faulheit und beim Mangel an Händen Entschuldigung genug gegeben zum Aufgeben des Korns, worin doch Südamerika so groß geworden ist. Erst in neuesten Zeiten nimmt man diesen Artikel wieder auf. Ein Herr von Borowsky, Colonist von Santa-Cruz, der mit seiner Familie von elf Kindern ein wahres Muster von Anbauer ist, hat mir viel Interessantes über seinen begonnenen Kornbau gemeldet, und ich wünschte dem einundsechzigjährigen, feurig-jungen Mann all den Beifall und die Beihülfe der Regierung, die dieser wackere Schlesier im vollsten Maße verdient.

Der Colonist von Borowsky! Ich wollte, ich könnte diesen Mann, einen faustgerechten Anbauer im Felde, einen feingebildeten Mann im Salon, den Zweiflern gegenüberstellen, die da meinen, es ginge mit dem deutschen Fleiß in Rio-Grande nicht so wie anderswo! Es ist mir in der Provinz kein zweiter Mann wie er vorgekommen. Wahrlich es ist

keine Kleinigkeit, bei schon vorrückendem Alter mit elf Kindern sich seinen Weg durch den Urwald Brasiliens zu hauen, wie er es gethan hat und täglich noch mehr thut. Wenn ich mir einen solchen, feurigen, fleißigen, im deutschen Landbau wohlbewanderten und in der brasilianischen Colonisation ernstgeprüften Mann an der Spitze einer mit allen Mitteln reichlich ausgestatteten Regierungs-Mustercolonie in großem Stil denke: welchen gewaltigen Einfluß müßte dieser gebildete Landmann auf die ganze Provinz ausüben, um so mehr, da er zur faßlichen Darstellung der erlangten Resultate vollkommen auch mit der Feder umzugehen weiß und, wie ich vermuthe, auch bereits in den rio-grandenser Blättern manchen guten Rath und Wink über den Landbau gegeben hat.

Nun existirt noch eine Colonisationsbranche in Rio-Grande, von der man in Europa keinen Begriff hat, die Ansiedelung und Katechese der Indianer.

Diese Ansiedelungen sind wirklich unbedeutend. Von dem furchtbar kümmerlichen Eindrucke, den das Aldeamento de S.-Nicoláo bei Rio-Pardo auf mich gemacht hat, habe ich schon bei Gelegenheit jener Stadt gesprochen. Dennoch sollen 264 Menschen dort in jenen Hütten zwischen den Gebüschen wohnen, 112 Männer und 152 Weiber, von denen man aber nichts zu sehen und zu hören bekommt, wenn man nicht durch das Buschwerk von S.-Nicoláo hindurchkriecht und die einzelnen Ranchos aufsucht, die wirklich erbärmlich sind.

Ihre Kirche ist von der Aldêa verlegt worden, ihre Kapelle droht dem Einsturz. Zur Messe und Kirchenhandlungen gehen sie nach Rio-Pardo. Alle befinden sich in tiefster Armuth. Mir selbst erregten sie das tiefste Mitleid. Und doch ist ihnen nicht zu helfen.

Blühender, oder vielmehr langsamer verkommend als S.-Nicoláo ist das Aldeamento von Nonohay. Hier fanden sich, mehr im Norden der Provinz und ferner von europäischer Cul-

tur, nach der letzten Meldung 547 Indianer, nämlich 262 männlichen und 285 weiblichen Geschlechts vor. Die Leute pflanzen Mais und machen einzelne Picaden zu cultivirten Orten, auf denen sie ihre Producte absetzen können. Priester und Schullehrer haben sie nach dem Relatorio des Präsidenten von 1857 nicht. In ihrer Nähe hielten sich einige wilde Indianer auf, die einen Mann, Clementino dos Santos Pacheca, erschlagen hatten. Einige dieser Wilden wurden von den Indianern aus Nonohay gefangen genommen und befanden sich in Haft, andere fielen im Treffen. Ihr Cazique Mauvel Grande entwischte mit drei bis vier Bugres. Die Zahmen aber entdeckten die Wilden in der Serra-Geral und lieferten ihnen am 22. Juli 1857 ein Treffen; der Cazique Mauvel der Große fiel, mit ihm zwei Indianer und eine China; der Rest der Armee, zwei Mann, entwischte, und seitdem hat man nichts weiter von ihnen gehört. Das war die große Indianerschlacht am Tage Mariä Magdalenä, am selben Tage, an dem Waldemar der Große von Alexander von Soltwedel in der Heide von Bornhövd vor vielen Jahrhunderten geschlagen ward. Wunderliche Reminiscenzen und Coincidenzen! Waldemar der Große und Mauvel der Große, — mein liebes, von Linden umduftetes Lübeck und das Indianerdorf von Nonohay!

Ein anderer Versuch zu einem Indianerdorf ward mit dem 27. Mai 1857 begonnen, auf Verlangen der Indianer selbst im Rincon von S.-Vicente. Aber es scheint nichts aus dem Unternehmen geworden zu sein, denn allerdings ist, wie es im Relatorio heißt, „aquella gente sempre disposta á ociòsidade e á vida errante, em que nascem, vivem e são criados". (Jene Leute, immer bereit zum Müßiggang und zum Umherziehen, sind dazu geboren, auferzogen und leben darin.)

Ebenfalls im Norden der Provinz bei der sogenannten Vaccariá wollte man seit dem Ende des Jahres 1856 den wil-

den Tribus des „Capitão Doble“ zusammenbringen und cultiviren, weil dieser Cazique mit seiner Horde Corados eine verdächtige Rolle spielte. Doch misglückte auch das. Einige wenige Indianer sind dort angesiedelt, aber ebenfalls ohne Hoffnung zu einer Weiterentwickelung zu gewähren. Sie sind unschädlich geworden, mehr ist von ihnen nicht zu verlangen und zu erwarten.

Und so scheinen denn wirklich die Ureinwohner der Provinz Rio-Grande heutigen Tages ziemlich unschädlich geworden zu sein für die andringende Cultur. Freilich mögen noch manche von ihnen in der Serra-Geral existiren und am Uruguay nördlich von S.-Nicoláo, von welcher Seite jene kleine Flußexpedition in acht Canots vom Passo-Fundo herkam, deren ich bei Gelegenheit des Uruguay Erwähnung gethan habe. Das glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können, daß in der Geschichte des deutschen Anbaues die Bugres keine störende Rolle mehr spielen werden. Selbst die fernsten Enden von S.-Leopoldo und Mundo-Novo, jenem Colonievorposten von S.-Leopoldo, können seit Jahren als unangetastet von den Wilden betrachtet werden.

Siebentes Kapitel.

Die Steinkohlengrube bei S.-Jeronimo am Arorio-dos-Ratos. — Abschied von Porto Alegre. — Rückkehr nach Rio-Grande. — Ausflug nach Pelotas. — Abreise aus der Provinz.

Verlassen wir nun das bewegte Colonialtreiben der Provinz und die fernen Schlupfwinkel der Bugres, um in den dunkeln Schos der Erde und deren uralte Geheimnisse einzudringen.

Seit langer Zeit vermuthete man Steinkohlenlager in der weiten Provinz von Rio-Grande. Ja an manchen Stellen lagen Steinkohlen ganz bar zu Tage, namentlich in der Nähe des Jacuhy und Vaccacahy, sodaß ein Versuch zur Anlage einer Kohlenmine gerathen schien: besonders seit der Bachelier Vasconcellos nach genauerer Untersuchung die Gegend von Curral-Alto und dem Serro de S.-Roque, zwei kleine Meilen vom Strande des Jacuhy, der Mündung des Taquari gerade gegenüber, hinter S.-Jeronimo, als besonders kohlenhaltig dargestellt hatte. Eine kleine sorgfältige

Schrift war die Folge jener Untersuchung und ein Kohlenbergwerk bei S.-Jeronimo das Endergebniß davon.

Am 11. Mai befand ich mich wieder unter den Passagieren des „Jacuhy", die um 8 Uhr in der besten Morgenlaune und dem schönsten Wetter den Fluß gleichen Namens hinauffuhren. Noch einmal entwickelte mir die kurze Schifffahrt all ihre mannichfachen Reize und ihren seltenen Zauber. Schon um Mittag stieg ich in S.-Jeronimo ans Land, wo mich verschiedene Briefe zu freundlichen Leuten führten. Ich nenne hier nur den Herrn Charles Moré aus Genf, der eine Oel- und Seifenfabrik gleich hinter dem Oertchen S.-Jeronimo besitzt. Unter einem riesigen wilden Feigenbaume steht sein freundliches Wohnhaus; ein Orangengarten schließt sich ihm an in üppiger Fülle des Laubes und der Früchte.

Prachtvoll ist die Aussicht vor der Thür des hochliegenden Hauses! Langsam senkt sich der Cuchillo abwärts; in einiger Ferne liegt am klar glänzenden Jacuhy das Oertchen S.-Jeronimo mit freundlichen, meistens neuen Häusern, jenseits des Flusses das liebliche Triumfo am Eintritt des Taquari in den Jacuhy. Ueber eine deutsche Meile aufwärts überblickt man den landseeähnlichen Fluß, bis eine hervorspringende Waldecke ihn verdeckt. Eine blaue Höhenkette umschließt das anmuthige Bild im fernen Norden.

Herr Charles Moré ist ein Mann von sehr guter Erziehung, der eine große Menge praktischer Kenntnisse im Betreff der Provinz Rio-Grande durch einen vieljährigen Aufenthalt in derselben sich erworben hat. Gerade zur Zeit meines Besuchs hatte er ein gewiß höchst gediegenes Manuscript in französischer Sprache über die Provinz beendet, auf dessen baldiges Erscheinen aufmerksam gemacht werden muß.

Mein Ritt zu der Kohlenmine mußte bis zum nächsten Tag aufgeschoben werden. Lange vor Tagesanbruch rüsteten

wir uns zu demselben. Eine tiefpurpurrothe Glut von Osten her bestrahlte das herrliche Bild vor dem Hause meines Freundes. Im dunkeln Gewölk des Südwestens zuckten Blitze, eine auffallende Schwüle verhieß eine Witterungsänderung.

Rasch galopirten wir dahin über die kahlen Grashügel des Serro. Schon nach einer Stunde hielten wir am Rande der Kohlenmine und nach wenig Minuten rollte ich am dicken Strick hinab in den 120 Fuß tiefen Schacht. Gleich nach mir folgte ein englischer Bergmann, und wir begannen unsere unterirdische Wanderung.

Das Kohlenlager hat etwa vier Fuß Mächtigkeit und streicht vollkommen horizontal. Ein langer Stollen ist gerade nach Osten getrieben und hat das Ende des Lagers erreicht. Von ihm gehen in rechten Winkeln Gänge aus, aus deren Länge man auf einen bedeutenden Kohlenvorrath schließen darf. Wenn täglich 100 Tonnen Kohlen gewonnen werden, so kann man 350 Jahre arbeiten, um das, was vom Lager bekannt ist, auszubeuten.

Die Kohlen sind von sehr verschiedener Qualität. Einige Stellen geben eine sehr leichte Kohle, an andern sind sie fester und härter; an manchen Stellen trifft man sogar eine ganz vorzügliche Kohle. Indeß ist die Kohlenlagerung, in der man augenblicklich arbeitet, von geringer Qualität. An einer Stelle hat man das Liegende durchbohrt und unter einer Schicht desselben von zwölf Fuß Dicke ein zweites Kohlenlager entdeckt von vier Fuß Dicke, dessen Kohlen von bedeutend größerm Werth sein sollen. Auch hat man allen Grund zu vermuthen, daß in größern Tiefen sich die Schichten mit Besserung der Qualität wiederholen und mit der Zeit einen ungeheuern Vorrath von gutem Brennmaterial liefern werden.

An lockern Stellen wird die Kohle mit dem großen Bergmannshammer losgeschlagen; in festerer Kohlenbildung

aber wird mit Pulver gesprengt und die Kohle in größern Blöcken gewonnen, sodaß an manchen Stellen die Stollen sich zu weitern Kammern ausdehnen. Höchst bemerkenswerth ist es, daß unten in allen Stollen mit freier Lichtflamme gearbeitet wird. Ich sah mich vergebens nach einer Davy'schen Sicherheitslampe um. Noch hat man nie irgendwie eine Luftcorruption bemerkt, selbst nicht in einzelnen Abtheilungen der Stollen, die durch Thüren und Verschläge auf einige Zeit geschlossen bleiben. Beim Athmen merkt man nicht die allergeringste Luftalteration; kaum fühlt man einigen Zuwachs von Wärme; ich glaube nicht, daß im Stollen über 26° R. waren. Ein Thermometer hatte ich nicht bei mir; im Bergwerk selbst hatte man bisher noch keine Wärmebeobachtung gemacht. Doch muß ich bemerken, daß, als ich anfuhr, die Luft oben auffallend schwül, ja heiß war in unnatürlicher Weise. Wirklich brach auch, während ich unten war, ein starkes Gewitter los; ich konnte sehr deutlich den Donner rollen hören, doch drang das Rauschen von Wind und Regen nicht hinab in die Tiefe.

Ueberhaupt herrschte, weil nur sehr wenige Leute in den Stollen arbeiteten, eine befangende Stille in den schwarzen Gängen, in denen unsere Grubenlichter kaum einigen matten Schimmer verbreiteten.

Und doch schweigt nicht alles Leben in der Tiefe. Eine Menge von Heimchen ist dem Bergmann hier in diese unterirdischen Gänge gefolgt; das überall sich kundgebende Zirpen der kleinen am Gestein und den Holzstützen umherkletternden Thierchen unterhält den in Nacht und Einsamkeit vergrabenen Arbeiter und erinnert ihn fortwährend an das Leben der Oberwelt, während bleiche Conserven und kleine Kugelpilze neben gelben Schwefelblüten immer von der Tiefe und dem Fernsein alles Sonnenlichts reden.

Ein reichlicher Regen hatte die Gegend erfrischt, als ich wieder ausfuhr, und nunmehr erschien mir die Luft in der Tiefe bedeutend wärmer, obwol solche Empfindung, zumal bei Witterungsänderungen, sehr leicht täuscht und ungewiß ist.

Wer übrigens Furcht haben sollte, in einem Hängestuhl schwebend senkrecht sich hinunterwinden zu lassen, kann auch auf andere Weise in die Tiefe gelangen. An einer Stelle hat man, genau nach der Compaßweisung sich richtend, einen Schacht auf den langen Stollen getrieben, und denselben, da hier der Berg sich bedeutend senkt, in schon geringer Tiefe getroffen. Von dort hat man den Stollen vollends in schräger Richtung nach außen geführt, sodaß man in einem Hunde- oder kleinen Rollwagen auf den Eisenschienen, die durch das ganze Bergwerk führen, mit großer Geschwindigkeit in die Mine hinein und durch die Stollen fahren kann: eine Procedur, die mir viel peinlicher erscheint als das verticale Hinabfahren.

Welche Methode nun auch die weniger unangenehme sein mag, immer rathe ich jedem, der einmal Porto Alegre besucht, den Jacuhy bis S.-Jeronimo hinaufzufahren und die Kohlenminen zu besuchen; sie werden gewiß eben wegen ihrer Eigenthümlichkeit und Lage Interesse erregen.

Für den Augenblick haben sie nur noch geringen praktischen Werth neben den Holzvorräthen im Guaibagebiet, neben der geringen Einwohnerzahl der Landschaft und dem Mangel an Fabriken. Wenn aber einmal das Holz theuer werden wird — und das wird es, wenn man fortfährt, es so regellos zu vergeuden, wie man es bisher gethan hat —, wenn am Guabia und seinen Zuflüssen eine Million Menschen sich umherbewegen und zahlreiche Fabriken am schiffbaren Fluß erstehen werden, und zugleich der Tagelohn in den Kohlenminen geringer ist: dann wird man den vollen Werth der Stein-

kohlengruben erst recht erkennen und sie nach allen Richtungen und Tiefen ausbeuten.

Bei solchem größern Ausbeuten wird man dann auch schon einen zweckmäßigern Transportweg bis zum Ufer des Jacuhy machen, sei es, daß man einen Schienenweg vom Fundort bis zum Fluß legt, oder den kleinen Bach Arroio dos Ratos, der in der Nähe einer kleinen halben Meile von der Mine vorbei in nordöstlicher Richtung in den Jacuhy fließt, zum Kohlentransport herstellt, was ohne sehr große Geldmittel möglich zu machen wäre.

In der nächsten Nähe des Kohlenlagers liegt nun auch ein reichhaltiger Eisenstein zu Tage, dessen Ausbeutung in kommenden Jahren auch ganz gewiß Gewinn bringend sein wird. Doch mag diese Zeit allerdings noch im weiten Felde liegen, wie eben die Kohlen- und Eisenlager selbst. Vorläufig ist immer Ackerbau und die zu verbessernde Viehzucht das Hauptaugenmerk von allem Thun und Treiben im Herzen der Provinz. Ihm besonders, dem ehrlichen, wackern Ackerbau, wünsche ich Millionen fleißige Hände, an welche sich jeglicher Segen aus dem Boden und vom Himmel herab anknüpfen wird.

Bei unserm Rückritt nach S.-Jeronimo jagte ein Gewitterschauer das andere, und kaum war ich abends spät mit dem Dampfboot nach Porto Alegre zurückgekehrt, als ein furchtbares Gewitter losbrach und volle vierundzwanzig Stunden anhielt. Dabei schien das Wetter vollkommen umschlagen zu wollen und meine Chancen zu einer belohnenden Landreise von Porto Alegre nach Santa-Catharina über Torres am Meer, wie das von jeher mein Vorhaben gewesen war, sanken sehr zusammen.

Allerdings ist diese Landreise interessant genug, wie ich schon angeführt habe. Seit einem Jahr arbeitet der talentvolle, kenntnißreiche Ingenieurmajor Herr Campos an der

sorgsamen Aufnahme der Gegend, durch welche eine Straße nach Laguna führt. Er selbst hatte die ungemeine Güte, mir seine schöne große Karte des ganzen Küstenstrichs auf dem Provinzialarchiv vorzulegen, mir den Weg genau anzugeben, und zuletzt sogar noch, da ihn doch sein Beruf in den nächsten Tagen wieder in jene Gegend führte, selbst mein Reisebegleiter sein zu wollen bis an die Grenze der andern Provinz.

Neben so manchen Kartensudeleien, die in Europa zum Verkauf gemacht werden über Gegenden im Ausland, macht es eine wahre Freude, die schöne, noch nicht ganz vollendete Karte des Major Campos zu sehen, die bei ihrer Größe in die unbedeutendsten Details eingeht. Nicht geringer aber darf unsere Freude sein, wenn wir die Karte überblicken, die dem schon oft genannten Werke des Visconde von S.-Leopoldo angehängt ist.

Der Weg führt zur Villa von Viamão, zur Kapelle des Ortes, und einem Posto, einem Militärhäuschen. Dann kommt ein Uebergang über ein Flüßchen, der Passo do Vigario, wo eben jetzt eine Brücke gebaut war, zu deren Besichtigung mich Herr Heydtmann einlud, dann eine sumpfige Niederung, die Sanga do Americano; dann geht man über Agoas-Claras nach Boa-Vista, wo wieder ein Nationalposten als Rudiment eines Posthauses ist. Bis in diese Niederung hinein verlieren sich die Flüsse Gravatahy und Capivari, von denen ich oben sprach; ja der nun folgende Passo do Quilombo führt nach Nordosten über den Arroio do Capivari. Dann folgt ein Posthäuschen am Capaõ dos Indios, und hier schon beginnt jene Kette von Seen, an deren Ufer ein vortrefflicher Anbau sich findet. Bei der Villa da Conceiçaõ do Arroio lehnt sich an die dortige Serra die große Lagoa dos Barros an und die Lagoa do Marcellino, längs deren Ufer vom Wege abwärts eine höchst romantische Gegend ist.

Dann folgt eine lange Furt, Passo da Lagoa, fast mitten durch den dortigen Landsee hindurch, den man ohne kundigen Führer nicht reiten kann. Hier ist das Meer schon ganz in der Nähe. An der großen Lagoa dos Guadros oder doch in ihrer Nähe ist eine deutsche Colonie, die von Trees-Forquilhas, die ich gar zu gern besucht hätte. Es folgt dann die fünf Leguas lange Lagoa da Itapeba und endlich Torres mit seinen drei thurmartigen Küstenbergen. Gleich nördlich von Torres ist der Grenzfluß Mampetuba, der sich ins Meer ergießt. Aber eine nördliche Verbindung von ihm führt zu einer neuen Kette von Landseen mit vortrefflichen Ufern: eine Gliederung von Binnenwassern, die meistens schon zusammenhängen und leicht in vollständigen Zusammenhang zu bringen sind bis zum Gravatahy hinab.

Aber eben dieser leichte Zusammenhang der Binnenwasser, Durchgänge durch Flüsse und selbst Landseen, Passagen durch Niederungen u. s. w. machten mir sehr klar, daß man solche Reise nur bei gutem, festen Wetter machen könnte, oder unterwegs genöthigt sein möchte, in einem einsamen Häuschen tagelang, ja wochenlang auf passende Witterung und niedrige Wasserstände zu warten, ein Zeitverlust, auf dessen Möglichkeit ich mich nicht einlassen konnte.

So ward mir denn diese hübsche Landreise recht eigentlich zu Wasser! Der Herr Präsident A. M. d. S.-Ferraz bot mir eine Passage an auf dem Kriegsdampfer Amelia, welcher am 15. Mai von Porto Alegre nach Rio-Grande gehen sollte. Und nun war mein einziges Geschäft im freundlichen Ort nur noch das, einer Anzahl von freundlichen Leuten für alles nur mögliche Wohlwollen zu danken, was mir überall bewiesen worden war. Vor allem aber hatte ich dem Herrn Präsidenten selbst zu danken, dessen ebenso unermüdlicher als gütiger Fürsorge ich in jeder Hinsicht das vollständige Gelingen meiner Wanderung durch die weiten Berge, Fluren

und Flüsse der herrlichen Provinz verdanke. Herr Ferraz wollte, daß ich nur mit der Empfindung der vollen Dankbarkeit und voll der angenehmsten Rückerinnerungen aus der von ihm administrirten Provinz scheiden möchte. Und das ist ihm denn auch vollkommen gelungen. Soweit auch meine Gedanken hinausschweifen mochten über die vielen Gefilde, mit dem vollsten Dank, mit der angenehmsten Rückerinnerung kehrten sie noch einmal ein bei den lieben, gastfreien Rio-Grandensern, in deren Häusern, mochten sie nun von Lehm und Bambusen oder von Backsteinen und Dachziegeln gebaut sein, am Jacuhy liegen, oder am fernen Uruguay und den verfallenen Missionen, ich immer zuvorkommende Aufnahme gefunden hatte: bei Weißen, Indianern und Mischlingen von allen Farben.

Wenn aber jemand meinen sollte, es habe ein Theil, wenn auch nur ein kleiner, des guten Einverständnisses zwischen den guten Rio-Grandensern und mir, auch an mir gelegen, so sage ich: allerdings! Und wenn man wissen will, worin dieser Theil meinerseits gelegen habe, so sage ich: lediglich und allein in meiner Kenntniß der Landessprache. Wer in Brasilien reisen will, muß einigermaßen fließend Portugiesisch reden, nicht Deutsch, nicht Französisch, nicht Englisch, ja nicht einmal Spanisch, sondern Portugiesisch. Ohne diese Sprache ist es nicht denkbar auch nur einige Meilen weit zu reisen, ohne Schwierigkeiten zu treffen, die mindestens ärgerlich sind, oft aber höchst lästig und fast unüberwindlich.

Ich will die Situation eines Menschen, und nun gar eines deutschen Gelehrten, meistens des Unbeholfensten aller Reisenden, der sich mit niemand verständlich machen kann, nicht weiter auseinandersetzen; jeder kann sich das selbst nach Belieben ausmalen. Nur die Freiheit möchte ich mir nehmen, das Urtheil eines jeden Reisenden über die Rio-Grandenser,

wenn er nicht vollkommen fertig Portugiesisch redet, für schief und einseitig zu erklären.

Am letzten Abend meines Aufenthalts in Porto Alegre hatte ich noch eine kleine Versammlung einiger wackerer Deutschen bei mir in protestantischen Angelegenheiten.

Schon bei Gelegenheit meines Besuches in der Colonie S.-Leopoldo habe ich auf einen schlechten Jesuitismus hingewiesen, der unter einfachen Glaubensgemüthern von Landleuten und in deren friedliches, von keinen confessionellen Aufhetzungen gestörtes Zusammenleben hinein mit den schlechten Waffen einer geistigen und geistlichen Ueberlegenheit Unkraut gesäet, und Unfrieden, Hader, Haß, Rotten und Trennung gebracht hat. Leider spukt dieser böse Geist auch in Porto Alegre umher, und es ist absolut nothwendig, daß in unsern protestantischen Kirchenangelegenheiten eine ganz bestimmte politische Anordnung getroffen werde. Vollkommen recht haben die Leute, die zu mir kamen am letzten Abend, und die mir noch am 15. Mai, als ich mich schon am Bord der Amelia befand, einige Blätter des Correio do Sul (21 de fevereiro fg. 1858) nachschickten.

Solch Tirailleurgefecht von Zeitungsschreibern und Jesuiten, oder was sonst die Herren sein mögen, ist nicht gut, ist höchst unvorsichtig. Es könnte einmal ein ernster Protestant den waschledernen Handschuh, den sie uns hinwerfen, aufnehmen und die zweischneidige Klinge beider, des reinen Evangeliums und des Geistes, ziehen, und einen bösen Kampf beginnen. Doch nicht also! Ich weiß ganz bestimmt, auf welchem Boden wir mit unserm Evangelium auch in Brasilien stehen und zu unserm Recht gelangen. Es wird nicht nöthig sein einen Kampf gegen die Jesuiten aufzunehmen.

Und leider muß ich dem Protestantismus in Porto Alegre und Umgegend bittere Vorwürfe machen. Wann und womit hat er den heiligen Ernst legitimirt, den er zu haben vor-

gibt? Wann hat er denn im Bewußtsein seines reinern, lautern Christenthums vor Kaiser und Reich begeistert ausgerufen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe!" Wann je das? Etwa dann, wenn der eine, um seine Frau los zu werden, katholisch wird, oder, um seine Ehe für null und nichtig zu erklären, irgendeine katholische Potenz zur Erklärung bewegt, daß eine protestantische Ehe gar keine Ehe ist, oder, um eine Frau zu bekommen, katholisch wird! Man hört saubere Geschichten aus dem Lager der Protestanten in Porto Alegre.

Und wo ist denn am Ende dieses Lager, wo sind die Protestanten von Porto Alegre, wo ist ihre Corporation, ihr Zusammenhang? Zwei Gesangvereine, ein Liebhabertheater, eine Germania, allerlei protestantische Consuln, aber keine Kirche! Was soll die katholische Kirche denn am Ende anerkennen, wenn sie gar nichts sieht, oder vielmehr, wenn sie jemand taufen und trauen sieht, der nie Theologie studirt hat, ja nicht einmal eine Gymnasialbildung besitzt, sondern durch eine Realschule gelaufen ist? Ist solche Heidenwirthschaft Protestantismus, solch ein Nihilismus Evangelium?

Das ist die Schattenseite im deutschen Leben von Porto Alegre, und auch in ihr muß es Licht werden, wenn nur alle mithelfen und besonders jeder erst an sich selbst arbeiten will. Einen Prediger können sie ganz bestimmt besolden, ja ich könnte bei meiner geringen Bekanntschaft im Ort die Menschen hernennen, die, wenn sie sich vereinigen und ein Opfer bringen wollten, einen Prediger unterhalten können. Nach einem gemachten Ueberschlag der Kosten theilen sich die Gemeindemitglieder in diese Kosten, und man hat einen Prediger. Aber entweder wollen die Protestanten kein Geld ausgeben, oder sie wollen keinen ernsten Prediger.

Sie wollen also nicht.

Am selben Tage, wo ich sah, daß sie so recht erst nicht wollten, wenn sie vielleicht auch ganz gern möchten, hatte mich der Präsident der Provinz gefragt, ob ich keinen Geistlichen für die Protestanten von Sta.-Cruz und namentlich für S.-Angelo vorschlagen könnte. Ich dachte an den tüchtigen Pastor Häslärt im „Hamburger Berg" von S.-Leopoldo, und schlug ihn auch vor. Der katholische Staatsmann bekümmerte sich ernster um die Protestanten auf dem Lande, als die Protestanten in der Stadt sich um sich selbst bekümmerten.

Und das liegt nicht an der Regierung, wenn die Protestanten nichts sind! Wo sie aber etwas waren, hat man sie immer etwas sein lassen, wie ich schon bei S.-Leopoldo angedeutet habe, und hat ihr Sein und Dasein anerkannt in ehrender Weise.

Als die Colonie von Petropolis noch keinen protestantischen Seelsorger hatte, trug der damalige Pastor der Gemeinde von Rio, mein Bruder, Sorge für sie, und ward, trotz eines confessionellen Conflicts mit dem katholischen Nuntius Bedini, vom Kaiser mit dem Christusorden ausgezeichnet. Als der darauf ernannte Pastor Dr. Lippoldt bei geschwächten Gesundheitszuständen einer Unterstützung bedurfte, beschenkte ihn der Kaiser wahrhaft kaiserlich. Als nach dem Tode dieses Mannes mein wackerer Freund Hoffmann zum Prediger in Petropolis ernannt ward und als Familienvater mit dem Gehalt nicht wohl auskommen konnte, ward ihm, wie unendlich schwierig das auch wegen anderer Anordnungen im Finanzhaushalt war, von der Regierung sein Gehalt erhöht. Als der Pastor Winkler, der meinem Bruder im Amte bei der Gemeinde in Rio folgte, sich auf mehrern seelsorgerischen Reisen um einzelne zerstreute Protestantengemeinden bemüht hatte, ward er vom Kaiser mit dem Rosenorden decorirt. Und noch vor wenigen Monaten, als der Pastor

König für eine deutsche Gemeinde in der Provinz Espirito Santo von Europa kam, und es sich außer dem stipulirten Contract um eine Mehrausgabe von 300 Thlr. für die Ausrüstung zur Reise handelte: so bedurfte es wirklich nur einiger Zeilen, und die katholische Regierung machte dem protestantischen Seelsorger gern das kleine Geschenk.

So sind denn protestantische Geistliche, wenn es ihnen nur Ernst war um ihr Amt und ihr Evangelium, von des Kaisers Majestät und dessen Regierung in auffallender Weise ausgezeichnet und begnadet worden. Und wo ein Protestant mit Ernst und Eifer seine Pflicht zu thun suchte, hat ihm sein evangelisches Glaubensbekenntniß nie im Wege gestanden, um vollgültig anerkannt und mehr anerkannt zu werden, als er es verdiente.

Letzteres sage ich gerade von mir selbst. Ich habe meinen Protestantismus nie unter einen Scheffel gesetzt, sondern muthig und freudig auf einen Leuchter. Wenn mir aber jemand mein Licht ausblasen wollte, war es jedesmal — ein protestantischer Landsmann.

Gegen 10 Uhr dampfte der Kriegsfteamer Amelia über den herrlichen Süßwassersee des Guaiba hinaus, welcher außer all seinen Schönheiten am 15. Mai noch das besonders Schöne an sich hatte, daß eine Unzahl von Pontederiengruppen, welche in den Flüssen vom wachsenden Wasser losgerissen waren, auf ihm umherschwammen und nach Süden hintrieben, wohin auch unser Dampfer eilte.

Immer weiter trat das reizende Porto Alegre in den Duft der Ferne und des leicht nebeligen Morgens zurück; endlich verloren wir es an der Ponta-Grossa ganz außer Augen. Herrliche Höhen zur linken, die eine auffallend nackt, hellgrau und zerklüftet wie ein altes Kalkgebirge, begleiteten uns bis nach Mittag und boten uns die tiefsten Waldeinsamkeiten, an deren Rand, meistens dicht am Ufer

des Guaiba, manche kleine Anpflanzungen lieblich abstachen gegen die schroffe, grüne Wildniß. Auch ein Schiffswrack sahen wir auf einer Klippe hängen; denn allerdings ist der Guaiba so mächtig, daß Schiffe auf ihm wrack werden können. Noch einmal trat zu beiden Seiten das Ufer etwas näher. Hart an der wilden Felsenspitze von Itapoam, wo auf grauem Gestein und in wunderbarer Einsamkeit einige Leute an einem Leuchtthurm arbeiteten, ruderten wir hinaus und befanden uns bald auf der Fläche der unabsehbaren Lagoa-dos-Patos.

Höchst angenehm war unsere kleine Reisegruppe. Der biedere und immer fröhliche Commandant Castro Menezes, Sohn des verstorbenen bekannten Senators, war im bewegten Marinetreiben Mann geworden und hatte sich besonders in den Gegenden des Amozonenstroms umgesehen. Da gab es denn eine Menge Erzählungen über Land und Leute daselbst und die wundervollen Naturproducte jener Gegenden. Sein erster Offizier, ein Mann von feiner Bildung, hatte lange auf dem amerikanischen Linienschiff Columbus, dessen ich mich noch von Rio-de-Janeiro her erinnerte, als freiwilliger Offizier gedient und mit ihm die Welt umsegelt, welche Reise er mit großem, warmen Interesse ausgebeutet hatte.

So befand ich mich denn wieder mit einigen Marine-Offizieren von vielseitiger Erfahrung und schönen Kenntnissen zusammen, welche mich an meine lieben, feurigen und doch in voller sittlicher Haltung sich bewegenden See- und Sturmsgenossen auf der französischen Fregatte Galathée und meine Rückreise nach Brest im Jahr 1855 erinnerten.

Dann waren noch einige montevideanische politisch flüchtige Männer am Bord, ein Oberst, ein Consul und ein anderer Offizier, alle Männer von guten spanischen Sitten und gewandter Höflichkeit. Sie waren tief ernst; kurz vorher

hatte man in Montevideo über dreißig Offiziere einer aufwiegelnden Partei erschossen und damit eine furchtbare Sensation erregt.

Endlich begleitete uns noch ein Mann aus Porto Alegre mit zwei jungen Mädchen, die ebenso wohlerzogen wie bescheiden und freundlich waren, und uns allen ein besonderes Interesse erregen mußten, weil sie niemals in ihrem Leben von Porto Alegre und von der Mutter fort gewesen waren. Sie konnten sich, selbst wenn es etwas kälter wehte und leicht zu regnen anfing, vom Verdeck gar nicht trennen, und schienen ganz erstaunt und freudig überrascht zu sein darüber, daß die Welt doch gar so groß und weit wäre und man das Ende vom Wasser nimmer absehen könnte.

Aber ungefähr ging es uns allen so. Gern blieben wir alle auf dem Verdeck des Kriegsschiffs und die mannichfachsten Gespräche vertrieben uns die Zeit. Besonders hübsch war unser sauberer Frühstücks- und Mittagstisch, um 11 und um 4 Uhr. Es ward unter einem hohen Sonnensegel auf dem Verdeck gegessen: alle in der fröhlichsten Stimmung und beim besten Appetit bei ausgezeichnetem Essen und gutem Wein. Die Fahrt hatte wirklich einen romantischen Anstrich, und als solche wird sie mir gewiß immer und lebendig in freudiger Erinnerung bleiben: wenn auch das Dampfboot, ein kleiner Avisosteamer mit einer Drehbasse vorn, lange nicht die schönen Raumverhältnisse des Packetboots Marquez de Caxias, mit dem ich im Februar die Lagoa befuhr, bieten konnte.

Der Kessel ward mit Steinkohlen von S.-Jeronimo geheizt. Die Kohlen lassen vielen Rückstand, brennen aber ganz vollkommen gut und lassen außer dem eben angedeuteten Uebelstand kaum etwas zu wünschen übrig.

Um 11 Uhr nachts kam Nebel über die Lagoa, und unser Lootse — ohne einen solchen darf kein Kriegsschiff auf

jenem Binnenmeer fahren — ließ den Anker fallen. Erst am folgenden Morgen 6 Uhr konnten wir unsere Fahrt fortsetzen, obgleich das Wetter trübe war. Um 9 Uhr erblickten wir eine Landspitze im Südost, deren Peilung für die Schifffahrt auf der Lagoa wichtig ist, die Ponta de S.-Simaõ. Dann liefen wir, da wir bisher meistens südlich gesteuert hatten, nach Südwest, und erblickten nach einigen Stunden einen auf einer künstlich aus Steinblöcken zusammengetragenen Insel stehenden Leuchtthurm, ein kleines Eddistone, der deswegen sehr wichtig ist, weil von ihm an die Lagoa sehr flach ist und nur in einem schmalen, mittels Balken bezeichneten Fahrwasser schiffbar bleibt. Hier kann man nur bei Tage fahren, nur solange, als man jene weit auseinander stehenden Wahrzeichen aus dem Wasser herausragen sieht. Einmal sahen wir hier wieder ein Schiffswrack aus dem Wasser hervordüstern, immer ein ernster Anblick für jeden, der auf dem Binnensee fährt. Da wir nun gleich nach 5 Uhr nachmittags keine Wahrzeichen mehr erkennen konnten und sehr flaches Wasser hatten, so mußte, wie sehr das auch gegen aller Wunsch war, noch einmal geankert werden.

Desto fröhlicher dampften wir mit unserer Amelia am 17. Mai, als eben eine tief purpurne Morgenröthe aufglühte, unserm Ziele entgegen. Zerstreute Waldungen, ungeheuere Sandberge, Masten, S.-Joze do Norte und Rio-Grande tauchten auf und kamen uns näher. In weiter Ferne düsterte das Meer unter einem schwarzen Gewitter hervor, und zahlreiche Blitze zuckten mit grellem Lichte zwischen den zwei finstern Coloriten.

Wir legten am Ufer an, und fröhlich löste sich unsere kleine Reisegruppe auf, eine der angenehmsten, in der ich je gereist bin. Wir waren gerade achtundvierzig Stunden am Bord der Amelia gewesen. Jeder gewiß gern, und besonders dem guten Commandanten Castro Menezes herzlich dankbar.

In Rio-Grande war am Tage vorher, abends ziemlich spät, das Dampfpacket Imperados von Rio-de-Janeiro mit der europäischen Dampfpost vom April bereits eingetroffen und mir, da ich noch auf einen Aufenthalt von zwölf Tagen in Rio-Grande und eine eifrige Benutzung dieser Zeit zu einem Besuch von Pelotas, der Terra dos Tapés und selbst vom Jaqaraõ an der Lagoa-Mirim gerechnet hatte, wieder ein kleiner Strich durch meine Rechnungen gezogen. Denn wenn der Imperados auch noch nach Montevideo ging, so konnte er doch nach vier Tagen schon wieder an der Barre von Rio-Grande erscheinen, wo denn nur wenige Stunden Zeit zur Einschiffung der Passagiere nach Sta.-Catharina und Rio gegeben werden konnte.

Dennoch wagte ich einen Ausflug wenigstens nach Pelotas gleich am nächsten Morgen meiner Rückkehr nach Rio-Grande. Eine besondere Dampfschiffahrtslinie besorgt zwei mal in der Woche die Verbindung zwischen beiden Städten.

Am 18. Mai befand ich mich also schon wieder auf dem untern Ende der Lagoa-dos-Patos, auf dem dritten Dampfboot, womit ich sie befuhr. Glücklicherweise wendet sich indeß der Cours bald nach Westen; ich sage glücklicherweise, denn am Ostrand der untern Lagoa ist ein Sandgebirge nach dem andern, von denen jedes, wie gern man auch der Natursceneerie eine liebenswürdige Seite abgewinnen möchte, entsetzlich ungenießbar ist. Das Auge schweift hier mit aller Anstrengung im tiefsten, vegetationslosen Sand umher, ohne auch nur ein Atom von wohlgefälligem Anblick zu genießen. Mit Recht nennt man jenes Sandmeer die Arêa-Gorda, den „Fetten" Sand. Dem öden Ufer fehlte sogar der eigenthümliche Reiz, den wol sonst die zahllosen Vogelscharen ihm geben. Kaum den einen oder andern Strandläufer entdeckt man, kaum einige Schwimmvögel wiegten sich auf dem beweglichen

Element. Doch erblickte ich in einiger Anzahl jenen schwanenartigen Vogel mit schwarzem Hals und Kopf: Anas nigricollis.

Dicht vor der Mündung des Rio de S.-Gonçalo, jenes Flusses, durch welchen die beiden Lagoas miteinander zusammenhängen, ragt ein trauriges Monument aus dem Wasser. Ein eisernes Dampfboot der fleißigen Gebrüder Diel ging hier zu Grunde, jedoch kam kein Mensch dabei um; ich glaube aber, daß ein Diel, der Führer des Schiffes, infolge der bei der Explosion des Kessels ihn treffenden Verwundung gestorben ist. Kaum ragen noch die Räder aus dem Wasser hervor, und längst hat man die Versuche, das Fahrzeug wieder hervorzuheben, aufgegeben.

Als wir uns der Flußmündung des Rio de S.-Gonçalo zuwendeten, entdeckte ich noch hoch im Norden der Lagoa den Rauch der Amelia, mit der ich Tags zuvor von Porto Alegre gekommen war. Der Marquez de Caxias war ihr schon mit der Briefpost und den Passagieren von Rio vorausgegangen. So ist denn auf der Lagoa-dos-Patos der Dampf schon in voller Thätigkeit.

Einfach nnd freundlich ist die Mündung des Rio de S.-Gonçalo. Rechts und links findet sich ein ganz flacher, fast morastiger Wiesengrund, auf welchem Legionen von Waldvögeln ihr Wesen treiben, Legionen von den verschiedensten Größen. Neben sehr kleinen Schnepfenarten schreiten große Reiher umher und storchähnliche Mycterien suchten sich im originellen Parademarsch ihre Nahrung.

Bald sahen wir eine bewegtere Gruppe. Eine Heerde von Rindern sollte vom rechten Ufer des Flusses nach dem linken übergesetzt oder vielmehr durchgetrieben werden, wo in den dasigen Schlächtereien das Mordmesser auf sie wartete. Die Thiere schienen das zu wittern; sie waren unruhig und rannten hin und her. Ein großer, schwarzer Stier ward

wüthend; sechs halbnackte Reiter mit ihren Laços verfolgten ihn und handhabten mit seltener Geschicklichkeit ihre flüchtigen Pferde unter vielem Rufen und Hetzen. Einer fing den wüthenden Stier mit dem Laço; aber das starke Thier riß Roß und Mann mit sich fort zu einem Sumpfterrain und benutzte den Vortheil des dortigen Bodens. Der Reiter mußte den Laço fahren lassen; der Stier stürzte sich hinein ins nahe Dickicht und nach stürzten ihm die sechs wilden Stierbändiger und verschwanden uns aus den Augen.

Das Ufer des Flusses ward immer bewohnter; es zeigten sich hübsche Häusergruppen und die Mündung eines kleinen von Norden kommenden Flusses, des Rio de Pelotas, an dessen Ufer sich einzelne Niederlassungen hin erstrecken, in mancher Hinsicht von wirklich romantischem Charakter, unleidlich aber, ja wahrhaft grauenhaft in andern Beziehungen.

Ein gräßlicher Aasgestank liegt auf der ganzen Gegend! Häute, Hörner, Hufen, Knochen, Sehnen, Eingeweide und widerlich faulende Blutmassen, und dazu ganze Felder mit aufgehängtem Fleisch bilden einen wirklichen Schindanger im großartigsten Stil, und bezeichnen so den District, in welchem das wichtigste Handwerk der Provinz, das Schlachten von Rindern und Pferden, besonders Stuten, vor sich geht und seinen glänzenden Knotenpunkt findet. Eine Menge Aasgeier schwebt über der Gegend, oder weidet sich am faulenden Blute!

Und wie freundlich nnn auch der kleine Hafenplatz vor Pelotas sein mag, wie breite, gerade und zum Theil selbst hübsche Straßen die etwa eine Viertelmeile von dort liegende Stadt selbst hat: aller Eindruck von Lieblichkeit, Nettigkeit, oder was man sonst noch will, ist auf diesem Hauptschlachtplatz ein für alle mal ausgetilgt, es stinkt ja überall!

Trockene Häute schauen aus allen Magazinen hervor, liegen aller Ecken und Enden zum Trockenen umher: Leder-

häute und Compagnie ist die große Firma der Stadt, und wer daran keinen Gefallen, keinen Vortheil findet, der kann, ohne damit viel zu verlieren, von Pelotas fortbleiben.

An 400000 Stück Vieh werden jährlich in Pelotas abgeschlachtet, ein widerliches Wühlen in Blut und Thierschmuz, worin die Schlachterseele der Menschen fast selbst zum Thier mit wird. Es war gerade keine Schlachtezeit, und das war mir sehr lieb; sonst hätte ich es mit ansehen müssen, und das hätte mir meine ganze Freude an meiner Reise durch Rio-Grande stören können.

Auch hatte ich viel friedlichere Zwecke mit meinem Besuch von Pelotas vor. Ich wollte dort eine sich im Beginnen befindende deutsche Colonie besuchen, ein Unternehmen eines Deutschen, Jakob Rheingantz. Leider aber fand es sich, daß ich von Pelotas kaum in einem Tag dorthin gelangen könnte. Und da ich gleich am Tage darauf hätte zurückkehren müssen, um zum Abgang des Dampfpackets Imperados wieder in Rio-Grande einzutreffen, so mußte ich meinen Besuch dorthin von vornherein aufgeben.

Dafür wurden mir denn viele Mittheilungen über die neue deutsche Colonie gemacht. Der Unternehmer Jakob Rheingantz ist seit etwa siebzehn Jahren in Brasilien, soll in verschiedenen Stellungen auf einem Dampfboot beschäftigt gewesen sein, und scheint niemals eine bedeutende Stellung gewonnen zu haben, niemals sein Glück haben machen können: sodaß man mit einiger Vorsicht gegen ihn sein Colonisationsunternehmen als ein letztes Mittel ansehen muß zur Gewinnung einer Stellung und des Lebensunterhaltes. Unter billigen Bedingungen hat er von der Regierung Land übernommen, was er unter viel unbilligern Bedingungen an Auswanderer wieder ausverkauft und mit hohem Zinsfuß verzinst, wenn sie ihn nicht bezahlen können. Doch soll er mit Leib und Seele bei seinem Unternehmen sein.

Ein irländisches Colonisationsunternehmen in größerer Nähe von Pelotas scheint ziemlich verunglückt zu sein. Wenigstens haben sich fast alle Anbauer von dort, wo sie einen ungünstigen Boden fanden, fortgezogen und sind großentheils nach Montevideo übergesiedelt.

Die Pelotenser aber, deren Lebensumstände im allgemeinen etwas rückwärts zu gehen scheinen, wünschen leidenschaftlich eine eifrige Colonieentwickelung in ihrer Nähe, um eben daraus neue Lebenskräfte zu ziehen und bedeutendern Verkehr im Orte zu haben. So ist es denn auch ganz im Sinne der Provinzialverwaltung, eine ausgedehnte Colonie, namentlich von Deutschen, bei Pelotas anzulegen. Die einleitenden Schritte dazu sind gemacht, und ein Stück Land untersucht worden, welches von Pelotas nördlich sich gegen die Serra dos Tapés hin erstreckt und zum Theil vom kleinen, aber benutzbaren Fluß Pelotas durchströmt wird. Die weitere Entwickelung dieses Unternehmens muß abgewartet werden. Wenn man allen kommenden Einwanderern, die sich nach Pelotas und nach fernern Gegenden, nach dem Uruguay und dem Norden und Nordwesten der Provinz hinwenden, im selben Maße hilft, als man ihr Kommen wünscht und förmlich herbeisehnt: so wird beiden Parteien ganz bedeutend damit geholfen sein. Nur auf gegenseitigem Helfen und Beistehen beruht die Entwickelung und das glückliche Gedeihen beider.

Während so die Hoffnung und Aussicht auf einen gesegneten Landbau den Ufern des S.-Gonçalo und insbesondere der Stadt Pelotas näher gerückt ist, hat man sich auch seit Jahren einem Industriezweige zugewandt, der, von fleißigen Händen mit Ausdauer gepflegt, gute Früchte bringt. Man hat angefangen die ungeheuern Quantitäten von Thierstoffen, die sonst nur als Rohstoffe ins Ausland gingen und zum Theil selbst umkamen, an Ort und Stelle fabrikmäßig zu verarbeiten.

Von allen Unternehmungen derart bei Pelotas und in der ganzen Provinz, ja vielleicht in ganz Brasilien steht die Fabrik eines Deutschen, des Herrn Eggers aus Hamburg, hier obenan und verdient als solche eine ganz besondere Erwähnung.

Es mag keine Kleinigkeit gewesen sein für einen jungen Mann von gediegener europäischer Gesittung und Gesinnung, mit achtzehn Jahren am Rand des Pelotasflusses ein keineswegs angenehmes Geschäft, dessen Erstanlage damals im Sinken war, aufzunehmen, ihm siebzehn volle Lebensjahre mit Eifer, Ernst und nachdrücklichem technologischen Studium zu widmen und zu seiner gegenwärtigen Vollendung zu bringen.

Ich kann die schöne Fabrik des Herrn Eggers zur Verfertigung von Seife, Lichten und Leim nicht detaillirt hier beschreiben. Dicht am Ufer des kleinen, schiffbaren Pelotas sind hier nach einem verständigen Plan geräumige, höchst zweckmäßige Gebäude in gutgeordnetem Zusammenhange aufgeführt, und in sorgfältiger Auswahl mit Dampfapparaten, wie Siedekesseln, Schneidemaschinen, und zur leichtern Verbindung untereinander und mit dem Rand des Flusses zuletzt noch mit Eisenschienen versehen worden, sodaß die Fabrikate auf eigenen Fahrzeugen des rüstigen Fabrikherrn direct ausgeführt werden können.

Bedenkt man die Schwierigkeiten, die solchem Unternehmen entgegenstehen in seiner ersten Anlage und besonders in der Accreditirung seiner Producte und deren Concurrenz mit europäischen Importartikeln: so wird man dem Herrn Eggers einen höchst ehrenvollen Platz unter denen, die sich um die Weckung und Förderung der rio-grandenser Industrie hoch verdient gemacht haben, einräumen müssen.

Wenn auch gewiß manche europäische Fabriken in viel

größerm Maßstabe arbeiten mögen, so glaube ich dennoch auf die Production der deutschen Fabrik bei Pelotas aufmerksam machen zu dürfen.

Sie producirt im Jahr

an Seife	30000 Kisten,	die Kiste zu	48 Pfund,
„ Lichten	12000 „	„ „ „	26 „

ferner an flüssigem Fett oder Thieröl aus Hufen und Klauen 2500 Arroben und an Leim 2000 Arroben.

Kisten und Behälter zur Verpackung des Fabrikats werden an Ort und Stelle selbst gemacht. Selbst dieses Geschäft erfordert schon wieder eine besondere Abtheilung, einen besondern Betrieb, eine besondere Uebersicht, wozu allein die volle Thätigkeit eines Leitenden nöthig sein möchte. Ein Theil der Anlage ist wirklich eine vollständige Kistenfabrik.

Und bei all diesen vielen materiellen und zum Theil recht materiellen Mühwaltungen hat unser Freund in seiner einsam und von der feinern Humanität ziemlich weit abliegenden Anstalt die ganze Gesittung und Haltung des gebildeten Europäers, die er von der Heimat mitbrachte, vollkommen zu behaupten gewußt: ein Umstand, um deswillen ich ihm meine besondere Hochachtung zolle.

Um einigermaßen eine Ansicht von der Gegend um das ganz flachliegende Pelotas zu gewinnen, machte ich einen Ausflug nach den nächsten Höhen.

Zwischen den Flüssen Piratinim und Camacuam — beide nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen Flüssen im Westen der Provinz, die sich in den Uruguay ergießen — zieht sich einigermaßen parallel mit der Lagoa in der Entfernung von acht bis zehn Leguas von Pelotas eine Gebirgskette, Serra dos Tapés, hin, deren einzelne Ausläufer sich bis zwei Meilen der genannten Stadt nähern und eben dort einen kleinen

Höhenzug bilden, welcher wegen seiner anmuthigen Aussicht der Monte-Bonito genannt wird.

Freilich ist der Weg dorthin eigentlich nicht bonito. Eine ziemlich öde Fläche thut sich auf; manche gut aussehende Anlagen und Anpflanzungen finden sich zwar dort, der Anstrich des Ganzen aber ist dürftig. Sogar einzelne Araucarien machen sich bemerkbar, große Massen von Cactus und Mimosen und viele Gravatabromelien helfen den Ausdruck der Unwirthlichkeit vollenden. Fast steinhart erscheint an manchen Stellen der Boden und kaum gedeiht ein kurzes Gras auf ihm. Doch blühten unvermeidliche Oxalis reichlich überall und trotzen dem Boden und dem Spätherbst. In einigen Gräben traf ich eine unsern nordischen Sagittarien ganz vollkommen ähnliche Pflanzenform, doch ohne Blüten, sodaß ich die Identität der Pflanzen nicht feststellen kann.

Hier muß ich auch einer eigenen Art von Galläpfeln oder Auswüchsen gedenken, die ich ganz besonders häufig auf dieser Seite von Pelotas traf. Durch den Stich und die Eier einer Schlupfwespe oder wol Cynipsart bildet sich auf den Zweigen eines Busches ein kugelrunder, stielloser Auswuchs von fester, holziger Natur, der wegen seiner vollkommen regelmäßigen Form und wegen seiner bedeutenden Häufigkeit an jenem Busche als dessen regelrechte Frucht angesehen werden könnte. Die Leute nennen den Busch auch allgemein den Gallapfelbaum. Bei seinem Entwickeln bildet sich ganz regelmäßig auf der Seite dieses Auswuchses ein kleiner Kreis, der sich immer schärfer ausprägt, einen kleinen Deckel bildet und diesen abfallen läßt gerade in derselben Zeit, wenn das Insekt auskriecht. In dem kreisrunden, wie mit einem Messer sorgfältig ausgeschnittenen Loch findet man häufig noch die Larvenhaut des ausgeflogenen Insekts.

Merkwürdig ist dabei, daß diese Kugeln keineswegs vom

Bast und der Rinde, sondern auch vom Holz des Zweiges selbst gebildet werden. Wenn man demnach eine entwickelte, aber noch nicht aufgesprungene Kugel durchschneidet, so gelangt man durch Rinde, Bast und Holz in eine vollkommen kreisrunde Höhle, in welcher sich meistens zwei bis drei Insektenlarven befinden. Zur Ausstoßung des Deckels thut das in seinem Pflanzenwohnhaus lebende Insekt durchaus nichts, wie sehr auch das Ausfallen des erstern mit dem Ausschlüpfen des letztern zusammenfällt. Ich habe Kugeln getroffen, an denen der Deckel fast schon los war; wenn ich sie durchschnitt, so fand ich das Insekt ebenfalls schon fast reif. Diese Coincidenz zwischen dem Abspringen des Deckels und der Reife des Thierchens ist höchst eigenthümlich.

Wenn man dem Monte-Bonito nahe gekommen ist, so scheint er freilich kaum den Namen eines Monte zu verdienen. An seinem untern Abhang senkt sich ein kleines Waldgebüsch hinab, in welchem sich einiger verwitterter Granit befindet, ziemlich dicht überzogen mit Flechten und in seinen Spalten von Kugelcactus reichlich besetzt. Auf der Höhe des Berges dagegen prangen sechs bis acht wilde Feigenbäume, die ihr herrliches Laubdach weithin nach allen Seiten ausdehnen. Das Laubdach des einen Baumes hatte 64 Fuß im Durchmesser; bis 4 Fuß über der Erde hängen die weitausgedehnten Zweige herab. Der kurze Stamm sieht aus wie mehrere ineinander verschlungene Wurzeln über der Erde, welche einen großen Stein in fester Umarmung zwischen sich festhalten. So sieht Baum und Fels aus wie eine Ovidische Metamorphose. Eine kieselherzige Oreade hat ringend in den heißen Armen eines Satyrs die Diana angerufen, und der Zorn der Göttin hat den Skandal in Stein und Baum verwandelt: alles auf dem Monte-Bonito, zwei Meilen vom stierschlachtenden Pelotas.

Herrliche Bäume diese wilden Feigenbäume! Ein meistens kurzer, unregelmäßiger Stamm trägt die dichte, manchmal kugelrunde, meistens aber flache und in die Breite sich ausdehnende Laubkrone, deren zahlreiche Blätter großen Myrtenblättern nicht unähnlich sind. Auf den Zweigen sitzen außerordentlich zahlreich die kleinen, stiellosen Früchte, deren wandständige Samen sie als echte Feigen charakterisiren, wie sehr auch sonst die Früchte und die Bäume selbst von den edeln Feigen und deren Bäumen verschieden erscheinen. Auf einsamen Höhen, neben entlegenen Estancias, an stillen Bächen gewähren sie den Ausdruck einer eigenthümlichen Einöde, einer Verwaisung. So auch die Bäume auf dem Monte-Bonito! Wenn auch dort neben diesen Feigenbäumen ein kleines Haus mit einigen Palmen steht, so ist doch auch dort der Ausdruck dieser Einsamkeit unverkennbar. Weit über die Ebene hin streift der Blick bis zum fernen Pelotas! Am Horizont lagert sich die Lagoa-dos-Patos und erscheint wie der ferne Ocean. Weithin schimmern die gelbweißen Massen der Area-Gorda; man glaubt am Rande des Oceans den Anfang einer Sahara zu erblicken.

Landeinwärts dagegen ist, wenn sich auch beim ersten Blick nicht sehr viel Anbau zu erkennen gibt, die Landschaft frischer. Lange Höhenzüge der Serra dos Tapés schieben sich durcheinander; Waldungen und Schluchten bilden ein buntes Einerlei, aus welchem als ein Wahrzeichen der beginnenden Cultur an vielen Stellen ein bedeutungsvoller Rauch langsam aufsteigt.

Kehren wir vom Monte-Bonito nach Pelotas zurück, so finden wir unter seinen 7000 Einwohnern — der Ort scheint für 20—30000 Menschen abgesteckt zu sein — auch manche Deutsche, die dort in guten Verhältnissen zu leben scheinen und allgemeiner Achtung genießen. Ein alter Senhor de Freitas ist ein Hesse, dem man zum Dank dafür, daß er

vierunddreißig Jahre muthig und rüstig in der Provinz sein Geschäft trieb, seinen Namen Freitag in den geläufigern Freitas mit dem Adelsprädicat umgewandelt hat; der biedere Deutsche empfing mich sehr freundlich. Beim Herrn Bättgen aus Elsfleth, großherzoglich oldenburgischem Consul in Pelotas – so tief dringen unsere deutschen politischen Verhältnisse in Brasilien schon ein —, brachte ich freundliche Stunden zu und erfreute mich am abgerundeten Klavierspiel seiner liebenswürdigen und bescheidenen jungen Frau, welche, in Brasilien von französischen Aeltern geboren, eine vollendete Erziehung genossen hat, eine Schwester jener jungen Dame in S.-Gabriel, der Frau des dortigen französischen Advocaten.

Gar zu gern erwähne ich solcher vielleicht bedeutungslosen Elemente, in denen sich gute Gesittung, gute Gesinnung und sinnige Ausbildung des europäischen Elements selbst in ziemlich einsam liegenden Orten kundthut. Wer als Europäer weite Fernen durchschritt, in denen alle Lebensverhältnisse noch verwirrt durcheinander liegen, wird es mir nachfühlen, wie ich bei keinem solcher Momente und Monumente einer guten Gesittung gleichgültig vorbeigehen konnte.

Gerade die genannten Persönlichkeiten gingen am Morgen des 21. Mai mit demselben Dampfboot, womit auch ich nach der Stadt Rio-Grande zurückkehrte, ebenfalls dorthin. Als wir auf der Lagoa waren, sauste in einiger Entfernung von uns das schöne Dampfboot Marquez de Caxias vorüber auf seiner Reise von Porto Alegre nach Rio-Grande, und ich weidete mich recht an den schönen Proportionen des Fahrzeugs, welches wie eine Gazelle dahinschoß über den grünen Plan und lange vor unserm Dampfboot zur Stadt kam.

Und was soll ich nun noch zum Abschied von der Stadt Rio-Grande sagen.

Mag es sein, daß mich bei meinem ersten Besuch der Stadt meine Ungeduld, das Innere der Provinz zu sehen, etwas blind machte gegen die Annehmlichkeit eines rio-grandenser Stadtaufenthalts; mag es sein, daß bei meiner Wiederkehr dorthin in der Rückerinnerung an alles Erlebte mir offener Sinn und offenes Auge fehlte für die Reize jener Königin des Meersandes: ich bin noch bei keiner Stadt, wenn sie auch manche bemerkenswerthe Seiten hat, mit soviel Indifferenz vorbeigegangen wie bei Rio-Grande. Die Stadt liegt entsetzlich im Sande und Morast; außerdem befand man sich gerade während meines kurzen Aufenthalts im Ort in trostloser Handelskrisis, welche sämmtlichen Leuten allen Muth genommen zu haben schien, sich um irgendetwas anderes als um Verlust auf Ochsenhäute und protestirte Wechsel zu bekümmern. Und da ich nun mit meiner Reise nicht die allergeringste Besserung hervorzubringen im Stande war und absolut niemand irgendwelche Consignationen zuzuwenden hatte, so konnte ich auch für keine Menschenseele irgendein Interesse haben und lernte auch niemand dort kennen, wie gern ich auch Erfreuliches von etwaigen deutschen Familien erlebt und erzählt hätte, um gerade von solchen den letzten Gruß mit mir auf die See hinauszunehmen und in meinem rio-grandenser Reisebericht als letztes freundliches Bild ein deutsches Familienleben und Zusammenleben zeichnen zu können.

Das aber darf ich auch hier als wohlbegründete Behauptung aufstellen, daß auch in Rio-Grandes Handel der deutsche Fleiß, die deutsche Redlichkeit, die deutsche Umsicht hoch geachtet, ja vielleicht vor allen Nationen am meisten geachtet ist, und trotz ernster Durchgangspunkte des Anfangs vom Jahre 1858 diese Achtung vollkommen behauptet und behaupten wird.

So habe ich denn in der weiten, herrlichen Provinz von

S.-Pedro do Rio-Grande do Sul, — so ist ihr voller Name —, vor allen andern eingewanderten Nationalelementen, die sich im Lande geltend machen und zu seiner Entwickelung und Förderung beitragen, das deutsche, wie wenig es auch ein nationalbewußtes, nationalstolzes genannt werden kann, als das vorwiegende angetroffen: vielleicht eben deswegen als das vorwiegende, weil es das am wenigsten nationalstolze ist und sich am meisten hineinfindet in die Rechte, Gesetze und Anordnungen der ausländischen Staatsverfassung.

Und das ist für die Ausgewanderten ebenso gut, wie es für die gut ist, zu denen sie eingewandert sind. In nichts werden die Ausgewanderten verhindert an deutscher Sitte, deutschem Fleiß, deutscher Intelligenz, wenn sie das alles mitbringen, festzuhalten, und sich mit diesen ihren Hauptfactoren geltend zu machen mitten zwischen der fremden Nation. Und weil eben die Deutschen im brasilianischen Staate eine viel freiere, liberalere Gesetzgebung finden, von der die Ankommenden meistens seltsam überrascht werden, weil sie dieselbe in der deutschen Heimat kaum irgendwo genossen — eine viel freiere als im Vaterlande, wenn auch eine straffe Haltung und Handhabung derselben noch oft fehlen mag —, so fügen sie sich gern und leicht den gesetzlichen Instituten des neuen Vaterlands, ohne durch ein gewisses vornehmes europäisches Herabsehen auf den aufwachsenden jungen Staat so leicht zu verletzen, wie das wol schon von andern Nationen, namentlich der englischen und französischen, in recht empfindlicher Weise geschehen ist.

Wenn dem so ist, so darf ich wol getrost und ohne Anmaßung für unsere deutschen Landsleute hinzufügen, daß man dieselben in der ganzen Provinz besonders gern sieht, in welchen Fächern, in welchen Stellungen sie sich auch immer geltend zu machen gesucht haben.

Blühend unter deutschen Händen haben wir den Handel getroffen in Porto Alegre, der Stadt Rio-Grande, in Pelotas, in Santa-Maria, am fernen Uruguay; blühend haben wir an denselben Orten das deutsche Handwerk gesehen, blühend und geachtet, viel höher geachtet, als eine gewisse Standesaristokratie in Deutschland dasselbe achten will und blühen lassen möchte! Und blühend vor allem, vor allem hochgeachtet haben wir überall einen Stand gesehen, in dem Rio-Grande alle seine Kraft, all seine Macht findet: den Bauernstand, den Stand des Colonisten, des Anbauers, zumal dann, wenn er die ersten Schwierigkeiten in der Bearbeitung des fremden Bodens, in der Behandlung der fremden Saaten, in der Beobachtung der fremden Jahreszeiten überwunden hat.

Ihm ganz besonders, ja ihm vor allen gehört das nächste Jahrhundert der Provinz Rio-Grande do Sul, ja vielleicht seine ganze Zukunft, dem ehrlichen, biedern, hartfäustigen Bauernstande deutscher Einwanderer!

Das ist eine Ansicht, ein festes Vertrauen, was ich mir auf meiner langen Wanderung zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Uruguay erworben habe.

Und da kann ich nicht anders, als denen, welche die Schicksale auch dieser Provinz lenken, das besonders ans Herz zu legen, daß sie mit Ernst, Geduld, Ausdauer und ganzer Hingebung für die deutsche Colonisation in Rio-Grande sorgen.

Nicht dadurch geschieht das, daß man in einzelnen Jahren allerlei Leute hinüberschickt nach Deutschland, und ihnen dafür, daß sie Menschen herbeischwatzen, 30 Mlrs. Kopfgeld bezahlt; nicht dadurch geschieht das, daß man sich mit großen Summen von der Mühe des Selbstcolonisirens noch immer hier und dort loskaufen möchte, und das ernste, höchst ernste Selbstverpflegen und Versorgen der Ankommen-

den unter allerlei Geldvortheilen einzelnen Colonisations-unternehmern überläßt, Unternehmern, Anwerbern, Agenten, welche, nachdem sie alles nur Mögliche angefangen und nichts Würdiges zu Ende gebracht, alle nur gebräuchlichen Wege zum Wohlstand und zu einer geachteten Stellung vergebens eingeschlagen haben, nun zum letzten Mittel greifen, zur Anlegung einer Colonie unter Begünstigung der Regierung, zur Anwerbung von Colonisten für Kopfprämien und zur Herrichtuug von Comptoirs in Deutschland zur systematischen Jagd auf Menschen, auf Auswanderer: nein, nicht das heißt mit Ernst, Geduld, Ausdauer und ganzen Hingebung für die deutsche Colonisation in Rio-Grande, in Brasilien überhaupt sorgen!

So sorge denn die Regierung selbst mittels tüchtiger, gut besoldeter Coloniedirectoren für die Anlegung einzelner Colonien; nie lasse sie Leute von sogenannten Agenten beschwatzen, vielmehr lasse sie die volle Wahrheit sagen und verkündigen über den Stand der Dinge im eigenen Lande: sie lasse reden von der harten, mühsamen Arbeit, damit sie auch von der reifen Frucht reden könne; sie verschweige nicht die vielen Entbehrungen, damit sie auch von dem wohlerworbenen Gute sprechen darf.

Und wahrhaftig und gewiß, wenn sie so thut, und mit ganzer Gewissenhaftigkeit, mit ganzer Liebe und Beharrlichkeit so thut, wenn sie vor allem nicht ängstlich danach fragt, ob die Leute katholisch oder evangelisch sind; wenn sie das Heiligthum auch der protestantischen Kirche anerkennt, und der Staatskirche, die aus Brasilien einen Kirchenstaat machen möchte, den Frevel verbietet, solche Ehe für Concubinate zu erklären und Eheleute auseinander laufen zu lassen, die im Namen Gottes und seines heiligen Wortes kirchlich getraut sind; ja, wenn sie selbst dem Juden, der sich im freisinnigen Staate Brasilien seine Heimat sucht, seinen Jehovah glauben

läßt und das Heiligthum seines Hauses nicht schänden läßt von irgendwelchem Bischof; wenn sie so thut, handelt, duldet, anerkennt: dann gibt der Gott der Katholiken und Evangelischen, der Gott Alten und Neuen Testaments schon seinen Segen zum Werke; dann wird er schon, wenn alle glauben dürfen, Hunderte, Tausende, ja Millionen fleißiger Menschen unbeschwatzt, unbelogen, unbetrogen, ohne Dreißig-Milreis-Prämie, nach Rio-Grande zum guten Werke führen, und in Einigkeit, wie schon an so vielen Stellen des Landes, nebeneinander arbeiten lassen, den katholischen Mann neben der evangelischen Frau, und den Juden mitten in einer christlichen Gemeinde, damit die Geschichte vom Ewigen Juden in Europa ausgespielt habe und man nicht auch in Brasilien der Inquisition und dem Heiligen Officium Altäre aufrichte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

